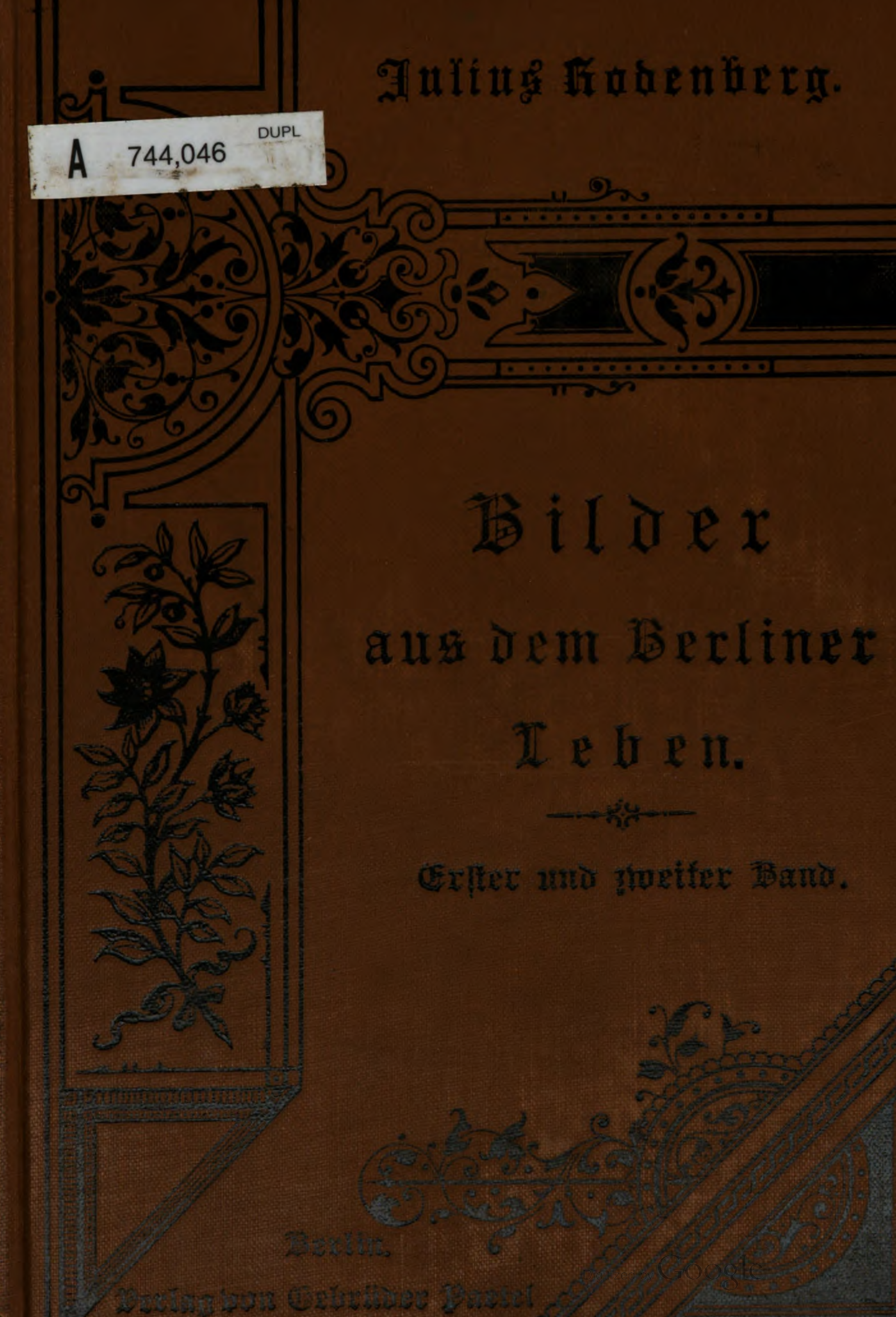
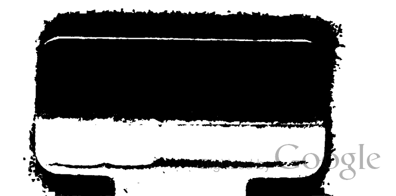

Julius Rodenberg.
Bilder
aus dem Berliner
Leben.
Erster und zweiter Band.
Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel





Bilder
aus dem Berliner Leben.

Erster Band.

Bilder
aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Dritte, wohlfeile Ausgabe.

Erster Band.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1891.

Vorwort.

Der erste Theil dieser „Bilder aus dem Berliner Leben" erschien 1885, der zweite folgte 1887 und der dritte beschloß 1888 mit dem Titel „Unter den Linden" die Reihe, die man hier nunmehr in zwei Bänden vereinigt findet. In den einleitenden Vorreden zu den Einzelausgaben habe ich mich über das Entstehen dieser Aufzeichnungen ausgesprochen, denen zunächst ein fester Plan nicht zu Grunde lag. Ursprünglich ein Fremder in Berlin, hab' ich doch an mir selber Etwas von der assimilirenden Kraft dieses Bodens und dieser Stadt erfahren, die ich während eines Aufenthalts von dreißig Jahren aus der Residenz der Könige von Preußen, mit nicht viel mehr als 450 000 Einwohnern, zu der Metropole des Deutschen Reichs, mit fast 1 500 000 Einwohnern, werden sah. Dieser Proceß des Uebergangs, der Umbildung und des Wachsthums, wie er sichtbar

und in immer rascheren Schritten vor unsern Augen sich vollzog, ist auf den nachstehenden Blättern dargestellt. Das früheste derselben stammt aus der Mitte der siebziger Jahre.

Damals entsprach es mehr einer Neigung als bestimmten Absicht, den Veränderungen nachzugehen, unter denen das alte Berlin, das ich seit meiner Studentenzeit gekannt, in das neue sich verwandelte. Wie man ein Tagebuch schreibt, nur für sich selber, begann ich diese Sachen zu schreiben. „Die letzte Pappel" entstand an dem Tage, an welchem ich sie wirklich von meinem Fenster am Schöneberger Ufer aus fallen sah, gegen Weihnachten 1875, und nicht eher als um Weihnachten 1878 konnte ich mich entschließen, sie zuerst in der „Deutschen Rundschau" zu veröffentlichen. Zwei Jahre später, im September 1880, durch ähnliche Veranlassung hervorgerufen und an derselben Stelle, kam der „Sonntag vor dem Landsberger Thor" und wieder zwei Jahre später, August 1882, „In den Zelten". Ich erinnere mich gern und dankbar der mancherlei freundlichen Stimmen, die mir jetzt, bald von hier, bald von dort, zukamen, mich auffordernd oder aufmunternd, mein Unternehmen fortzusetzen. Oder, wenn ich die Wahrheit sagen soll, erst recht anzufangen; denn nun erst, mitten in der Arbeit, ward mir meine Aufgabe klar: das Bild zu fixiren, welches Berlin im Verlauf

seiner Umgestaltung dem Blicke des Beobachters darbot. Und nun erst ging ich ernsthaft ans Werk.

Ein ungeheures Gebiet lag vor mir und eines, das mit jedem Tage sich änderte. Die stillen Straßen, in denen ich an den Nachmittagen gewandert, erfüllten sich mit Baulärm und Bauschutt; die kleinen Häuser, manches von ihnen mir lieb und werth, sanken dahin, es gingen die traulichen Winkel und Ecken, in der Nähe der Kirchen, die letzten Spuren des Mittelalters mit sich nehmend, und große Stücke der Vergangenheit entschwanden zwischen gestern und heut. Ich hatte Mühe, zu folgen. Was heute noch stand, war morgen, wenn ich wiederkam, nicht mehr. Wo Gebäude gewesen, in denen die Generationen des vorigen Jahrhunderts gelebt, und von denen nicht wenige die Züge seines großen Königs an sich trugen, da lag jetzt ein Trümmerfeld, das nur undeutlich die Grundformen des Neuen erkennen ließ; ganze Complexe, die typisch waren für das Berlin unserer Väter und selbst noch das unsere, wurden niedergerissen, um neuen Stadtvierteln Nichts zu hinterlassen, als ihre Namen. Aber was ist ein Name! Kommt man jetzt in diese Gegenden, so wird es selbst uns schwer, die wir es doch genau gekannt und tausendmal gesehen haben, uns zurückzurufen, was einst hier gewesen. Und während so der innerste Kern unserer Stadt aufgebrochen ward, schwoll ihr äußerer

Umfang weit hinaus, mit Häusern und Straßen ohne Zahl und hunderttausenden von Menschen bedeckend, was vormals Felder und Wiesen, Sand und Haide gewesen, mit Vororten bis zum Müggelsee und mit Villen bis in den Grunewald.

Es ist das bescheidene Geschäft oder Amt eines Chronisten, das ich beanspruche. Wenn ein solcher von Tag zu Tag verzeichnet, was sich, nach seiner Meinung, Merkwürdiges begiebt, so mag er dabei wenig an die Zukunft denken. Was ihm die Feder führt, ist die Liebe zum Gegenwärtigen, welches unter seiner Hand schon zum Vergangenen wird. Es ist die Furcht, das hingehen zu sehen und nicht retten zu können, was ihm theuer gewesen. Er will ein Bild von dem aufnehmen, was bald nicht mehr sein und niemals wiederkehren wird.

So sind meine „Bilder aus dem Berliner Leben", eines nach dem andern geworden, bis mit dem Hingang Kaiser Wilhelms I. das letzte vollendet war. Mit diesem großen, guten und weisen Herrscher — dem Kaiser des Geschlechtes, das nun allmälig ihm folgt — ist die Geschichte des alten Berlin geschlossen und das neue steht fertig, über welchem die neue glänzende Sonne, die Sonne Kaiser Wilhelm's II. und der Jugend strahlt. Möge sie gedeihlich sein, noch viele, viele Jahre, wie sie verheißungsvoll aufgegangen ist, die Herzen der Menschen erwärmend und

versöhnend und Frieden spendend den Völkern und Nationen!

Uns aber, die wir das neue Reich und das neue Berlin nicht vorfanden, wie beide jetzt sind, sondern in hartem, schweren Ringen das eine, das andere werden sahen mit einer gemischten Empfindung von Stolz und von Wehmuth, uns vergönne man den Rückblick und die Erinnerung.

Die „Bilder" erscheinen hier unverändert, wie sie zuerst geschrieben und gedruckt wurden, wiewohl auch seitdem sich schon wieder Vieles geändert hat. Aber was etwa von Werth ihnen durch wohlwollende Beurtheiler zugestanden worden, beruht eben darauf, daß sie den Augenblick wiederzugeben versuchen, augenblickliche Situation und augenblickliche Stimmung. Und um diese noch deutlicher zu machen und ihr gegenüber den Standpunkt des Lesers genau zu bestimmen, ist jedes der „Bilder" mit dem Datum seiner Abfassung, Jahr und Monat, versehen worden. Nur einige sinnstörende Druckfehler, auf welche gütige Kritiker der früheren Ausgaben mich aufmerksam gemacht haben, wird man in der vorliegenden verbessert finden.

Kein anderer Wunsch des Autors begleitet diese Gesammtausgabe der „Bilder aus dem Berliner Leben", als daß sie der gleich günstigen Aufnahme sich erfreuen möchten, wie sie zuvor den einzelnen

Bänden derselben zu Theil geworden; und sein schönster Lohn, den einzigen übrigens, nach dem er geizt, würde darin bestehen, daß diese Schilderungen den Aelteren einiges Vergnügen gewähren, bei den Jüngeren aber einige Pietät wecken helfen für das, was gewesen.

Berlin, 24. August 1890.

J. R.

Inhalt des ersten Bandes.

Die letzte Pappel.

(December 1875.)

Der Sturm von gestern Nacht hat sie gefällt. Es war aber auch ein furchtbarer Sturm. Die Fenster klapperten, die Ziegel fielen von den Dächern, draußen war ein solcher Rumor und in meinem Schlafzimmer ein solcher Zug, daß ich zum ersten Male nach langer Zeit wieder in einer Schiffskajüte zu schlafen glaubte. Die ganze Nacht träumte ich von der See, und als ich einmal aufwachte — meine brave Schwarzwälder Uhr draußen auf dem Gange schlug gerade Drei —, da war mir, als ob ich den alten Capitän rufen hörte — den alten dicken Capitän mit der rothen Nase und den kurzen Beinen, denselben, mit dem ich vor Jahren einmal in einer ähnlichen Nacht unterwegs war, zwischen Leith und Hamburg —, und dann vernahm ich ordentlich das Aechzen des Schiffes und das Brausen der Wellen, und ein Ton war in der Luft, als ob ein Baum bräche, als ob Holz splittere ... „Mein Gott, mein Gott", rief ich, „wir sind verloren" — und ich wollte mich eben anschicken, das sinkende Schiff zu

1*

verlassen, um in einem der Böte Rettung zu suchen, als ich zum Glück bemerkte, daß ich in meinem Bette sei, und daß sich Alles in guter Ordnung befinde, mit Ausnahme der Wettergardinen und Ringe, welche vor dem Fenster zusammen mit dem Winde klingelten und musicirten, daß Einem der Schlaf wohl vergehen konnte. Doch es war Sphärenmusik, verglichen mit den Schrecken der heulenden See, welche sich mir so lebendig aufdrängten, daß ich nicht nur den gischtüberschäumten Steuerbord gesehen, das Tosen der Brandung gehört, das Gemisch von Salz und Theer gerochen, sondern auch gewissermaßen den Grog geschmeckt hatte, den ich gestern Abend mit dem alten Capitän getrunken. Der friedliche Zuruf meiner Uhr beruhigte mich indessen auch über diesen letzteren Punkt; es ward mir plötzlich klar, daß ich allerdings gestern Abend Grog getrunken, starken Grog obendrein, aber nicht mit dem Capitän — der, Gott weiß es, schon lange kein Schiff mehr führt. Ich schlief also wieder ein. Aber in derselben Nacht und um dieselbe Stunde ist sie vom Sturme gebrochen worden, die letzte Pappel.

Als ich zuerst in diese Gegend der Stadt kam, vor vierzehn oder fünfzehn Jahren, da waren mehr Pappeln hier; in der That, mehr Pappeln als Häuser. Das Haus, in dem ich jetzt wohne, war noch nicht, und die Straße, in der es steht, war noch nicht, und alle anderen Straßen um sie her waren

auch noch nicht. Gärten waren da, mit kleinen, niedrigen, einstöckigen Häuschen und gemüthlichen Leuten darin, denen man in die Fenster sehen konnte, wenn man vorüberging. Man konnte sie, bei der Lampe, rund um den Tisch sitzen und ihr Abendbrod essen sehen, welches ihnen in der Regel ausgezeichnet schmeckte. Still war es hier, wie auf dem Lande; Wagen kamen selten und Omnibusse gab es noch nicht. Aber Pappeln gab es, die schönsten und die größesten, die man sehen konnte; alte Bäume, die zur Zeit Friedrich's des Großen gepflanzt, und schon stattlich in die Höhe gegangen sein und eine hübsche Allee bilden mochten, als er, in seinen späteren Jahren, in seiner Kalesche von Potsdam nach Schöneberg, und von Schöneberg nach Berlin fuhr. Saatfelder waren damals zu beiden Seiten der Pappelallee, und Wiesen und Gräben, und Etwas davon war noch übrig vor vierzehn oder fünfzehn Jahren, wiewohl das Saatfeld hier und da schon hinter Holz- und Kohlenplätzen verschwand, die Wiesen sich in Baugrund verwandelten und die Gräben in einen Canal, auf welchem Torfkähne gingen und demnächst der erste Apfelkahn erschien.

Wo der Apfelkahn erscheint in Berlin's Gewässern, da darf man auf eine Wendung der Dinge gefaßt sein; heute noch ein einsames Zeichen der vordringenden Cultur, wird er morgen oder übermorgen

von neuen Häusern, neuen Straßen, neuen Menschen umgeben und in dieser sich überstürzenden Menge des Neuen das einzige Ding sein, welches mit einem gewissen Ausdruck von Alter, Stabilität und Ehrwürdigkeit seinen Platz behauptet.

Indessen litt die Pappelallee vorläufig keinen Schaden; sie gewann sogar durch die Nähe des Wassers einen malerischen Reiz mehr, und da, wo sie in einer Art von spitzem Winkel auf den Canal stieß, lag ein Garten, der von allen Gärten in dieser Nachbarschaft der merkwürdigste war. Es war nur ein kleiner Garten; aber einen großen Raum müßte ich haben, wenn ich all' seine Eigenschaften beschreiben wollte. Er war dreieckig; man mußte, wenn man von der Straße kam, ein paar Stufen hinabsteigen, und man hatte, wenn man darin war, die Vorstellung, nicht nur in einem tiefen, sondern auch in einem niedrigen Garten zu sein, wenn so Etwas von einem Garten gesagt werden kann. Denn die Bäume wuchsen hier nicht in die Höhe, wie Bäume sonst zu thun pflegen, sondern sie waren, ich weiß nicht durch welche Kunst, in die Breite gestreckt worden, so daß sie den ganzen Garten mit einem Geflecht von Zweigen bedeckten, durch welches zwar der Regen, aber niemals ein Sonnenstrahl dringen konnte. Dennoch war es ein schöner Aufenthalt, und halbe Sommernächte lang habe ich darin gesessen.

Ich vergaß zu sagen, daß es ein Bier- und Kaffeegarten war; doch das werden die Leser wohl errathen haben. Wie wäre ich sonst in den Garten gekommen? Fliederbüsche wuchsen an den Ecken des Gartens und erfüllten ihn, zur Zeit der Blüthe, mit ihren süßesten Düften. Auch ein Hügel erhob sich nach der Wasserseite hin über den lückenhaften Bretterzaun, der den Garten umgab; und hier, wenn die Jahreszeit und das Wetter es erlaubte, pflegte sich an jedem Nachmittage, präcis vier Uhr, ein kleiner Kreis von Damen zu versammeln, welche, sobald sie ihre Sitze eingenommen, unaufhörlich strickten und unaufhörlich mit einander redeten. Ich habe mich, in jenen Tagen, oft darüber gewundert, was sie mit all' den Strümpfen anfangen oder woher sie all' den Stoff zu ihren Gesprächen nehmen könnten. Doch sie müssen es wohl gewußt haben, und auch ich gewöhnte mich zuletzt daran, wie an irgend eine andere gegebene Thatsache des Lebens. Denn ich war, wie gesagt, ein regelmäßiger Besucher, ich darf sagen, ein Stammgast des Gartens und lernte allmälig die Gesichter der übrigen Gäste kennen, und in gebührender Reihenfolge ihre Namen, ihren Stand, ihren Charakter und bis zu einem gewissen Punkte, so weit es sich auf den Garten bezog, ihre Geschichte.

Schon am Schritt, wenn er noch draußen in der

Pappelallee war, unterschied ich den alten Major von dem alten Regierungssecretär, die beide den Garten liebten und an jedem Tag an demselben Tische saßen, ohne jemals ein Wort miteinander zu wechseln. Dennoch, obwohl sie sich nicht einmal grüßten, bestand ein höchst intimes, auf das feinste Maß gegenseitiger Achtung gegründetes Verhältniß zwischen diesen Beiden. Beide trafen fast gleichzeitig auf ihren Posten ein, Beide theilten brüderlich unter sich die Zeitungen des Lokals, Beide fuhren mit demselben Ingrimme auf, wenn irgend ein Anderer, mit dieser ihrer berechtigten Eigenthümlichkeit unbekannt, ihnen ein Blatt streitig machen wollte, und Beide, nachdem sie ihre Lectüre beendet, ihren Kaffee getrunken und ihre Zeche bezahlt hatten, erhoben sich kurz nach einander vom Tisch und gingen, wie sie gekommen waren. So habe ich sie Jahre lang beobachtet und immer von einem Tag zum anderen Tag erwartet, daß sie sich anreden würden. Doch das geschah nicht, so daß ich, wenn ich die Damen auf dem Hügel, die den Faden niemals verloren, mit diesen beiden Herren verglich, die ihn trotz täglichen Beisammenseins nicht anknüpfen wollten oder konnten, zwei der größten Gegensätze der menschlichen Natur vor mir sah.

Ferner waren ein paar Schachspieler da, verhältnißmäßig junge Männer, aber mit einer guten

Aussicht vor sich, in ihrem Amt älter zu werden: nämlich zwei königliche Gerichtsassessoren; ferner ein hagerer, knochiger alter Mann, der einen dicken Shawl um den Hals und einen Sommerhut trug und nach der Aussage des Kellners (mit dem er sich regelmäßig jeden Tag eine halbe Stunde lang unterhielt) ein berühmter Gelehrter sei — in welcher Wissenschaft, konnte mir der Kellner nicht sagen, aber ich vermuthete damals in irgend einer von den schönen Wissenschaften, der Aesthetik oder Philosophie; ferner ein dicker Metzger, der, wie ich aus dem Wohnungsanzeiger erfuhr, auf Wollank's Weinberg wohnte und alle Tage den weiten Weg in seiner Equipage machte, um hier, vor dem, was damals noch das Potsdamerthor war, Kaffee zu trinken und die Gerichtszeitung zu lesen.

Ich muß bemerken, daß diese Gesellschaft, die sich während des Sommers im Garten versammelte, in das kleine Haus rückte, sobald der Herbst gekommen war. Dieses kleine Haus, in welchem die Wirthschaft betrieben wurde, war in seiner Art ebenso merkwürdig, wie der Garten. Ich begriff damals nicht und begreife noch heute nicht, wie zwischen diesen vier Mauern Alles Platz hatte, was sich wirklich darin bewegte: die Kellner, die Köchin, die Gäste, und um das Beste zuletzt zu nennen, die Wirthin. Das Etablissement befand sich nämlich in weiblichen

Händen. Die Wirthin, eine Wittwe in reifen Jahren, ließ sich im Garten selten sehen, so daß Besucher, die nur während des Sommers kamen, kaum eine Ahnung von ihrer Existenz gehabt haben mögen. Dagegen waltete sie mit um so größerer Sorgfalt im Hause, und wer in das Innere desselben zugelassen und nach einer gewissen Probezeit in das Vertrauen der Wirthin aufgenommen war, der konnte sich nicht beklagen; der saß wie in Abraham's Schooß. Das Meublement war zwar von der einfachsten Sorte (ich wende mich von meinem biblischen Bilde wieder zurück zu der kleinen Gartenwirthschaft); die Stühle hatten weder Polster noch Strohgeflecht, sogar einer hölzernen Bank erinnere ich mich. Allein Niemand verlangte etwas Besseres, Jeder war damit zufrieden und dankte Gott, wenn er, am Abend eintretend, seinen Platz unbesetzt fand. In diesem Punkte jedoch verstanden die Gäste der Gartenwirthschaft keinen Spaß, und ich entsinne mich noch sehr wohl des Spektakels, welchen der Professor machte, als eines Abends ein blonder, schüchterner Jüngling, der die Gesetze des Instituts nicht kannte und eigentlich nur aus Irrthum hineingerathen war, auf seinem Stuhle saß; sonst aber ging es sehr friedfertig und ordnungsmäßig her, einen Tag und Abend wie den andern. Oellampen brannten in dem langen, niedrigen und schmalen Gemach, welches dicht an die Küche

stieß und in welchem die Gäste ihr Abendbrod erhielten, dampfend wie es vom Herde kam.

Hinter dem Kellner her, in den späteren Abendstunden, machte die Wirthin die Runde, und es war ein Vergnügen, sie zu sehen, wie sie hier einen Augenblick stehen blieb und dort sich einen Augenblick niederließ; wie sie mit einer ungezwungenen Vereinigung von Zutraulichkeit und Würde in ihrem Benehmen an jeden Einzelnen das Wort richtete und Allen gleichmäßig das Gefühl des Behagens zurückließ. Wir jüngeren Adepten ihrer Wirthschaft nannten sie „Mutter", und eine Mutter war sie uns, bedacht für Speise und Trank und sonstiges Wohlbefinden, bewandert in allen Angelegenheiten unseres täglichen Lebens, zuweilen mit einer kleinen Aufmunterung und zuweilen mit einem leisen Tadel; eine stattliche Person in einem baumwollenen Kleide, den glattgestrichenen Scheitel schwarz, mit kaum einem Verdacht von vordringendem Weiß, und das Gesicht voll, mit just einem Anflug von Kupfer, jenem Vertrauen erweckenden Zuge der Gastlichkeit.

Uebrigens gab es auch ein einziges Sopha im Zimmer; es war mit großgeblümtem Cattun überzogen und nach stillschweigendem Uebereinkommen für den weiblichen Theil der Gesellschaft reservirt. Denn auch Damen kamen in das Winterlokal des Gartens; besonders eine Dame mit zwei Töchtern, einem paar

der hübschesten Wildfänge, die ich je gesehen. Die Dame, eine würdige Matrone, hatte im Sommer ihren Ehrensitz auf dem Hügel, wo sie, umgeben von ihren Freundinnen, die Präsidentin des kleinen Damen-clubs zu sein schien. Aber sie wich auch im Winter nicht, wenn der Hügel verödet war, wenn die Bänke und Tische im Garten übereinander gehäuft standen, wenn die Pappeln ihre Blätter umhergestreut hatten und auf ihren kahlen Aesten sich die Krähen wiegten. Da kam die Dame mit den beiden Töchtern in das Gastzimmer, und da war es, wo die kleine Familie mein ganzes Herz gewann. Sie waren die glücklichsten drei Menschen, die mir in meinem Leben begegnet; sie sahen sich niemals an, ohne vor Vergnügen zu lachen, und freuten sich ihres Daseins auf jegliche Weise. Diese unmotivirte Heiterkeit gab mir häufig Anlaß zum Verdruß; denn manch' eine Stelle in den Reden des Landtags (die damals noch nicht so interessant waren, wie sie heute sind) mußte ich zwei Mal, ja drei Mal lesen, wenn das Gelächter plötzlich erscholl. Und ich muß es bekennen! — kaum hatten die beiden Mädchen, die eine von zwölf, die andere von zehn Jahren, bemerkt, daß ich ein verdrießliches Gesicht machte, wenn sie lachten, als auch ihre gute Laune sich verdoppelte und die Ausbrüche ihrer Lustigkeit sich verdreifachten. Was diese beiden kleinen Mädchen mir an den Augen absehen

konnten, das thaten sie um mich zu ärgern, mit Auf- und Zuwerfen der Thüren, mit Herein- und Hinauslaufen, mit Allem, was man einem ordentlichen und gesetzten jungen Manne nur zufügen kann, der den Zug nicht liebt und ungestört seine Zeitung lesen will. Und was mich noch am meisten ärgerte, das war, daß einer von den beiden Schachspielern, anstatt gemeinschaftliche Sache mit mir gegen die Störenfriede zu machen, sie vielmehr in ihren Tollheiten noch unterstützte und namentlich an dem älteren Wildfang — dem ärgsten der beiden — sein ganz besonderes Wohlgefallen zeigte. Ich zweifelte nicht länger an der traurigen Wahrheit, daß ich ein Hauptgrund des Vergnügens für die beiden kleinen Mädchen und eine Hauptanziehung ihrer Besuche sei; diese wurden immer regelmäßiger und immer länger, und zuletzt schien die glückliche Familie ganz in dem Lokal zu wohnen. Des Nachmittags, wenn ich meinen Kaffee trank, waren sie schon da, und am Abend, wenn ich zu Nacht speiste, waren sie noch da. Die Mutter, eine brave Frau, hatte nicht Zeit, sich um ihre Töchter viel zu bekümmern, denn neben ihr im Sopha saß immer eine oder die andere von den Matronen des Hügels, und am Mittwoch, Sonnabend und Sonntag spielten sie Whist. Die beiden kleinen Mädchen fingen an, mir den Garten zu verleiden, und ich versuchte, demselben fern zu bleiben. Aber damals gab es noch

nicht so viele Restaurationen wie heute; man hatte keine Wahl, und außerdem — ich bin schwach genug, es einzugestehen — die beiden kleinen Mädchen fehlten mir! Man gewöhnt sich allmälig auch an den Aerger, und nach einer Woche war ich wieder da.

Den Jubel hätte man hören sollen! An dem Tage stand die Thüre keinen Augenblick still, als ob mein Wiedererscheinen auf gar keine bessere Weise hätte gefeiert werden können.

Außerdem hatten die beiden kleinen Mädchen eine neue Attraction in Gestalt jenes Apfelkahns entdeckt, der damals ungefähr zuerst Anker warf im Canal. Nun waren die Aepfel an der Tagesordnung; Aepfel mit Wangen, so roth und blühend, wie die der beiden Mädchen. Alle möglichen Spiele mit Aepfeln und um Aepfel kamen aufs Tapet, sie warfen sich — und mitunter auch mich — mit Apfelschalen, und ich hatte bei meinem Weißbier Zeit, über dieses Symptom nachzudenken.

Doch nicht allzulange; höchstens zwei bis drei Jahre. Da blieb eines Tages das ältere der beiden Mädchen aus. Es ging mir ordentlich wie ein Stich durchs Herz, als die gemüthliche Frau, zum erstenmal, seitdem ich sie kannte, nur mit der jüngeren ihrer Töchter hereintrat. Sie schien nicht weniger glücklich und zufrieden, als sie es vorher war; aber mir fehlte sie — mir fehlte das muntere Lachen

meiner kleinen Feindin. Denn auch die Schwester war verstummt seit die Spielkameradin verschwunden, und zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß sie lange Kleider trage.

Um diese Zeit begannen die Veränderungen, welche aus der geschilderten Gegend das gemacht haben, was sie heute ist. Ein paar Pappeln wurden gefällt, ein paar Häuser wurden gebaut — scheinbar ohne Zusammenhang. Aber mehr Pappeln und mehr Häuser folgten, und der Zusammenhang stellte sich bald genug heraus: es war auf ein neues Stadtviertel und eine vollkommene Vernichtung der ländlichen Allee abgesehen, und wir armen Gartenbewohner lebten, so zu sagen, nur noch auf Wartegeld. Ich kann nicht beschreiben, wie das von Tag zu Tag weiterging; aber wiederum nach ein paar Jahren, da sah man den Unterschied: Da sah man Straßen mit Namen, die man bisher nicht gekannt; riesenhohe Gebäude, zwischen denen sich der dreieckige Garten und das winzige Haus fast lächerlich ausnahmen. Von allen Pappeln waren nur noch drei oder vier übrig geblieben, welche den Saum des Gartens begrenzten; aber auch in jenem selbst bemerkte man den Einfluß der Zeit. An dem Tische der beiden Freunde, die niemals in ihrem Leben ein Wort mit einander gesprochen, saß nur noch einer; der andere war gestorben. Von den beiden Schachspielern war

der eine in die Provinz versetzt worden und der andere war immer noch Assessor. Der reiche Metzger von Wollank's Weinberg brachte seinen Sohn mit, einen stämmigen Burschen von sechs Fuß Höhe; nur der Magister der freien Künste war unverändert derselbe, trug seinen Sommerhut im Winter und seinen dicken Shawl im Sommer, ein wahrhaft tröstliches Bild der Philosophie, zu der er sich bekannte.

Die Dame mit der einen Tochter kam zwar noch. Aber die letztere war eine sittsame Jungfrau geworden, welche die Augen niederschlug und besonders seitdem der Sohn des reichen Metzgers im Local erschien. Es hatte sich nämlich im Laufe der Begebenheiten zwischen dem Magnaten von Wollank's Weinberg und der Dame vom Fliederhügel eine stille Freundschaft gebildet, die sich unversehens auf deren Kinder übertrug; und auch räumlich rückten sich die beiden Parteien näher, als der Metzger den Entschluß gefaßt, den Boden seiner Väter zu verlassen und eines von den schönen neuen Häusern in der Straße zu kaufen, die damals noch die Grabenstraße hieß und nachmals Königin-Augusta-Straße genannt wurde, zur Erinnerung daran, daß Ihre Majestät an schönen Winter- und Frühlingsnachmittagen hier zu promeniren liebte.

Diese Dinge und noch manche andere ereigneten sich, als ich eines Abends an dem Tische in der

Sophaecke, in welchem jetzt regelmäßig der Metzger mit seinem Sohn und die gemüthliche Frau mit der hübschen Tochter zusammen saßen, eine zweite junge Dame wahrnahm, die schönste, die sich jemals in diesem Locale gezeigt. Sie war elegant gekleidet, in der Mode der damaligen Zeit, und sie war ein so liebliches und zierliches Geschöpf, daß man das Auge nicht von ihr abwenden konnte — was außer mir auch noch der ledige Schachspieler zu empfinden schien, der in der That in einer seltsamen Aufregung war. Mehrmals hatte ich die junge Dame heimlich angeblickt, ohne mich auf sie besinnen zu können, als sie plötzlich — der ci-devant-Metzger mußte wohl eine besonders komische Geschichte zum Besten gegeben haben — laut auflachte. An diesem Lachen erkannte ich sie — es war dasselbe fröhliche Gelächter aus der Kinderzeit, das mich damals so geärgert und heute mit einem süßen Reiz der Wehmuth an den ersten Apfelkahn und die entschwundenen Jahre und die gefällten Pappeln erinnerte. Doch mitten in ihrem Gelächter hielt sie inne, die ältere der beiden Schwestern — ihr Blick streifte den vereinsamten Schachspieler, und sie erröthete, was zur Folge hatte, daß auch er ganz roth wurde.

„Aha, Mutter“, flüsterte ich der Wirthin zu, die in diesem Augenblick die Runde machte, „daraus kann Etwas werden!“

„Aber sie müssen sich beeilen, wenn sie's in diesem Local noch fertig bringen wollen“, erwiderte sie, „ich habe den Garten verkauft. Uebrigens ist sie jetzt ein reiches Mädchen — sehen Sie nur, wie sie sich trägt —, sie hat einen reichen Onkel beerbt, der sie auf seine Kosten hat erziehen lassen, und er (mit einem Blick auf den Schachspieler) ist seit gestern Stadtrichter.“

„Eins wäre genug gewesen“, bemerkte ich.

Aber die Wirthin zuckte die Achseln, indem sie sich mit den Worten entfernte: „Na, so'n Berliner Stadtrichter!“

Unter so glücklichen Auspizien habe ich die kleine Gartenwirthschaft zum letzten Male gesehen. Ich verließ Berlin für mehrere Jahre, und als ich von meinen Reisen heimkehrte und unterwegs, fast im letzten Augenblicke noch, beinahe Schiffbruch gelitten hätte, wie ich im Eingang dieses wahrheitsgetreuen Berichts erzählt habe, da war das kleine Wirthshaus niedergerissen, der Garten als Baustelle eingehegt, wie man ihn heute noch sehen kann, und nur noch eine von den drei Pappeln, die letzte, stand am äußersten Rande desselben. Oft von meinem Fenster aus habe ich nach ihr ausgeschaut; aus seiner Höhe herab hat dieser alte Baum jahrelang auf mich niedergeblickt, wenn ich bei der Arbeit saß, und mir gleichsam ermunternd zugenickt, wenn ich von derselben

aufstand. Oft in der Dämmerung sah ich seinen Wipfel hin- und herbewegt vom Abendwind, und dann war's mir ordentlich, als ob er leise spräche oder sänge — als ob Lieder durch seine starken Aeste zögen, Liebeslieder, Wiegenlieder, Lieder von häuslichem Glück und Frieden. Wie ein Andenken aus alter Zeit und eine Verheißung der Natur, die immer weiter hinausgetrieben wird aus dem steinernen Umfange von Berlin, war mir dieser Baum. Ich habe ihn geliebt, wie keinen zweiten Baum in Berlin — und heute ist auch er nicht mehr.

Als ich heute meinen Morgenspaziergang machte, da lag er da, geknickt, abgebrochen vom Sturm. Viele Menschen standen um ihn her, um den zerstückten Stumpf, der noch in seinem Tode einen frischen Erdgeruch ausströmte. Unter vielen Anderen erkannte ich auch die beiden schönen Schwestern — ansehnliche Frauen jetzt und von einem halben Dutzend Kinder umgeben, welche beladen mit Packeten und Schächtelchen vom Weihnachtsmarkte kamen. Ich hatte sie lange nicht gesehen und von ihrem ferneren Geschicke Nichts erfahren; aber es freute mich, daß wir uns wieder trafen, gleichsam bei dem Begräbniß dieses Baumes, der in ihre Kinderzeit und meine Jugend gerauscht. Die Eine hörte ich „Frau Stadtgerichtsrath" tituliren, so daß nicht nur an ihrer Identität, sondern auch an dem erfreulichen Avance-

ment ihres Gatten, des mehrerwähnten Schachspielers, kein Zweifel war. Was die Andere betraf, so war sie so rund und behaglich, daß ich sie von allen Männern der Welt keinem lieber gegönnt, als dem Sohne des Metzgers von Wollank's Weinberg, der sie denn auch seit Jahr und Tag die Seine nennt.

Jetzt kam auch noch der Philosoph in Shawl und Sommerhut. Er sah sich das, was man wohl die Leiche des Baumes nennen könnte, einen Augenblick an, erkundigte sich nach den näheren Umständen des beklagenswerthen Ereignisses und spendete dann den Leidtragenden den einzigen Trost, welchen seine Wissenschaft zu bieten hat, daß nämlich Pappeln und Menschen sterben müßten, wenn ihre Zeit gekommen. Damit ging er, und auch ich nahm bewegten Herzens Abschied von der letzten Pappel.

Sonntag vor dem Landsberger Thor.

(Juni 1880.)

Einer meiner liebsten Sonntagsspaziergänge ist vor dem Landsberger Thor. Ich weiß wohl, daß das nicht die fashionabelste Gegend ist; und ich würde wahrscheinlich in einige Verlegenheit gerathen, wenn mir dort plötzlich ein Bekannter begegnete und mich fragen wollte: „Wie kommen Sie hierher? Was haben Sie hier zu thun?" Ich wüßte nicht, was ich ihm antworten sollte. Doch das ist es eben, was mich dorthin führt: die vollkommene Gewißheit, einem Bekannten auf jener Seite der Stadt nicht zu begegnen. Ich könnte nach Sicilien oder dem Nordcap reisen und würde dort Bekannte treffen; ich bin auf der Insel Skye, der äußersten der Hebriden, nicht vor Bekannten sicher. Aber wenn ich vor das Landsberger Thor gehe, dann bin ich ein Fremder unter Fremden.

Oder — nein doch! Diese Menschen, Leute mittleren Standes zumeist, etwas mehr nach Oben, etwas mehr nach Unten, aber immer ordentliche Leute, bürgerliche Existenzen von der guten und be=

scheidenen Art, sind mir nicht fremd. Sie kennen mich nicht; ich aber kenne sie. Es macht mir das größte Vergnügen, sie zu beobachten, mit einem harmlosen Blick; an einem Tische mit ihnen zu sitzen, ein Wort aus ihrem Gespräch aufzufangen, ohne doch indiscret zu sein. Was gehn mich ihre Familienfreuden oder Sorgen, ihre häuslichen Feste oder Calamitäten an? Was kümmert's mich wohl, ob die dicke Bäckersfrau zu meiner Rechten morgen gutes oder schlechtes Wetter für ihre Wäsche haben, und ob der ehrenfeste Mann, der zu meiner Linken nachdenklich hinter dem Glase sitzt, den Proceß, welchen er gegen einen halsstarrigen Nachbar führt, gewinnen oder verlieren wird? Und doch fühle ich mich auf eine gewisse zutrauliche Weise in ihre Geheimnisse eingeweiht und nehme den lebhaftesten Antheil daran. Es thut mir wohl, das Leben einmal von einer anderen Seite zu betrachten, als wir es im Westen der Stadt zu sehen gewohnt sind; unter Solchen zu sein, welche sich niemals von den Angelegenheiten und Neuigkeiten der feinen Welt unterhalten, niemals einen von den Namen in den Mund nehmen, ohne welche wir uns kaum ein Gespräch denken können, und trotzdem ganz respectabel aussehen, ganz zufrieden sind und ihren Sonntag feiern, daß es eine Art hat.

Schon wenn ich in den Omnibus steige, der in

die Richtung gegen Osten fährt, bin ich halb und halb unter meinen Leuten. Nicht am Wochentag: denn der mit seiner mannigfaltigen Geschäftigkeit wirft Alles durcheinander, Nord, Süd, Ost und West. Aber am Sonntag ist es etwas Anderes; da sieht man keine Frauen mit Taschen oder Körben, keine Männer mit Kasten oder Handwerksgeräth. Wer am Sonntag fährt, der fährt zu seinem Vergnügen, entweder er will einen Besuch machen, oder er kehrt von einem Besuch zurück, wie der junge Schlossermeister aus der Krautstraße, der mit seiner Frau und seinen beiden Kindern den Fond des Wagens einnimmt. Diese Leute reisen immer in großer Familie, aber sie nehmen aus Sparsamkeit so wenig Platz als möglich ein: der Mann hat das kleine Mädchen und die Frau hat den kleinen Jungen auf dem Schoß; sie sind bei Freunden in einer der neuen Straßen in der Nähe des botanischen Gartens gewesen, haben die Taschen voll Kuchen und fahren nun recht fröhlich dahin durch die schönen Straßen und über die breiten Plätze des Westens von Berlin, die ihnen wie ein Wunder vorkommen (sie sind nämlich gebürtig aus Neu-Ruppin; ein richtiger Berliner, und wenn er auch am Verlorenen Weg wohnte, wo noch so gut wie gar keine Häuser stehen, würde sich nicht wundern). Ich bin mit meinen Neu-Ruppinern aus der Krautstraße noch

nicht bis an den Dönhofsplatz gekommen, so kenne ich ihre ganze Geschichte, einschließlich der Geschichte der beiden Kinder. Es nimmt mich übrigens für das tüchtige Ehepaar ein, daß weder er noch sie mir ein Hehl machen aus den weniger lobenswerthen Eigenschaften ihrer Sprößlinge: das kleine Mädchen sei immer neidisch auf den kleinen Jungen — eine Bemerkung, die allerdings durch die Thatsache bestätigt wird, daß die beiden winzigen Geschöpfe wieder Krieg angefangen haben und aufeinander losschlagen wegen eines Bretzels, den der kleine Junge gerade in den Mund stecken will. Die Mutter, die den Frieden liebt, beschwichtigt das kleine Mädchen, indem sie die Hälfte des Kuchens ihm giebt. Aber diese Gewaltthat empört wiederum das Herz des kleinen Jungen. Erst ist er still, dann giebt er einen Schrei von sich, dann noch einen und noch einen, und so fort, als ob er heute nicht mehr aufhören wolle. „Auf diese Manier schreit er manchmal die halbe Nacht durch," sagt die bekümmerte Mutter; und man sieht es ihrem schmalen, überwachten Gesichtchen wohl an, daß sie die Wahrheit sagt. Wieder ein Zug, der mir an dem Papa gefällt: er nimmt in seinem Herzen Partei für den Jungen, will's ihm aber nicht zeigen, wegen der Mutter. „Er hat ja so recht," sagt er, und dabei versetzt er ihm Eins auf die Knöchel, daß der kleine

Schreier (der diese Sorte von Liebkosungen wohl kennt) augenblicklich verstummt. Ueber dem Kopf seines Jungen aber sieht der Mann seine Frau mit einer triumphirenden Miene an, die zu sagen scheint: „Na, warte man! Wenn der erst groß ist! Der läßt sich auch nichts nehmen, was er einmal in der Hand hat!"

Am Mühlendamm steig' ich aus; der Wagen fährt rechts und ich gehe links. Dort drüben am Rande des weiten Beckens, welches hier die Spree bildet, liegt Neu-Kölln, Neu-Kölln am Wasser. Die Nachmittagssonne spiegelt sich in der schillernden Fluth und beglänzt am Ufer die friedlichen Häuser — auch das darunter mit der breiten, schweren Façade und dem massiven Thorweg. Das Haus ist mir wohl bekannt und in seinen dunklen gewundenen Gängen bin ich manchmal gewesen. Der alte Herr Grandidier hat dort gewohnt. Aber jetzt steht es einsam, andre Leute wohnen darin und seine Fenster, die von der Sonne leuchten, winken mir nicht mehr. Die Herren vom Mühlendamm aber sind noch immer dieselben. Die haben zweimal Sonntag in jeder Woche, Sonnabend und Sonntag, und der Sonntag ist für sie der bessere Tag. Da dürfen sie noch obendrein rauchen. Sie sitzen vor den halbgeöffneten Thüren ihrer Läden, aus alter Gewohnheit. Denn Geschäfte können sie nicht machen. Die schönen

Uniformen mit den blanken Knöpfen, die goldbetreßten Livreen und die Schlafröcke mit dem rothen Unterfutter ruhen in der Verborgenheit. Aber eine Gardine wenigstens ist herabgelassen mit der Inschrift in großen Buchstaben: „Hier werden Fräcke verliehen“. Unter den steinernen Bögen der Arcaden ist es hübsch kühl, da sitzen sie wie vornehme Herren, die sich's wohl einmal anthun dürfen, mit dem Hut auf dem Kopfe und mit Pantoffeln an den Füßen und einer Miene von Weltverachtung, die ich nur an Sonntagnachmittagen an ihnen bemerkt habe.

Der Molkenmarkt liegt in tiefem Schatten, und Sonne ist nur an den grauen Mauern jenes Hauses, in welches — glaub' ich — die Sonne niemals hineinscheint. Oder ist eine von den vergitterten Zellen, in diesen eng umbauten Höfen, in welche von oben her zuweilen eine Botschaft des Lichtes dringt? Die Haupteinfahrt ist geschlossen, als ob auch das Verbrechen noch einen Rest von Scheu vor dem Sonntage hätte; durch einen halbgeöffneten Seiteneingang sieht man den Posten im Hofe schildern und lässig auf der Treppe steht einer von den „Blauen“, wie die Schutzleute in der Sprache Derjenigen heißen, die in beständigem Krieg mit ihnen leben. Sonntagnachmittag in einem Gefängniß — Sonntagnachmittag auf dem Molkenmarkt ... laß uns weiter wandern, lieber Leser.

Hier ist die Spandauerstraße und hier leuchtet uns nach wenigen Schritten schon das Rathhaus in all' seiner Herrlichkeit entgegen, der Stolz des Bürgerthums von Berlin. Das Roth dieses mächtigen Vierecks, flimmernd von Sonne, zeichnet sich wundervoll gegen den blauen Himmel ab und sein Thurm, ganz in Licht gebadet und golden angehaucht in dieser Stunde, steht recht wie ein Wahrzeichen da, nach dem der Wandrer sich richten kann. Er grüßt ihn, wenn er sich dem Centrum der Stadt nähert, ihrem Herzen und belebten Mittelpunkt; und sein röthlicher Schein bei Tag, seine erleuchtete Uhr bei Nacht sind ihm lang noch erkennbar, wenn er sich gegen Osten oder Norden entfernt.

Heut ist die Königstraße still. Die Läden sind geschlossen und die Häuser wie ausgestorben. Nur sonntäglichen Spaziergängern begegnen wir. Aber wie sehr dies Berlin eine wachsende Stadt ist, eine Stadt, die sich beständig verändert, verschönert, vergrößert, das sieht man auch am Sonntag, wenn die Arbeit ruht. Die Königscolonnaden und die Königsbrücke sind noch da, ein bewundertes Werk aus der Zeit Friedrich's des Großen; aber die Sandsteinfiguren und die jonische Säulenlaube, die so schön waren, als sie noch rein und weiß waren, sind inzwischen ganz verwittert, unter der Brücke ist kein Wasser mehr und sie selber wird auch bald nicht

mehr sein. Auf dem trockenen Bette des weiland Königsgrabens erheben sich die Structuren eines anderen Werkes, der Stadtbahn, welche so recht im Geist der neueren Zeit rücksichtslos fortschreitet durch unsere Straßen, zerstört, was ihr im Wege ist, und bald mit ihrem steinernen Ring uns umschlossen haben wird; auch eine Stadtmauer, aber eine andere, als die einst hier gewesen, eine, auf der Leben und Bewegung ist, die den Verkehr beschleunigt, welchen jene gehemmt hat. O, über die gute, alte Zeit, wo Jeder noch seine Bequemlichkeit und seine Ruhe hatte! Wo das, was man jetzt die allgemeine Wohlfahrt nennt, den Einzelnen noch nicht verhinderte, an die seine zu denken! Wo noch nicht so viel Menschen auf der Welt waren, und diejenigen, die darauf waren, noch nicht so viel Lärm machten! Wo noch Ruhe war in den Straßen und Gemüthlichkeit in den Häusern! Wo noch kein Gerassel von Omnibussen war und kein Geklingel von Pferdebahnen, keine Canalisationsarbeit, welche jahrelang bald hier, bald da die Stadt aufwühlt und in tiefe Gruben und unübersteigliche Sandberge verwandelt.

Wer damals, vor hundert und etlichen Jahren, seinen Sonntagnachmittagsspaziergang hierher gemacht hätte, der würde noch keinen Alexanderplatz gesehen haben; sondern die Contreskarpe war da und der Stelzenkrug war da und ehrsame Bürger waren

da, welche mit einem dreieckigen Hut und einem langen Zopfe, die tugendfesten Ehehälften am Arme, zu den umliegenden Gärten lustwandelten. Bedächtig war ihr Schritt und sauer der Wein, der sie dort erwartete; billig das Leben, geräumig ihre Stadt und die Zeit so wohlfeil, wie ein gutes Abendessen, welches — wenn es aus drei wohlgekochten Gerichten, mit Butter und Käse, bestand — nach unserm Gelde 1 Mark 20 Pfg. kostete. Das Einzige, was zu der Zeit theuer war, waren die Briefe, indem z. B. ein Brief „ins Deutsche Reich" (muß bis Duderstadt frankirt werden) 40, und einer nach Elsaß und Lothringen sogar 70 Pfg. kostete. Da sieht man, wie die Zeiten sich geändert haben. Außer Briefschreiben giebt es jetzt kein billiges Vergnügen mehr auf Erden; und dazu hält manch' Einer das noch nicht einmal für ein Vergnügen. Diese braven Philister und Pfahlbürger aber wußten, was sie thaten: sie schrieben Briefe so wenig als möglich, aßen zu Abend so viel als möglich, und dankten ihrem Schöpfer, daß er Alles so herrlich eingerichtet habe. Vielleicht kam um diese Zeit, aus einer Nebenstraße, „der Katze längs dem Graben linker Hand", ein Mann in der Mitte seiner Dreißig, in Kniehosen, mit einem göttlich frohen Gesicht, welches gleichsam noch glühte von dem Widerschein schöner Gedanken, wie der Himmel über ihm von dem warmen Gold

der Junisonne. Dieser Mann, wenn er Wein trinken wollte, ging nicht in die Gärten vor dem Thore der Stadt; sondern er begab sich in ihr Inneres. Denn er verstand sich auf einen guten Tropfen und liebte die gute Gesellschaft und Beides fand er bei Maurer in der Brüderstraße, wo die „Quartbouteille guten Pontac“ 10 Sgr. und die Bouteille Champagner 1 Thlr. kostete. Gute Zeit, glückliche Zeit, wo Lessing seine „Minna von Barnhelm“ schrieb und die Flasche Champagner einen Thaler kostete! Die „Kaye längs dem Graben“, heute „Am Königsgraben“ genannt, bestand damals aus lauter neuen Häusern; die sind inzwischen alt geworden, wo der Graben war, ist die Stadtbahn, und die Berliner Dichter, wenn sie just auch keine Stücke mehr schreiben, wie Lessing, werden sich doch wohl hüten, da zu wohnen, wo er gewohnt hat.

Hier aber beginnt meine Gegend. Wo Lessing vorübergeschritten, rasselt ein Kremser aus Friedrichsfelde träge heran, und stellt sich an dem Springbrunnen auf. Hier in Sonne getaucht, dort in Schatten gelagert, liegt der Alexanderplatz und vor mir öffnet sich die Landsbergerstraße. Keine neue Straße, nach dem heutigen Begriffe; jedoch auch keine sehr alte. Denn was ist alt in Berlin, wirklich alt, außer ein paar Kirchen? Die Landsbergerstraße führt mitten hinein in die Königstadt, und

gleich links von ihr liegt ein Stück echten, alten Berlins, welches mit seinen Erinnerungen, wenn nicht mit seinen gegenwärtigen Gebäuden, weit in das Mittelalter zurückreicht: der Georgenkirchhof. Noch in der ersten Zeit des Großen Kurfürsten war hier Nichts als diese Kirche, ein Capellenbau aus dem 13. Jahrhundert, ein Pesthaus, nicht weit davon das Hochgericht, dazwischen einige Häuser, die Keimpunkte gleichsam und Ansätze künftiger Straßen und rings umher offenes Feld, Kornfeld und Haide, Gärten, Weinberge, Meierhöfe, ländliche Besitzungen in großer Zahl. Das Grün und der Wein und die Blumen, sowohl Flieder als Rosen, sind längst aus dieser Nachbarschaft verschwunden, in welcher jetzt eine fleißige Bevölkerung von Handwerkern wohnt; aber das Andenken an jene Tage des Wohlgeruchs und der Heckenwege lebt in den Namen des grünen Wegs, der Wein-, der Blumen-, der Flieder- und der Rosenstraße fort. Damals war noch der heil. Georg der Schutzpatron dieser Gegend; nach ihm hieß das Hospital und die Kirche, welche Mitte des 17. Jahrhunderts völlig außerhalb der Stadt lagen: „Domus Sti. Georgii extra muros". Auf einem Plane der Stadt aus dem letzten Regierungsjahre des großen Kurfürsten (1688) bemerkt man jedoch schon einige Bauten; in der That, seit dem Frieden von St. Germain bevölkerte sich der

Grund und Boden um die Kirche des heil. Georg, und die entstehende Vorstadt ward nach ihm genannt: die St. Georgen-Vorstadt. Aber die Häuser stehen noch in weiten Zwischenräumen, hier eins und dort eins, umgeben von großen Gärten; eine Landstraße führt hindurch, auf dem Plane bezeichnet als „Straße nach Landsberg", und den Hintergrund schließen Sandhügel ab, so wie der Kreuzberg heute noch ist, nur breiter, ausgedehnter, den ganzen Horizont begrenzend, und mit vielen Windmühlen besetzt.

Nun aber kommt der Tag, wo der Sohn des Großen Kurfürsten sich feierlich zu Königsberg die Königskrone auf das Haupt setzt, der 18. Januar 1701, und der andere Tag, der 6. Mai desselben Jahres, wo König Friedrich I. seinen Einzug hält durch das Georgenthor, die Georgenstraße, die Georgenvorstadt. Vor dem jungen königlichen Glanze muß der heil. Georg weichen: das Georgenthor wird seit jenem Tage das Königsthor, die Georgenstraße die Königstraße und die Georgenvorstadt die Königstadt. Aber noch immer nennt sich nach ihm diese Parochie die Georgengemeinde, und sein Bild, ein güldner Reiter auf einem güldnen Rosse, sitzt hoch über der St. Georgen-Apotheke in der Landsbergerstraße. Den Namen dieser Straße, welche von allen anderen Straßen der ehemaligen Georgenvorstadt das Andenken ihres alten Heiligen

so gut in Ehren hält, finden wir zuerst auf einem Plane aus dem Jahre 1710. Die gegenwärtig so beträchtlich lange Straße war damals noch recht kurz: sie reichte nicht weiter als ungefähr bis zur heutigen Kleinen Frankfurter Straße. Jedoch für die Bewohner, die sich hier allmälig angesiedelt, war die St. Georgenkirche schon zu klein geworden: wir müssen sie uns etwa denken wie die Gertraudtenkirche auf dem Spittelmarkt, die Spittelkirche, die wir ja alle so wohl kennen, die verurtheilt ist, vor der großen Berliner Pferdebahn zu sterben und die wir alle vermissen werden, wenn sie einmal nicht mehr da sein wird, obgleich sie nur ein winziges, häßliches Ding ist.*) Schöne Kirchen haben diese Köllner und Berliner der vorhohenzollern'schen Zeit überhaupt nicht gebaut; große auch nicht. Wie konnten sie wissen, diese Fischer und Bauern, daß Berlin noch einmal Etwas vorstellen werde! Glücklicherweise war viel Platz da; der war billig zu jener Zeit und ist es lange geblieben. Als ihnen die Kirchen zu klein wurden, rückten sie vor die Kirchen: auf dem Spittelmarkt, der damals der Gertraudtenkirchhof war, da wo jetzt die Normaluhr steht und die Schöneberger Omnibusse halten, ward jeden Sonntag Mittags 12 Uhr unter freiem Himmel ge-

*) Sie ist seitdem verschwunden.

predigt, auf dem heiligen Geistkirchhof standen drei Linden, unter denen man den Gottesdienst celebrirte, und auf dem Georgenkirchhof waren eine Kanzel, Kirchenstühle und ein Chor errichtet. Erst unter Friedrich dem Großen ward die Kirche gebaut, die wir heute sehen und deren Front die Jahreszahl trägt: „1779".

Inzwischen war aber auch die Landsbergerstraße nebst den umgebenden Straßen beträchtlich gewachsen; es waren just keine schönen Häuser, die man allhier erbaute, als Alles umher noch plattes Land war; sie haben Etwas vom märkischen Bauernhause, das mit dem behäbigen der gesegneteren deutschen Landstriche sich nicht messen kann, und nicht wenige von ihnen, in ihrem gegenwärtigen verwitterten Zustand und Verfall, sind noch schlimmer — Reste der Vergangenheit, denen man noch vielfach in Berlin begegnet, deren Forterxistenz man aber um so weniger begreift, als der Grund und Boden, den sie einnehmen, inzwischen so beträchtlich mehr werth geworden sein muß, als die Gebäude selbst. Nichts kann unwohnlicher und weniger einladend sein, als die langgestreckten Lehmhäuser dieser Art, die den Wanderer, bis in den Thiergarten hinein, daran erinnern, daß Berlin nicht immer die Stadt der Paläste gewesen, als die es uns heute erscheint. Niedrig, finster, mit nur einem Stock oder

vielmehr Erdgeschoß, mit vergitterten Fenstern, mit halb zugemauerten Fenstern, manchmal mit gar keinen Fenstern, sondern viereckigen Löchern, wie in einem Stall, stehen sie da, mit einer Miene von Trotz und Unabhängigkeit, zwischen den neueren Häusern, welche sie zu verdrängen keine Macht haben. Ob heute noch Leute darin wohnen? Ich glaube ja; und mehr als das: an einem derselben in dieser Gegend z. B. habe ich ein Schild mit der Inschrift gesehen: „Salon für kleine und große Gesellschaften". An einem andern, hinter dem übrigens sich ein weiter Hof befand, las ich: „Elegante Brautwagen, Chaisen zu Festlichkeiten". Das muß ein fideles Volk sein in diesen miserablen Spelunken, die man hier in den Haupt- und Nebenstraßen noch überall erblickt.

Deutlicher, weniger fragmentarisch als in den meisten anderen Straßen Berlins meine ich in den einzelnen noch unterscheidbaren Stücken dieser Landsbergerstraße, wie sie sich im Verlaufe von fast anderthalbhundert Jahren aneinandergefügt haben, den Fortschritt der Bauweise zu erkennen, von jenem Hause der äußersten Armseligkeit angefangen, aus welchem ehemals ganze Straßen bestanden, das sich aber jetzt nur noch in einzelnen Exemplaren erhalten hat. Von den Zwangsbauten Friedrich Wilhelm's I., der, wie man weiß, „den Häuserbau gar sehr pous-

fieret", ist hier freilich Nichts zu bemerken, weder im nüchtern bürgerlichen noch im Prunkstil; denn dieser König dehnte seine Spaziergänge, deren jeder seine getreuen Unterthanen ein Haus kostete, nicht so weit aus, sondern beschränkte sich auf die Friedrichstadt. Dagegen erblickt man hier manch' ein hübsches Muster des decenten Wohnhauses aus der späteren Friedericianischen Zeit, das sich heute noch zwischen seinen Nachbarn ganz freundlich ausnimmt und, ein- oder zweistöckig, mit seinem bescheidenen Zierrath von Blumen und Figuren in Stuck an den Wänden lange das typische geblieben zu sein scheint, bis das doppelt so umfangreiche der Regierungen Friedrich Wilhelm's III. und IV. mit seinen drei Stockwerken erscheint und dort endlich, wo die Landsbergerstraße sich breit und prächtig gegen die Friedenstraße öffnet, die mächtigen Gebäudekomplexe aufragen, welche charakteristisch für Berlins jüngste Entwicklung sind. —

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Landsbergerstraße schon bis zur Gollnowstraße vorgerückt. Darüber hinaus waren Gärten und Weinberge. Was die Gärten betrifft, so sind sie langsam erst in neuerer Zeit unter dem vordringenden Häuserbau verschwunden. Hier herum, in dieser damals ganz ländlichen Gegend, hatten vor hundert Jahren viele Berliner ihre Sommerwohnungen. Nicht weit von hier, nach dem Frankfurter Thore hin, in

dem was zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Lehmgasse war und heute die Blumenstraße heißt, hatte Lessing's Freund, Friedrich Nicolai, sein Landhaus, welches der Enkel des trefflichen Alten in seinen „Jugenderinnerungen" so reizend und pietätvoll beschreibt. Die Blumenstraße erhielt ihren gegenwärtigen Namen nach den vielen Gärtnereien, die zu beiden Seiten hinter sehr primitiven Gartenzäunen in kleinen, bescheidenen Häusern angelegt waren; und noch in den zwanziger Jahren war es hier so still und einsam, daß man nach Sonnenuntergang kaum einen Menschen zwischen den dunkelen Hecken mehr antraf. Das holperige Steinpflaster und das Oellampenlicht reichten nur bis an den „Grünen Weg" — „der sternenklare Himmel glänzte über den stillen Gartenbäumen, und der Geruch der Bouché-schen Hyacinthenbeete wallte durch die kaum bewegte Luft." Die Familie Bouché — heute noch eine illustre Gärtnerfamilie der französischen Colonie — war hier allein durch vier bis fünf Mitglieder vertreten. Der „Grüne Weg" — jetzt eine sehr lange, vom Kleingewerbe bevölkerte, verkehrsreiche Geschäfts- und Fabrikstraße — ganze Strecken weit liest man Schild an Schild: „Wollenwaaren, Châles und Tücher" — war damals, vor sechzig Jahren, wirklich noch ein schmaler, von Bretterzäunen eingefaßter „Weg", in dem kein Haus, aber auch nichts „Grünes"

war, denn sogar das Unkraut wuchs daselbst spärlich. Wo jetzt die Häusermassen des Stralauer Viertels und der Louisenstadt einander an der Spree begegnen, waren damals auf dem rechten Ufer die Gärten, die wir Älteren theilweise noch gesehen und ebenso gut gekannt haben, wie den Sand und die dünnen Getreidefluren des Köpnicker Feldes auf dem linken. Aber an die Weinberge zu glauben fällt mir schwer. Ich habe niemals recht daran geglaubt, daß in diesen Weinbergen, von welchen in den alten Büchern fortwährend die Rede, wirklich Wein gewachsen ist. Doch muß dem wohl so gewesen sein, da der alte Friedrich Nicolai — der, was er sonst auch peccirt, doch nicht gelogen hat — in seiner Beschreibung Berlins erzählt, daß in dem ehemals Feldmarschall von Derfflinger'schen Weinberg, der in der Landsbergerstraße lag, anno 1740 die Weinstöcke erfroren seien. Was mich wundert, ist, daß sie nicht schon früher erfroren sind. Sollte man sich nicht unter den Himmel Italiens, in die lachenden Ebenen des Po oder in die gesegneten Gefilde der Brianza versetzt meinen, wenn man fortwährend von diesen crève-cœurs, den Berliner Weinbergen unterhalten wird und ein paar Seiten weiter in Nicolai sogar noch liest, daß vor dem Landsberger Thor rechter Hand eine Maulbeerplantage gewesen? Jetzt sind daselbst nur die Stallungen der Berliner Omnibus-

gesellschaft, und das scheint mir auch das rechte Ding für den rechten Platz zu sein. Hat Berlin sich wirklich so verschlechtert, oder fehlt es uns nur an dem Glauben, der bekanntlich Berge versetzt und es darum auch wohl mit Weinbergen und Maulbeerplantagen aufnehmen kann? Glückliche Vorväter! Sie bauten ihren Wein, sie spannen ihre Seide und sie krochen hernach vergnügt in ihre kleinen Parterrewohnungen, die halb unter der Erde waren.

Ein Hauch des Alterthümlichen schwebt um diesen Georgenkirchplatz, besonders an einem Sonntagnachmittag, wenn hier kein Durchgang und Verkehr ist, wenn die Kinder auf dem Rasen spielen, und die alten Leute, welche nicht mehr von Haus gehen, auf den Bänken sitzen, oder ein Genesender aus einem Fenster des Hospitals zu St. Georg dankbar in die Abendsonne schaut, deren immer mehr nach Oben entschwebender Strahl jetzt an den beiden gegenüberliegenden Häusern die Worte funkeln läßt: „Kornmesser'sches Waisenhaus", „Rücker'sche Stiftung". Mit dem Frieden der Kirche in der Mitte, und der Ruhe des Sonntags und der Fröhlichkeit der Kinder und dem Geruch des frischen Grüns ringsum mischt sich ein Gefühl wie von der Nähe guter, hilfreicher Menschen, das in der Luft zu liegen scheint und so wohl zu dieser Stätte paßt, die den Kranken, den Armen und den Waisen von jeher ge-

widmet war. Wo aber, in ganz Berlin, würde man nicht immer und immer wieder von diesem Gefühl ergriffen? Wenn man nur aufmerken will, wird man fast in jeder Straße den Spuren der Wohlthätigkeit und des Erbarmens begegnen. Manchmal, wie in der Großen Frankfurter Straße, sieht man in einer einzigen langen Reihe, Haus bei Haus, diese Anstalten für alte und kranke Mitmenschen — und ich erinnere mich wohl der Zeit, wo sie ganz in Grün und Schatten standen, als das, was jetzt die „Große Frankfurter Straße" heißt, die „Frankfurter Linden" waren — wie die Straße heute noch vom Volke, das in solchen Dingen hartnäckig ist, und auf den Schildbrettern der dorthin fahrenden Omnibusse genannt wird, obwohl dort lange keine Linden mehr stehen. Sie wurden 1872 gefällt. Aber ich habe sie noch gesehen, diese hundertjährigen Bäume, Pappeln und Linden, welche der Gegend etwas so Friedliches gaben; und sie fehlten mir sehr, als ich nach Jahren wiederkam. Jedoch die Häuser, die sie vormals mit ihrem ehrwürdigen Laubdach schirmten, sind auch heute noch da — hoch, luftig, geräumig; meist Stiftungen verstorbener Bürger, und vielfach solcher, die sich emporgearbeitet, self-made-men, die für ihre ehemaligen Handwerks- und Standesgenossen in dieser fürstlichen Weise gesorgt haben. Die Grundeigenschaft des Berliner Herzens ist Güte: nicht jene

schwächliche, die sich irgend Etwas gefallen oder nehmen ließe — nein, da fällt mir mein kleiner Berliner aus dem Omnibus wieder ein; sondern jene thatkräftige, die zu handeln bereit ist: ein offnes Herz und eine offne Hand. Kein Verschwender, ein vorsichtiger Rechner ist der Berliner, ein Quängler und Mäkler um jeden Pfennig, sei es in der Stadtverordnetenversammlung, sei es mit seinem Droschkenkutscher. Ein sparsamer Mann; aber manch' ein enormes Vermögen oder Theil eines Vermögens, das er auf solche Weise rechtschaffen erworben, geht als milde Stiftung in das Eigenthum der Stadt über, wenn er seine Tage beschließt. In einer solchen Stadt ist gut leben; denn man ist sich am Ende doch bewußt, selbst in dieser ganz modernen Zeit und mit all' ihren Auswüchsen, unter braven Menschen zu sein — und der Mensch ist die Hauptsache, nicht die Zeit. Das ist es, was mich auf diesen meinen Wanderungen durch die Stadt so sehr anmuthet: überall Menschen zu finden, mit denen sich ein trauliches Wort tauschen und im Vorübergehen reden läßt, ohne daß man von einander zu wissen braucht — mit den gesellschaftlich vielleicht unter uns Stehenden auf eine Weile zu verkehren, am Alltag sie bei ihrer Arbeit zu sehen und am Sonntag bei ihren harmlosen Vergnügungen, mich an einen Tisch mit ihnen zu setzen und selbst aus den Werken und

Hinterlassenschaften der Verstorbenen eine Stimme zu hören, die mich nicht unbewegt lassen kann.

Ein andrer Zug, der meine Spaziergänge mir angenehm macht, ist aus eigener Anschauung wahrzunehmen, wie trefflich in dieser Stadt für die heranwachsende Jugend gesorgt ist, Beides, für ihren Unterricht und ihre Gesundheit. Es bedürfte ja freilich dieser Bestätigung nicht, wo die Resultate so klar vor Augen liegen, und unser Schulwesen uns fast noch berühmter in der Welt gemacht hat, als unser Heerwesen. Aber doch ist es Etwas, das, was uns Außenstehenden meist nur ein Begriff ist, einmal leibhaftig vor Augen zu haben; und wo man hier und anderwärts in den Geschäfts- und Fabrikgegenden unsrer Stadt, zuweilen in einer recht dürftigen Umgebung, ein auffallend schönes Gebäude sieht, zumeist aus heimischem Material, Backstein und Sandstein, mit palastartiger Front, mit hohen und breiten Fenstern, mit vielem Grün entweder ringsum oder durch die Portale leuchtend von dem Hofe her, da kann man sicher sein, daß es eine Gemeindeschule ist, wie der prachtvolle Backsteinbau in der Elisabethstraße, oder das imposante Häusercarré in der Straußbergerstraße, in welcher sich obendrein noch eine städtische Volksbibliothek befindet. Ja, ja — die gute, alte Zeit hatte Manches, was uns dermalen abhanden gekommen; solche Schulhäuser aber hatte

sie nicht. Und dann an jedem schönen Sommermorgen diese Schaaren glückseliger Kinder zu sehen, bald der einen, bald der andern Schule, heute Mädchen in ihren bunten Kleidchen, morgen Knaben in ihren Turnjacken und mit Botanisirbüchsen über der Schulter, wie sie fröhlich aus den entfernteren Gegenden der Stadt durch den Thiergarten nach dem Grunewald und den Havelseen ziehen — wie sie truppweise marschiren, zwei und zwei, und ihre vierstimmigen Lieder singen, mit einem bescheidenen Mann an ihrer Spitze, der den Tact schlägt und in der Dankbarkeit und Freude seines Herzens über den herrlichen, freien Tag eine Cigarre dazu raucht ... Achtung, meine Herren! Es ist der preußische Schulmeister, der hier still und fast unbemerkt an Ihnen vorübergegangen!

Solch ein Anblick macht mich froh für den ganzen Tag und der Gedanke daran begleitet mich bis hierher, wo wohl mancher von den kleinen Sängern seine Heimath haben mag. Sonntagsruhe herrscht in den schattigen schmalen Straßen, die sich vom Georgenkirchhof aus abzweigen. Sie scheinen von ihren Bewohnern verlassen. Nur hier und dort aus dem Keller herauf ist ein Mütterchen gestiegen, das mir mißtrauisch nachsieht, indem ich vorübergehe. Wie gerne würd' ich ihr einen guten Abend wünschen! Aber das geht nicht hier in der großen Stadt. Sie

würde vielleicht meinen, daß sie es mit Einem zu thun hätte, der es auf ihre Habseligkeiten abgesehen. Aus einem Fenster schaut ein sonntäglich geputztes Mädchen, aus einem andern ein hemdärmliger Mann. Vor dem Fleischerladen sitzt die behäbige Frau Metzgerin mit einer weißen Schürze, neben ihr der wohlgenährte Herr Gemahl und ein Nachbar. Hier tönt aus einem Hause Clavierspiel, dort aus einem Hofe die Drehorgel. Sonst ist es sehr still hier, wo man am Wochentag kaum vorwärts kommt auf dem schmalen Trottoir. Alles scheint ins Freie geflogen.

Nun auf einmal erscheint im Hintergrund eine dichte Masse Grüns; es ist der „Hain", wie sie in dieser Gegend den Friedrichshain nennen. Immer deutlicher tritt er hervor, man kann die Baumkronen schon unterscheiden, wie sie sich eine neben und über der andern wölben. Aber ich halte darauf, wie ein rechter Berliner „Cockney", wenn der Ausdruck erlaubt ist, meinem Ziele nicht auf Nebenwegen zu nahen. Wenn der Berliner vor das Landsberger Thor gehen will, so geht er durch die Landsberger Straße; das ist schon sein halbes Vergnügen. Und sie kann sich auch wohl sehen lassen, diese Straße mit ihren großen und ihren kleinen Häusern, wie sie grade durcheinandergewürfelt sind. Das Grün ist verschwunden, aber dafür haben wir diese malerischen Perspektiven, die ich liebe und selbst in diesen langen,

als nüchtern verschrieenen Berliner Straßen finde, wenn Licht und Schatten wechseln, wenn Seitenstraßen sich öffnen, in denen das anmuthige Spiel sich fortsetzt; wenn hier unter dem Thorbogen eines alten Wirthshauses ein Frachtwagen gesehen wird mit weißem Leinen bespannt, und dort ein lattenumzäunter Hof erscheint, wie eine Meierei mit Ackerwagen und Ackergeräth, mit Stallungen und Kühen, ein märkisches Idyll, wie Schmidt von Werneuchen es nicht besser hätte singen können und noch dazu vielleicht an der identischen Stelle, wo der vorhinnigen Excellenz, des Generalfeldmarschall Derfflinger's verfrorener Weinberg lag!

Allein ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man in dieser Gegend der Stadt für bürgerliche Meriten weit mehr Anerkennung und Dankbarkeit besaß, als für die militärischen. Von dem alten Haudegen, der am Landsberger Thor von seinen gewonnenen Schlachten ausruhte, erzählt hier keine Straße mehr. Dagegen verewigt der Büschingplatz und die Büschingstraße den Namen des hochverdienten Mannes, der siebenundzwanzig Jahre lang Director des Gymnasiums zum grauen Kloster war und durch seine classische „Erdbeschreibung" den Grund zu der neueren wissenschaftlichen Behandlung der Geographie gelegt hat. Hier in der damals ländlichen Gegend besaß er ein Gartenhaus und in seinem

eigenen Garten ward er bestattet. Erst im Jahre 1873 bei dem Durchbruch der Landwehrstraße durch die Gollnowstraße wurden der Garten, das Gartenhaus und das Grab beseitigt und die Gebeine Büsching's und der Seinigen nach dem Kirchhof der Georgengemeinde vor dem Landsberger Thor getragen, wo sie seitdem an bevorzugter Stelle ruhen. Die Lietzmannsgasse heißt nach einem angesehenen Berlinischen Bürgermeister dieses Namens, die Waßmannsstraße nach einem Zimmermann, der einen Gartenfleck seines Grundstücks, und die Gollnowstraße nach einem Stadtverordneten, der seine Scheune dem gemeinen Besten opferte. Wenn man dankbar zu jener Zeit war, so war man auch bescheiden: für eine Scheune hatte man die Unsterblichkeit! Unsere Stadtverordneten haben es nicht mehr so billig.

Jenseits des Büschingplatzes nimmt die Landsberger Straße einen überwiegend modernen Charakter an, es ist ihr neuestes und letztes Stück. Am Ende derselben stand noch bis vor etwa zehn Jahren das Landsberger Thor und eine Mauer schloß sich daran, welche nicht aussah, als ob sie irgend einem Feinde Trotz bieten könne. Das war denn auch freilich ihre Bestimmung nicht: sie war keine Fortificationsmauer, wie jene aus den Zeiten der Kurfürsten und ersten Könige, sondern diente den eminent friedlichen Zwecken der Schlacht- und Mahlsteuer. Doch engte sie die

Stadt ein und gab ihr ein unschönes Aussehen: schlecht gepflasterte und auch sonst nicht zum Besten gehaltene Wege, Communicationen genannt, vermittelten, dicht unter der Mauer, den Verkehr der Fußgänger von Thor zu Thor. Diese Mauern und Thore sind längst gefallen, und wenn man jetzt auf den Landsberger Platz kommt, so hat man einen wirklich großstädtischen Anblick vor sich: zu beiden Seiten ausgedehnt liegt eine prachtvolle neue Straße: die Friedenstraße — links, wo die Communication am Königsthor war, ihr vornehmerer Theil, mit wahrhaft herrschaftlichen Häusern an einer schönen Promenade; rechts, wo die Communication am Landsberger Thor war, eine Straße, wie einer von den Pariser äußern Boulevards, in der Mitte mit Bäumen bepflanzt und so breit wie in Berlin etwa nur noch die Straße Unter den Linden. Gegenüber, wo die Sandhügel waren, rauscht und weht und lädt in seine grüne Dämmerung der Friedrichshain, zieht sich in sanfter Steigung die Landsberger Allee den Berg hinan, und welch' ein Bild bunten, sonntäglichen Lebens in der Mitte! Da fahren die Pferdebahnen, da kreuzen sich die Wagen und die Omnibusse; da drängen sich die Menschenhaufen auf dem weiten, offenen Platz. Und dann wieder kann das Auge ruhen auf dem sommerlichen Grün des „Hains", um welches von Außen sich schwebende Festons von Rankengewächsen

schlingen. Es ist die Zeit des Jasmins und des Hollunders, und beide vereint senden ihren weißen Blüthenschimmer und ihre vermischten Wohlgerüche, den süßen und den herben, mir entgegen. Von Blumenbeeten umgeben erhebt sich das Kriegerdenkmal, auf seinen Tafeln von Erz schimmern im Lichte der sinkenden Sonne die Namen der Braven aus diesem District, die in Frankreich gefallen, und mitten drin bin ich jetzt in dem Sonntag der feiernden Menge. Doch diese Leute sind auch am Sonntag noch bepackt und beladen. Eine Frau schleppt ein Kind, das ihr auf dem Arme eingeschlafen ist, der Mann geht hinterher mit einem Blumentopf. Der Mann in dieser Gegend wählt sich, wenn er es irgend möglich machen kann, das bessere, das heißt: das leichtere Theil. Der „Hain“ wimmelt von Kindern, die sich beim Spiele vergnügen: Kinder aus dem Volk, Mädchen im Kattunkleidchen, Knaben in linnenen Jacken. Die Mütter haben meist ernste, schmächtige Gesichter, auf denen die Spuren der Arbeit und des Nachtwachens zu lesen sind. Sie hören früh auf, jung zu sein. Alte Frauen sitzen mit dem Strickstrumpf auf den Bänken oder im Gras unter den Bäumen. Das sind Erscheinungen, die man nicht im Thiergarten sieht. Der Friedrichshain hat nicht das Privileg der Jahrhunderte, wie der Thiergarten. Dieser war ein alter, königlicher Forst

und mißt heute noch eine bis zwei Stunden im Umfang. Von unsren aristokratischen Quartieren begrenzt oder umgeben, gewährt er in seinem Schoße zu gewissen Stunden des Tages den Anblick der Eleganz, zu andren den der vornehmen Ruhe. Von ganz verschiedener Art ist der Friedrichshain: eine Schöpfung der Stadt, zur Säcularfeier der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, dient er nicht dem Luxus, sondern allein dem Wohlergehen und der Gesundheit eines großen Theiles unserer Bevölkerung. Er trägt den Geruch des Grüns, den Sauerstoff der Waldluft in enge, dichtbewohnte Straßen. Auch unterschätze man nicht die moralische Bedeutung, welche die Nachbarschaft eines solchen Stückes Natur für den Großstädter hat. Der „Hain“ ist eine Wohlthat für diese Gegend und ihr Stolz. Denn obgleich von geringerer Ausdehnung, als der Park im Westen, entbehrt er doch keineswegs der landschaftlichen Reize. Seine Bäume stehen in der Fülle der Kraft und sein hügeliges Terrain bildet eine wechselnde Scenerie, wie man sie nicht bald zum zweitenmal in Berlin hat. Gutgepflanzter Rasen gleitet sanft an den Abhängen nieder und bedeckt mit seinem hellgrünen Sammet weite Flächen; beständig öffnen sich neue Durchblicke, man wandert bergauf, bergab durch duftendes Gesträuch und kommt zuweilen an Stellen, so lauschig und einsam, daß

man meint, das Reh müsse heraustreten an den Rand der Lichtung. Dann wieder in einer Staubwolke, welche die Sonne vergoldet, bewegen sich hunderte kleiner Gestalten: Kinder sind es, die hier in der Mitte des Hains, um das Bronzebild unseres Königs, des großen Friedrich, den Ringelreihen tanzen, Festungen aus Sand bauen, sich haschen und entlaufen. Ehepaare und Liebespaare (denn auch diesen ist der „Hain" geheiligt) füllen die Bänke des Rondels; nicht weit davon ist ein hübsches Zelt errichtet, in welchem Milch zu haben ist, frisch von der Quelle, und auf einer Anhöhe, mit den Laubmassen und Wiesen zu seinen Füßen, steht in freier und luftiger Lage das städtische Krankenhaus, dessen rothes Mauerwerk weithin sichtbar ist durch das Grün; dessen stiller, weißer Hof auch die Kinder zur Ruhe mahnt, wenn sich eines von seinem Spielplatz hierher verirrt.

Noch ein stiller Ort ist hier und nicht leicht zu finden durch das umgebende Gebüsch, aber immer noch besucht in den Sommerabendstunden, wenn das langsam scheidende Licht die Herzen milder stimmt und die Seelen versöhnlicher. Es ist der Begräbnißplatz der in den Märztagen des Jahres 1848 gefallenen Kämpfer aus dem Volke. Wie trauerte Berlin, als dieser Zug von 183 Särgen, von der neuen Kirche her, durch seine Straßen ging, er voran,

der furchtlose Geistliche, Dr. Sydow, den ich in seinen letzten Lebensjahren noch so gut gekannt und so manchmal gesehen habe, wenn er, auch in seinem hohen Alter noch eine imposante, ehrfurchtgebietende Erscheinung, mir gegenüber, auf dem Balkon seiner Wohnung am Matthäikirchplatz, ein schwarzes Käppchen auf dem Silberhaar, friedlich zwischen seinen Blumen saß und — am Tage des Herrn — andächtig dem Orgelklang und Choral lauschte, die aus der benachbarten Kirche so lieblich durch den Sonntagmorgen tönen. Damals, an jenem Märzmittage, war seine Stimme laut und gewaltig, als er diese Todten wie „Samenkörner der Zukunft" in die Erde senkte; doch die Stimme ist verhallt und still auch ist es hier geworden. Den Soldaten, welche die Opfer dieser unseligen Kämpfe wurden, ist ein Nationaldenkmal errichtet worden im Park der Invaliden; diese hier haben kein anderes Denkmal als halbeingesunkene Gräber und da und dort einen verwelkten Kranz. Und es ist gut so; denn was wäre zu sagen von der eisernen Nothwendigkeit, welche den Einen Ruhm und den Andern Nichts gewährt als Vergessenheit? „'S gibt Gräber, wo die Klage schweigt." Ein immerwährendes Dunkel herrscht hier unter den dicht verschlungenen Zweigen, die selbst den Strahlen der Abendsonne den Zugang wehren und nur einen vereinzelten Tropfen des

rothen Lichts auf Kreuz oder Leichenstein versprengen. Denn ohne Unterschied der Confession ruhen die Todten hier, meist Männer aus den niederen und mittleren Ständen, Arbeiter jeder Art, Maschinenarbeiter, Kattundrucker, Buchdrucker, Buchhalter — nicht Wenige darunter, die den Anfang der Zwanzig kaum überschritten. Von Vielen, die hier bestattet worden, waren die Namen nicht mehr zu ermitteln — es sind die Gräber der „unbekannten Männer“. Ebenso sind viele von den Inschriften unleserlich geworden; aber wo man sie noch entziffern kann, ist die Geschichte, die sie erzählen, rührend und kurz. „Hier ruhet mein lieber Mann“ — „dem gefallenen Bruder“ — „unserm guten Sohn, gestorben den 18. März 1848 für Freiheit und Recht an einem Schuß durch die Brust.“ Auch ein Mädchen liegt hier unter den Männern: „Unsere innigst geliebte Tochter und Schwester“. Wer war sie? Führte Haß sie auf die Barricade oder Liebe, oder hat blinder Zufall die Kugel gelenkt, die sie getödtet? Und wer löst mir folgendes Räthsel: „N. N., wurde am 18. März 1848 in der Wohnung seines Stiefbruders von einem Manne durch einen Schuß tödtlich verwundet und starb am 20. März 1848“. Eine Buche, die in der Mitte der Gräber steht, streckt ihre Aeste fast über den ganzen kleinen Raum. Ebereschen lassen ihre Zweige herabhängen und Fliedergebüsch

schließt sich an beiden Seiten zum Dach. Ein hölzernes Thürchen verwahrt den Eingang und auf den Planken neben demselben hat sich ein Pärchen niedergelassen, das von allen Plätzen des Friedrichshains sich diesen ausgewählt hat, um ungestört — zu lesen. Das Buch, welches sie in der Hand halten, scheint mir so wenig jenes von Lanzelot und Ginevra zu sein, als die Beiden, die es lesen, Aehnlichkeit haben mit Francesca und Paolo. Dennoch ahne ich, was geschehen wird, sobald die letzten Spaziergänger sich von den Gräbern entfernt haben. „An jenem Tage lasen wir nicht weiter."

Nun den Hügel hinab, und wir sind wieder in der vollen Bewegung des Sonntags vor dem Thore, in der Landsberger Allee. Dies ist eine jener Berliner Vorstadtstraßen, die sich unbemerkt ins freie Feld verlaufen. Eine bejahrte Windmühle mit einem Müllerhäuschen steht neben einem ungeheueren Eckhaus neuester Construktion, welches zwanzig Fenster Front und fünf Stockwerke hat, gegenüber ist Baugrund, über welchem sich ein unbegrenzter Horizont wölbt. Die Schornsteine des böhmischen Brauhauses, zierlich wie die Thürmchen der Alhambra, ragen in die Luft neben den gewaltigen Schlöten der Patzenhofer'schen Brauerei. Gärten sind rechts und links, in welchen Tausende Platz finden können und heut, an dem warmen Sommersonntagabend, wohl auch

Platz gefunden haben. Wandernde Massen bedecken das Trottoir. Vier, fünf Weißbierlokale liegen hier in einer Reihe nebeneinander, jedes mit dem altehrwürdigen Motto: „Hier können Familien Kaffee kochen". Die Zeit des Kaffees ist indessen vorüber und die des Abendbrotes gekommen. An langen Tischen unter den Kastanien haben sich ganze Haushaltungen niedergelassen und sprechen dem Imbiß zu, welchen die sorgliche Mutter aus Körben und Papieren herauswickelt. Denn in diesen Lokalen bringt man sich sein Essen mit. Außerdem kann man im Garten und vor demselben alles Mögliche zur Vervollständigung des Mahles haben: in dem Bretterhäuschen am Eingang „warme Würstchen" frisch aus dem brodelnden Kessel, in der Bude gegenüber Kuchen und Gebäck, von der Alten auf der Straße Radieschen. „Et sind de letzten vor dies Jahr," sagt sie, „aber et is ooch wat Jut's." Die „Weiße" geht von Hand zu Hand; selbst die Kinder, die sich im Hintergarten tummeln, kommen zuweilen gelaufen und nehmen einen Schluck, wobei sie das große Glas ganz kunstgerecht zu führen wissen. Neben dem Hausherrn steht noch ein Kümmel extra, neben der Hausfrau liegt nicht selten ein Milchfläschchen für den mitgebrachten Säugling, und fast auf jedem Tische sieht man einen Blumentopf. Im Hintergarten ist die Schaukel, die Würfelbude, die

Kegelbahn, die Rutschbahn, die Kaffeeküche mit Waschkörben voll Tassen und Kannen, und ein Verschlag, hinter welchem Hühner gackern, Tauben fliegen und ein Hund an der Kette liegt. „Der Hund beißt," ist mit großen Buchstaben an die Bretterwand geschrieben. Zufrieden und mäßig sitzen diese Leute beisammen. Die Frauen stricken, die Männer spielen Karten. Kein übermäßiger Lärm und Tumult ist hier wie vor den Thoren im Norden und Süden Berlins; und am Montag, wo doch sonst überall „blau" gemacht wird, sind diese Locale fast leer. Die Bevölkerung des Nordostens ist eine gesetzte. Man sieht es diesen Familien wohl an, daß sie, wenn nicht Ueberfluß, doch auch keinen Mangel haben; daß das Handwerk sie nährt. Ihre Vergnügungen sind von einer ruhigeren und solideren Beschaffenheit, als diejenigen der meisten andern Vorstädte, und die Landsberger Allee hat Nichts von dem jahrmarktsartigen Aussehen der Hasenhaide und wenig von den künstlerischen Verlockungen des „Praters" vor dem Schönhauser Thor. Indessen ganz darf dergleichen nicht fehlen, wo man sich am Sonntag vor dem Thore belustigt. Kinder, Dienstmädchen und Lehrjungen wollen doch auch ihren Theil haben, und wenn man einen Hof durchschreitet, vor welchem ein Steinmetz Grabdenkmäler und knieende Engel aufgestellt hat, so kommt man auf

einen offenen Platz, der am Alltag still, am Sonntag aber äußerst belebt ist. Da dreht sich das Carroussel, das über und über mit Glasflittern behängt ist, und „Pluto, der Höllensohn" erscheint mit nackten Armen, in einem karmoisinfarbnen Tricot und eine feuerrothe Hahnenfeder an der Mütze. „Sie werden sagen", ruft er aus, „wie es möglich ist, daß ein menschliches Wesen, geschaffen aus Fleisch und Blut, geschmolzenes Blei trinken und ein glühendes Eisen mit seiner Zunge kühlen kann." Es muß aber doch wohl möglich sein; denn nicht wenige Neugierige, die lange gezögert, diesem letzten Appell aber nicht widerstehen konnten, folgen ihm, als er unter der Gardine seines Zeltes verschwindet, um das Wunder zu verrichten. Ein anderes Publicum hat sich um einen Tisch versammelt, hinter welchem ein Mann steht in einem hellcarrirten Sommeranzug, mit einem gestrickten rothen Fez auf dem Kopf und einer blauen Troddel daran. Der Mann hat eine Elektrisirmaschine und daneben einen Kasten, der mit einem Tuch verhüllt, mit Photographien schöner Jünglinge und Jungfrauen geschmückt ist und die Inschrift trägt: „Ein Blick in die Zukunft." Dieser scheint für die Dienstmädchen, welche das Geheimnißvolle lieben, die größere Anziehungskraft zu haben. Der Mann spricht in einem salbungsvollen Tone, wie Propheten thun; aber immer dazwischen, namentlich

wenn die Lehrjungen ihn ärgern, fällt er in seinen Berliner Jargon zurück; denn sowohl er, als Pluto, der Höllensohn, sind mit Spreewasser getauft. Den Geist, welcher in dem verhängten Kasten administrirt, nennt er den „kleinen Mann von Amsterdam“; und er redet ihm zu: „komm herauf, kleiner Mann, komm herauf.“ Dann wendet er sich an sein weibliches Auditorium: „Hier können Sie sehen, ob Sie Glück haben in der Liebe, in der Ehe, oder in der Lotterie. Vielleicht haben Sie Anverwandte ... wart' ick will Dir, verfluchter Junge, willste woll nich drängeln — Marsch 'raus mit Dir, oder ick steche Dir Eene, det De fliegen sollst wie'n Luftballon — — Vielleicht haben Sie Anverwandte in Amerika, über Land oder Meer, oder es stirbt Ihnen eine alte Tante und hinterläßt Ihnen ein paar hundert Thaler Geld. Oder vielleicht kommt ein alter oder neuer Liebhaber; ich brauche nur zu sagen: kleiner Mann von Amsterdam, und Sie erhalten einen Brief, signalisirt, photographirt und adressirt.“ — Hierauf wendet er sich zu der Elektrisirmaschine. „Wer von den Herrschaften will sich einmal elektrisiren lassen. Das stärkt die Nerven, ist gut für den Rheumatismus, für Leib-, Kopf- und Zahnweh und kostet nicht mehr als zehn Pfennige die Person.“ Ein junger Mann tritt vor, legt seinen Obolus auf den Teller und wird elektrisirt. Aber obwohl der Künstler mit dem rothen Fez die

Kurbel dreht, bis ihm die Stirne feucht wird, behauptet der junge Mann, er fühle noch immer Nichts. Ich habe das Ende dieses interessanten Experimentes nicht abgewartet; denn unaufhörlich wogen die Menschen hin und her und tragen mich unaufhaltsam in ihrem Strome mit fort.

Kaum Einer von ihnen, der nicht einen Blumentopf in der Hand hält. Die Liebe dieser Leute zu den Blumen ist so groß, daß Blumenstöcke in jedem Weißbiergarten ausgewürfelt werden oder um ein Billiges zu kaufen sind. Es sind natürlich nur die geringern Sorten, die man hier sieht, meist Fuchsien, Nelken und Goldlack; aber Alles ist voll davon und überraschend die Menge von Blumenläden und Blumenkellern, die fast Haus bei Haus in dieser Gegend das Trottoir stellenweis in ein Blumenparterre verwandeln. Und noch Eins wird Demjenigen auffallen, der zuerst an einem Sonntage hierherkommt; wer unter den ihm Begegnenden keinen Blumentopf trägt, der wird sicher, Alt oder Jung, Mann oder Weib, Mädchen oder Knabe, eine Gießkanne in der Hand haben. Es ist ein schöner Gräbercult, der hier vor dem Thor an den Sommersonntagen gefeiert wird. Hier draußen sind die großen Kirchhöfe der Georgen-, der Parochial- und der Petrigemeinde, und sie alle, namentlich aber der erstere, sind bis Sonnenuntergang mit Hunderten

von Menschen gefüllt, welche den Rasen und die Blumen der Gräber begießen und zum stillen Besuch Derer kommen, die darin schlafen. Von einer ernsten Schönheit ist der Petrikirchhof; eine dunkle Lindenallee beschattet ihn und unter dem Grün verschwinden fast die Denkmäler. Der Parochialkirchhof dagegen schimmert wie ein Garten, wie ein Rosengarten in dieser mittsommerlichen Zeit, und hohe Bäume, majestätische Pappeln rauschen darüber im Abendwind. Der Kirchhof der Georgengemeinde ist der größte, und da er vorzugsweise der dieser Gegend ist, auch der besuchteste. Gleich vorn, dicht neben dem Eingang, an besonders geehrter Stelle, von einem Gitter umfaßt, erhebt sich das Grab, in welchem Büsching mit den Seinen ruht, und die Grabsteine, welche man von der Gollnowstraße hierher gebracht, sind an der Mauer befestigt worden. Sie sind mit einem Porträt Büschings und Figuren in halberhabener Arbeit bedeckt, die man nicht gerade für Kunstwerke halten kann. Die von Büsching's Amtsnachfolger Gedike verfaßte Grabschrift: „Hier im Schoß der Erde schlummert ihr Beschreiber", habe ich nicht mehr finden können. Es soll noch eine alte Anverwandte der Familie leben und zuweilen hierherkommen, um nach den Gräbern zu sehen. Sonst schlummern keine Berühmtheiten hier, da diese vielmehr von je, wie man weiß, im Westen

Berlins gelebt haben, gestorben und begraben sind. Aber mancher tüchtige Mann, manche brave Frau ruht hier nichts destoweniger; Männer und Frauen, deren Ruhm darin besteht, ein gutes und nützliches Leben geführt zu haben, und die darum in den Herzen der Ihrigen, wenn nicht in den Blättern der Geschichte, fortleben. Viele von den besten Namen des alten und eigentlichen Berlins, seines Handels- und Gewerbestandes, liest man auf diesen Grabsteinen; und man sieht es diesen Gräbern wohl an, daß die Liebe, die sie geschmückt hat und täglich neu pflegt, durch keinen Zwang der äußeren Verhältnisse beschränkt wird. Auch Denkmale, die durch ihre geschmacklose Ueberladenheit auffallen, sind nicht hier. Aber der kostbarste Blumenflor prangt, so weit man blicken kann. Pinien und Cypressen wachsen neben den Gräbern, und Palmen und Orangenbäume stehen in mächtigen Kübeln daneben. Jede Grabstätte gleicht einem kleinen grünenden, blühenden Garten, welcher durch ein zierliches Kettchen abgeschlossen wird; manche Frau sitzt hier gern in Gedanken, wo jetzt die Bank steht und einst, zur Seite des voraufgegangenen Gatten, auch sie ruhen wird. Kaum ein Grab, an welchem nicht liebende Hände geschäftig; mit dem Schwarz der tiefen Trauer mischen sich in den Baumgängen die lichteren Sommerkleider, die Gießkannen wandern hinauf und herunter,

während die Sonne sich strahlend zum Niedergang neigt über dem Friedrichshain.

Und soll ich an dieser kahlen, schwarzen Bretterwand vorübergehen, welche sich zwischen dem Georgenkirchhof und den beiden andern eine Strecke weit die Friedenstraße hinabzieht? „Städtischer Begräbnißplatz" steht über dem niedrigen Pförtchen, welches wohl nur angelehnt ist, aber doch selten geöffnet wird. Denn es ist der Armenkirchhof — und wer kommt zu den Armen, wer besucht sie — mögen sie nun leben oder todt sein? Keine Blumen, keine Gießkannen — nur vereinzelt ein paar Menschen, die sich in dem öden Raum zu verlieren scheinen. Die hier ruhen, die Meisten von ihnen, mögen wohl weder Freunde noch Verwandte haben; sie lebten einsam und sie starben einsam in dieser großen Stadt und die Stadt ließ sie hier begraben. Was konnte man mehr für sie thun, als ihnen diese paar Fuß Erde geben — ihnen, die bei Lebzeiten nicht einmal so viel hatten? Und doch ist es ein trauriger Anblick, sie so daliegen zu sehen, ohne Hügel, ohne Rasen, Grab flach neben Grab, jegliches mit einem schwarzen Pfahl zu Häupten und einer Nummer daran. Wer nennt auch die Namen der Armen und was kann es nützen? Sie kommen, sie gehen, ihre Spur ist verloren. Welch ein elend Ding das Leben ist, wenn die Tröstungen der Natur, der Liebe, der Schönheit ihren

täuschenden Schein nicht darüber ausbreiten, das sieht man auf solch' einem Armenkirchhof. Sogar die Bäume, die da und dort herumstehn, sind vom Blitze gespalten und haben kein Grün mehr. Wüst ist diese Stätte; nackt auch im Sommer. Das schöne Wort Victor Hugo's: „l'été c'est la saison des pauvres“ ist nicht wahr für die Todten. Unkraut wuchert umher und Gestrüpp, Riedgras mit Brennnesseln untermischt; Steine liegen zusammen mit Wurzeln abgestorbener Bäume, die Wege sind aufgewühlt und im Sande muß man waten, wenn man zu den Gräbern will. Manchmal sieht man eine Reihe von sechs oder sieben, die noch nicht einmal ordentlich wieder zugeschüttet sind. Nur selten ist ein Kreuz von Eisen, dessen Inschrift aber längst unleserlich geworden. Die paar Blumen und welken Kränze kann man zählen. Häufiger ist ein seidenes Band mit Worten bedruckt wie diese: „Trauer ist unser Loos“. An einem der Gräber sah ich ein schwarzes Brettchen, auf welches eine nicht sehr geübte Hand mit weißer Oelfarbe geschrieben hatte: „Hier ruhn die geliebte Mutter und Schwester.“ Auch hier kein Name, wie wenn der Sohn, der Bruder mitten in seinem Schmerz gefühlt habe, daß es sich für den Armen nicht zieme, seinen Namen auf das Grab zu setzen. Eine schauerliche Trostlosigkeit weht über diesem Gottesacker, und es ist

doch auch „Saat von Gott gesä't, am Tage der Garben zu reifen". Aber wo bleibt die Hoffnung, wenn das Vertrauen fehlt, wo selbst der Glaube, wenn die Seele stumpf, das Gemüth öde geworden; und wer vermöchte solchen beunruhigenden Fragen auszuweichen, auf welche diese tausende von namenlosen Gräbern ihm wahrlich keine Antwort geben!*)

Jetzt ist die Sonne hinunter und nur noch das Abendroth flammt an den Himmelssäumen; ein langes, warmes Abendroth, welches die Häusermassen von Berlin mit einem sanften, schwindenden Roth färbt. Dies ist die Stunde, wo hunderte von Gasflammen auf einmal mit ihrem weißlichen Licht zu kämpfen beginnen gegen die Dämmerung des Sommerabends, welche nur langsam scheidet und im Verblassen noch die Schildinschriften in den Straßen matt erglänzen macht. Dies ist auch die Stunde, wo ich meinen Sonntagsspaziergang in dem schönen Garten des Böhmischen Brauhauses zu beschließen pflege. Da bin ich unter Handwerksmeistern, Hauseigenthümern, Kaufherren, Fabrikanten, lauter guten Genossen und decenten Leuten, welche, wenn sie die Woche hindurch ihr Werk gefördert, sich am Sonntag auch Etwas gönnen mögen, und welche, wiewohl sie

*) Der hier geschilderte Armenkirchhof ist im Jahre 1881 geschlossen worden.

von dem letzten Grund der Dinge wahrscheinlich nicht mehr wissen, als ich, dennoch recht vergnügt und wohl bei Leibe sind — Männer außerdem, die gar nicht wenig vorstellen in ihrem Bezirke und der Stadt. Sie zu sehen ist ein Trost für mich. Sie haben schmucke Frauen und hübsche Töchter, sie lassen sich ihr Beefsteak schmecken und trinken ihr Seidel dazu, sie rauchen ihre Cigarre, zahlen, wenn's elf geschlagen und gehen nach Hause, wie die Väter vor ihnen gethan und die Kinder — will's Gott — nach ihnen thun werden. Durch die Bäume des Gartens schimmert der blaue Himmel, über das offene Feld herauf kommt der Mond; und da mag man nun sagen, was man will: so lang es noch frohe Menschen giebt, ist gut sein auf der Welt. Wir können an ihrem Laufe Nichts ändern und das Bild eines mäßigen bürgerlichen Glücks ist mir das liebste von allen Bildern aus dem Berliner Leben.

In den Zelten.

(August 1882.)

Immer, wenn ich an einem dieser schönen Sommervormittage, vom Fenster meines Arbeitsstübleins aus, über dem dunklen Grün des Thiergartens, der wie ein Forst zu meinen Füßen liegt, weit weg im Nordosten und dem Blau des Morgenhimmels die Victoria der Siegessäule leuchten sehe: dann trete ich frohen Muthes an meinen Schreibtisch, reibe mir vergnügt die Hände und spreche zu mir selber: „Wir werden heut' einen guten, warmen Tag haben, und heut' Abend . . . . aber ich sage nichts, ich sage nichts!"

Und wenn es nun endlich Abend geworden — denn ach! so ein heißer Sommertag ist lang in Berlin, — wenn die Rouleaux und Gardinen und Jalousien und wie die Dinge alle heißen, durch die man sich in dieser Stadt gegen die Gluth des Mittags verwahrt, wenn sie, sag' ich, in die Höhe gezogen, gerollt und gewickelt sind und durch das geöffnete Fenster zuerst wieder ein kühler Hauch von draußen heraufweht: dann mach' ich mich so unfehlbar auf den Weg, als dort über dem schrägen Dach

des Nachbarhauses die Sonne niedergeht. Dann nehm' ich meinen Flurschlüssel und meinen Hausschlüssel, meine Cigarren, meinen Hut und meinen Stock und — wenn es sich für einen Mann in meinen Jahren schickte, wahrhaftig, ich würde, während ich die Treppen hinabsteige, singen — irgend ein schönes Volks- und Wanderlied. So wohl ist mir jedesmal, wenn ich meine Bücher in den Schrank stellen und meine Schreiberei liegen lassen kann, wenn ich vor der Thür meines Hauses stehend, mir die Frage vorlege: „Wohin nun, mein Freund? Ganz Berlin gehört Dir; entscheide, triff Deine Wahl!"

Gott sei Dank! — ich bin nicht der heilige Antonius und Niemand, weder der Teufel noch auch ein Engel, will mich in Versuchung führen. Ich bin ein Mann in gesetztem Alter, von bescheidenen Ansprüchen, von zufriedener Gemüthsart und conservativer Gesinnung, soweit es sich nämlich um die Spaziergänge handelt; ein wenig träumerisch, hier und da stehen bleibend, wenn ein hübsches Paar vorübergeht oder ein Eichhörnchen über den Pfad schlüpft, ein wenig nachdenklich und manchmal sentimental; sonst aber ohne Harm, und meine Vergnügungen sind von der unschuldigen Art.

Ich schlage gleich den Fußweg mir gegenüber ein, er führt mich mitten in den Thiergarten hinein, und ich verschwinde hinter seinem Gebüsch, wie hin-

ter einer Couliſſe. Dieſen Weg geht Niemand; hier bin ich allein. Die Andern lieben die Sonne, die Helligkeit, die breite Straße, den Lärm der Promenade, den Luxus der Toiletten, Equipagen, Pferde, Reiter und Reiterinnen; ich liebe den Schatten, die Dämmerung, den ſchmalen Heckenweg, die Stille, die Einſamkeit, ich kenne jeglichen Baum in dieſer Gegend und ich meine, daß er auch mich kennen müſſe, ſo vielmals in den vielen Jahren haben wir einander ſchon geſehen, Winter und Sommer, bei gutem Wetter und bei ſchlechtem. Ich war noch ein Student, da ging ich hier ſchon und Freunde gingen mit mir, die jetzt — Gott weiß wo in der Welt ſind. Hier, am Goldfiſchteich, wie manchmal haben wir geſeſſen und die liebreizende Göttin angeſchaut, die der Liebe, mit dem wehmüthigen Zug im Antlitz, der es noch holder macht; mit jenem ſchmerzlichen Lächeln um die „ſchöngereimten“ Lippen, als wolle auch ſie fragen: „Und nachher?“ Sie ſteht noch immer da, die holde Schweſter der Medicäerin, und lächelt noch immer, wie vor zwanzig und dreißig Jahren — Eis und Schnee, Regen und Sonne, Froſt und Blüthen ſind über ihrem zierlichen Haupte dahingezogen. Die Götter werden nicht alt, und um ihre Füße, wie damals, ſpielen die Kinder, und auf den Bänken, unter Roſen, ſitzen Liebende, welche den Anbruch der Sommernacht erwarten und vorüber, Arm in Arm,

gehen ein paar Studenten, von denen einer vielleicht in wiederum dreißig Jahren hier ähnliche Betrachtungen anstellt.

Nun kreuz' ich die Charlottenburger Chaussee, auf der damals in weiten Zwischenräumen ein Omnibus und ein Kremser sich zeigte, und auf der heut' das unaufhörliche Hin und Her und Geklingel zweier Pferdebahnen ist. Rechts durch das Brandenburger Thor, dessen Viergespann im sonnigen Aether funkelt, blick' ich in die Stadt, auf den Pariser Platz und unter die Linden, wo der Dunst des Tages und das Licht der untergehenden Sonne jenen eigenthümlichen Rosaschimmer weben, der noch lange an den Häusern zu haften scheint und die stolzen Fronten, bis tief hinein, wie die Gipfel eines Berges färbt. Gerade vor mir steht die Siegessäule — von allen Siegesdenkmalen Berlins, wenn nicht das künstlerisch untadelhafteste, so doch dasjenige, welches am Meisten uns gehört — uns, den Lebenden, unsere Säule, „la colonne", die Säule von Berlin, wie die des Vendômeplatzes die Säule von Paris. Jetzt, wo der Purpur des Abends über sie strömt, glüht die Schlachtenjungfrau dort oben vom Scheitel bis zur Zehe; der Helm lodert, die Standarte blitzt, das eiserne Kreuz strahlt und ihr Lorbeerkranz blüht wie von hineingeflochtenen Feuerlilien, während die flammenden Flügel sich weit spannen, als bedürfe

es nur des leisesten Anstoßes, und der Fuß hebt sich von der Kugel, und sie wird aufs Neue fliegen — gegen Westen, gegen Osten ... wer weiß es? Und wer durch die Siegesallee geht, dem flimmert es vor den Augen von Gold und Farben, von Erz und Marmor, bis er — fast geblendet — beim Näherkommen über dem funkelnden Unterbau von polirtem Granit und in dem dreifachen Gürtel vergoldeter Kanonen die Trophäen dreier Feldzüge unterscheidet. Dreimal haben diese Kanonen gedonnert und in sechs Jahren der Welt im Allgemeinen und diesem Königsplatz insbesondere ein anderes Aussehen gegeben — bunte Siegesmosaiken, wo früher Nichts, oder ärger als das Nichts, wo Sand und Wüstenei war, metallene Reliefs, eine ganze Walhalla von Heldengestalten im preußischen Waffenrock. Leben von unserm Leben, Blut von unserm Blut. Und sammetne Rasenflächen ringsumher, so weich und grün, so sanft beschienen von der Abendsonne, Teppichbeete mit Blumen und Pflanzen in brennendem Roth und ernstem Braun und lichtem Blau, blühendes Gebüsch, zwei Springbrunnen — hier Raczinsky,*) dort Kroll,

*) Im Frühling 1884 ist das allen Berlinern so wohlbekannte kleine Palais niedergerissen worden und auf dem weiten Terrain erheben sich jetzt schon (August 1885) die Grundmauern des Reichstagsgebäudes, zu welchem hier am 9. Juni 1884 in feierlicher Weise der Grundstein gelegt ward.

vor mir das aristokratische Quartier, das Generalstabsgebäude, wo Moltke wohnt, das Palais des Herzogs von Ratibor, die Bismarck-, die Moltkestraße, das Octogon des Panoramas von Gravelotte und St. Privat — und im Hintergrunde die stille, dämmernde Masse des Thiergartens.

Unter dem Thorbogen von Kroll werden schon die frühen Lämpchen angezündet, welche mit ihrem matten Licht wie gelbe Punkte auf dem Goldgrund des Abendhimmels stehen. Sie werden heller, je mehr der Tag verblaßt; Kroll am Abend gehört den Fremden, und nur am Sommermorgen, in den frühen Stunden von sechs bis acht, gehört er uns, den Berlinern. Dann wird hier Brunnen getrunken — eine sehr ernste Affaire bei Krolls. Dann lustwandelt hier unter den Bäumen eine bedächtige Schaar von Männern und Frauen, mit Bechern in den Händen oder mit Henkelgläsern, in welchen Karlsbader Sprudel dampft oder Marienbader Kreuzbrunnen perlt, — da und dort auf dem Tische steht noch von gestern ein Bierseidel, an den Bäumen prangen große, rothe Zettel: „Theodor Wachtel in den Hugenotten" — dazwischen kleinere weiße: „Sherry-Cobbler" und „Erdbeer-Bowle" und hinten an der Mauer sitzt ein langes Placat. In den Beeten stehen die Blechtulpen und die Blechpelargonien und ein Storch von Blech und über uns die

weißen Glaskuppeln blinzeln, als ob sie sich den Schlaf noch nicht aus den Augen gewischt hätten, während wir unablässig und nüchtern auf- und abpromeniren mit der gesetzten Miene von Kurgästen, die alle paar Minuten die Uhr herausziehen und an nichts denken, als an den guten Kaffee, der sie erwartet, wenn sie ihr Werk gethan.

Aber es ist Abend und andere gute Dinge stehen uns bevor. Kommt nur, folgt mir; wir gelangen, wenn auch auf Umwegen, schon ans Ziel. Ich bin nicht Einer von Denen, die sogleich, nachdem sie vor die Thüre getreten, sich wieder setzen müssen und nach dem Kellner rufen. Ich liebe die Ordnung; Alles zu seiner Zeit. Ich habe gesagt, daß ich conservativ sei; doch ich ehre die Verfassung und lasse mich nicht abbringen, weder nach Rechts, noch nach Links, von meinem verfassungsmäßigen Spaziergang. Hier denn ist eine Allee von uralten Bäumen, Eichen und Linden, schon dunkel, da das scheidende Sonnenlicht das hundertjährige Laubdach kaum noch durchdringt. Dieses ist die Zeltenallee, vormals die Kurfürstenallee geheißen; und hier gingen die Großväter unserer Väter, wenn sie des Abends nach den Zelten wollten. Ehrbare Männer waren es, mit dreieckigen Hüten, mit Zopf und Perrücke, mit langen Rohrstäben in den Händen und mit einem bedachtsamen Schritt, wie Männer, welche Zeit haben und ihre Würde ken-

nen. Wenn sie miteinander redeten, so sprachen sie, wie gute Bürger, von ihrem Könige, Friedrich dem Großen, der damals schon ein alter Herr war und in Sanssouci residirte; waren sie Gelehrte, so sprachen sie von Voltaire und der Encyklopädie, waren sie Kaufleute, so sprachen sie von der Königl. Generaltobaksadministration, vom Zucker- und Kaffeezoll, von der Seehandlungscompagnie und dem letzten großen Wechselgeschäft der Herren David Splittgerbers seel. Erben. Bedächtig schritten sie dahin, nach einem großen Platz an der Spree, welcher der Kurfürstenplatz oder der Zirkel genannt ward. Auf der Seite nach der Spree war den ganzen Sommer hindurch eine Anzahl Hütten und Zelte aufgeschlagen, woselbst allerhand Erfrischungen verkauft wurden. Der gegenüberstehende Zirkel — ich citire hier den wackern Friedrich Nicolai, Buchhändler auf der Stechbahn, der mit seinen Freunden Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn an dieser Stelle wohl manch' einen Sommerabend auf- und abgegangen — der gegenüberstehende Zirkel ist mit einer doppelten Allee von sehr hohen Ulmen und Eichen eingefaßt und der Hauptsammelplatz aller Spazierenden, welche theils unter den Alleen hin und her wandeln, theils auf den Bänken ausruhen. An schönen Sommernachmittagen, sonderlich des Sonntags und Feiertags, pflegten hier einige Tausende zu Fuße, zu

Pferde und zu Wagen zusammenzukommen, wobei öfters, auf Befehl des Gouverneurs, die Musikcorps der in Berlin in Garnison liegenden Infanterie- und Artillerie-Regimenter in die anliegenden Büsche vertheilt wurden, welches zusammen ein sehr reizendes Schauspiel machte. „La place des Tentes au parc“, wie Chodowiecki denselben (1772) dargestellt, galt für die „première promenade de Berlin“. Sie war es hauptsächlich während der späteren Zeit Friedrich's des Großen und blieb es bis ans Ende des Jahrhunderts. Selbst die Mitglieder der königlichen Familie — so referirt W. Mila, der sich (geb. 1764) des glänzenden Anblicks noch aus seiner Jugend erinnert — und Personen vom ersten Range mischten sich unter den bunten Haufen. In vergoldeten schön verzierten Phaëtons, in eleganten, von allen Seiten mit Glasscheiben versehenen Kutschen, oder in sogenannten Wurstwagen, an deren Schlägen Pagen und Heiducken standen, fuhren die Prinzessinnen die Hauptallee entlang. Ein Mann von der Französischen Colonie, Namens Mourier, war der Erste, der hier im Jahre 1760 ein Zelt aufschlug, in welchem er Kaffee und sonstige Getränke und Erfrischungen feil bot; zum Schilde hatte er eine goldene Gans mit der sinnreichen Inschrift: „Monnoi (mon oie) fait tout“. Aus den Kreisen der französischen Colonie, welche sich damals noch bei Weitem nicht vollständig

germanisirt hatte, ging Etwas wie ein Athem des französischen „esprit“ über Berlin, welcher sich bis in den kleinsten Dingen zeigte und vielleicht in seinen letzten Nachwirkungen nicht ohne Einfluß geblieben ist auf den Berliner „Witz“. Dem Beispiele dieses betriebsamen Mannes folgten zwei andere Schenkwirthe, gleichfalls Franzosen, Dortu und Thomassin, bauten ihre Zelte an den Ufern der Spree und hatten einen guten und vergnügten Sommer davon. Im Winter wurden diese beweglichen Dinger zusammengeschlagen und in die Stadt gebracht, um, sobald der neue Lenz kam und die Hecken und Wiesen hier herum wieder grün wurden, fröhlich aufzuerstehen — echte Nomadenzelte in dem Sandmeer von Berlin, und der Fleck, auf dem sie standen, mit Wasser und Wald und geputzten Menschenkindern, eine der lieblichsten Oasen. Denn man brauchte nicht hundert Schritte weit zu gehen, so war man knietief im Sande. Sand war der Exercirplatz, heute der Königsplatz mit der Säule, Sand war des Königs Holzplatz, heute die Alsenstraße, Sand war auch Seeger's Holzplatz, heute die Roon- und die Hinderfinstraße. Gegenüber auf der rechten Spreeseite war noch mehr Sand, welchen seit den Tagen Friedrich's I. französische Gärtner und Landbauer im Schweiße ihres Angesichts urbar zu machen trachteten, ohne sonderlich weit damit zu gelangen,

weshalb sie es, mit der ihrer Nation eigenen Finesse, die sich in Kümmernissen durch einen guten Witz schadlos hält, la terre maudite nannten, oder la terre de Moab, das Moabiterland, heute Moabit, das Land Borsig's, der Fabriken und der Parks, das Land des Eisens und des Reichthums, ein sprechendes Exempel von Dem, was man aus Sand machen kann, wenn man es nur recht anfängt und sich die Mühe nicht verdrießen läßt. Freilich hat es hundert Jahre gedauert, ehe der kärgliche und widerspenstige Boden nachgab; und nach den Franzosen mußten unter Friedrich dem Großen westphälische Leute graben und pflügen und Hecken pflanzen, hartarbeitende, schwer auftretende Bauern, an welche noch, mitten in dem ganz modernen Moabit, zwischen den stattlichen Gebäuden unseres Jahrhunderts, ein altes, kleines, aus Lehm gebautes Haus erinnert, mit einem altmodischen Schild, das in altmodischer Schrift die Worte trägt: „Pumpernickel-Bäckerei". Wer damals aus der „terre maudite" kam, „über die Furt am Jordan (vulgo Spree), die nach Moabit führet", und bei den Zelten ausstieg, der mochte glauben, im gelobten Lande zu sein. „Milch gab sie, da er Wasser forderte, und Butter brachte sie dar in einer herrlichen Schale". Deß zum Gedächtniß, sagt mein Gewährsmann, ist den dort an der nämlichen Stelle noch befindlichen vier Kaffeehäusern die

Benennung von Zelten geblieben, selbst als diese Zelte sich zuerst in Hütten und am Ende in große massive Gebäude verwandelten, „wovon Nr. 1 und 2 sogar große Säle haben, aus denen man an Sommertagen angenehme grüne Wiesen, jenseits der Spree, überschauet“ — Wiesen, die Spuren und Zeugnisse des vereinten Fleißes von Franzosen und Westphalen, die nun auch längst wieder verschwunden sind, seitdem die Güterschuppen und Lagerhäuser des Lehrter Bahnhofes hier bis ans Ufer reichen, seitdem hier Holzplätze und Kohlenplätze sind, zwischen denen nur noch einsam da und dort eine Silberpappel emporragt. Statt des Geruches von Heu ist hier der Geruch von Pech und Theer und allerlei Schiffsgeräth, und wo die Sensen gedengelt wurden, ist jetzt das Pfeifen und Stoßen und Stöhnen der Locomotive — dem goldenen Zeitalter ist das eiserne gefolgt, in dem wir leben, das Zeitalter der Maschinen- und Massenarbeit; und doch, wer möchte leugnen, daß es seine Poesie hat, so gut wie jedes andere, nur daß uns das rechte Wort dafür oder der rechte Mann noch fehlt, der deutlich ausspräche, was wir nur undeutlich empfinden?

Adolf Menzel mit dem durchdringenden Blick unter den buschigen Brauen, und der nervigen Faust hat es vollbracht; er hat in seinen „Modernen Cyclopen“, jetzt in unserer Nationalgalerie, eine

solche Werkstatt gemalt, bei deren Feuerschein sich gleichsam die sociale Tiefe aufthut und ihre dämonisch arbeitenden Kräfte sichtbar werden. Seinen Spuren ist Paul Meyerheim gefolgt in den Panneaux auf Kupfer, welche die Marmorhalle des Borsig'schen Parkes schmücken: die Geschichte der Locomotive von dem Moment, wo das Eisen aus den Gruben des schlesischen Gebirges steigt, bis zu jenem, wo der fertige Koloß verladen wird auf einen transatlantischen Dampfer im Hafen von Hamburg. Menzel, wiewohl mit einer Fülle von Phantasie, ist doch nicht etwa phantastisch; wiewohl ein Meister der Farbe, doch kein Schönmaler, eher ein Häßlichmaler. Seine Menschen auf diesem Bilde sind wirklich aus dem Eisenwalzwerk und der Maschinenbauanstalt. Ein geheimer Schauer ergreift uns, wenn wir sie betrachten: in ihnen steht unsere Zukunft vor uns. Ein Gleiches ist der Dichtung bis jetzt nicht gelungen; sie ringt um den ungeheueren Inhalt des modernen Lebens, aber sie hat ihn noch nicht gepackt. Und doch, welcher Roman könnte großartiger sein, oder belehrender und erhebender, wäre mehr werth, erzählt zu werden, als derjenige Borsig's, welcher als ein armer Zimmermannssohn in Breslau geboren ward und als ein einfacher Arbeiter nach Berlin kam, um ein Mann zu werden, nach welchem ganze Stadttheile sich benennen; ein Herrscher, aber ein solcher, der

im Volke wurzelt, dessen Kraft aus dem Volke stammt und der sie ihm tausendfach wieder zurückgegeben hat.

Er war ein Mann von Genius und, wie jeder Schöpfer, von tiefem Gemüth; er konnte sich an dem Aufblühen einer Blume, dem Fortkommen eines Bäumchens in seinem Garten freuen und bei seinen Arbeitern hieß er „Vater Borsig". In der älteren Generation derselben ist sein Andenken noch unverwischt, obwohl er nun bald dreißig Jahre todt ist. Meister sind da bei den Schmieden und den Formern, die jung unter ihm waren und die heute noch von ihm sprechen, wie von einem Lebenden. Andere, die bei der Arbeit Invaliden geworden, haben Ruheposten erhalten, und Alle hängen an dem Hause mit einer Art von Familiensinn. Unter solchen Einflüssen wächst das jüngere Geschlecht der Arbeiter heran und hier wenigstens scheint kein Boden zu sein für den socialen Unfrieden, wo der Geist Borsig's gleichsam noch persönlich fortwirkt und sein Beispiel zeigt, was Jeder auf dem Wege redlicher Arbeit zu erreichen vermag.

Einst, als ganz junger Mensch, war er auf Veranlassung Beuth's aus dem königl. Gewerbe-Institut fortgewiesen worden, weil er keinen Sinn für Chemie habe. Dafür stellte Borsig siebenzehn Jahre später (1842) auf der ersten Berliner Industrie-Ausstellung eine Locomotive aus, der er den Namen „Beuth"

gegeben; und neben den Medaillons von Humboldt und Schinkel, von Rauch und Stüler, welche die, dem Borsig'schen Park zugekehrte Front des Verwaltungsgebäudes schmücken, ist auch dasjenige des unvergeßlichen Förderers des preußischen Gewerbefleißes und der Berliner Industrie. So dankte Borsig dem, der nicht eben rühmlich an ihm gehandelt, aber dadurch providentiell für ihn geworden war. Ein Maschinenbauer sollte er sein und ein Maschinenbauer war er zehn Jahre lang (1826 bis 1836) in der Eggels'schen Eisengießerei, dem einen von den drei Privat-Etablissements dieser Art im damaligen Berlin. In harter Arbeit erwarb er sich ein kleines Vermögen, ich glaube fünftausend Thaler in zehn Jahren, kaufte sich ein Grundstück vor dem Oranienburger Thor, wo heute die Chausseestraße ist, und errichtete daselbst ein eigenes Hüttengebäude. Hier baute Borsig seine erste Locomotive; die erste, die jemals auf deutschem Boden gebaut worden ist. Am 24. Juni 1841 wurde sie fertig. Die ganze Nacht war gearbeitet worden und die ganze Nacht durch hatte Borsig — wie dessen Biograph, Hermann Vogt, erzählt — unter seinen Arbeitern gestanden, voller Aufregung, voller Zweifel, ungewiß, ob sein Werk gelungen. Endlich dämmerte der Morgen, ein Sonntagmorgen, und die Maschine wurde geheizt. Es war vier Uhr früh. Langsam erwärmte sich der

Kessel, das Wasser begann zu sieden, der Dampf stieg auf, die Cylinder arbeiteten, die Kolbenstangen reckten, die Axen bewegten, die Kurbel drehte sich, die Räder rollten — und „sie geht!“ rief Borsig seinen Ingenieuren zu. Mit diesen zwei Worten war seine Zukunft entschieden, in ihnen lag Ruhm und Reichthum, lag seine Lebensaufgabe: nämlich, den deutschen Locomotivbau von der Arbeit und selbst dem Material des Auslandes frei zu machen. Denn bis dahin wurden die fertigen Locomotiven und lange noch ward das Schmiedeeisen aus England bezogen.

Nur noch fünfzehn Jahre waren Borsig vergönnt, aber sie reichten hin. Wo sein erstes Hüttengebäude stand und seine erste Locomotive ging, erhebt sich auf dem ehemals freien Felde jetzt, in einer neuen Stadtgegend, die sich weit gegen Norden erstreckt, und inmitten einer Arbeiterbevölkerung, die nach vielen Tausenden zählt, aus einem Walde von Schornsteinen, jener ungeheure Complex von Werkstätten und Hallen, in denen seitdem an die viertausend Locomotiven gebaut worden sind, aus dem Eisen und dem Stahl, die in den eigenen Werkstätten von Moabit geschmiedet und gegossen, mit dem Erz und der Kohle, die aus den eigenen Gruben in Schlesien gewonnen werden.

Borsig starb im besten Mannesalter nach kaum

vollendetem fünfzigsten Lebensjahr und er ruht auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof, gerade gegenüber seiner Maschinenbauwerkstatt in der Chausseestraße. Sein Sohn, der Erbe seiner fürstlichen Besitzungen, ward nicht einmal so alt wie der Vater; er starb vor fünf Jahren, als eben das schöne Palais an der Ecke der Voß- und Wilhelmstraße fertig geworden, welches heute noch leer steht. Still auch ist es in dem Park von Moabit und in dem Landhause wohnen zwei Wittwen. Aber ein hübscher Knabe, der Sohn des letzten Besitzers, tummelt sich auf dem Rasen, und er läuft mir muthwillig voran zu den Sehenswürdigkeiten des Gartens, welcher mit großer Liberalität jedem Besucher offen steht.

Oftmals auf meinen Abendgang komm' ich hierher zu dem nunmehr wohl etwas vereinsamten Sitz eines Fürsten der Industrie; zu den weiten Rasenflächen mit den schönen Baumgruppen, durch welche der Abendhimmel schimmert. Am Thore steht der Portier mit der goldgeränderten Mütze. Dann erscheint das stilvolle, geräumige, jedoch nichts weniger als auffällende Herrenhaus, die Hinterfront ganz in Grün versteckt. Dann das Palmenhaus mit den wunderbaren Farrenbäumen aus dem südlichen Amerika, den edel geformten Palmen aus Indien und Ceylon; eine Treppe, deren Stufen von Granit, führt zu Felswänden hinan, mit kriechendem Moos bekleidet,

und zwischen den Tropenpflanzen Figuren von weißem Marmor, gelblich leuchtend von dem Strahl der Abendsonne, der sich weiterhin in dem feuchten Grün verliert. Candelaber hängen von oben herab — wie feenhaft muß es hier sein an Ballabenden, wenn Musik aus dem Innern schallt und der bunte Glanz des Festes mit der stillen Schönheit der Pflanzenwelt sich vereint! Dann das Orchideenhaus, vor welchem die Marmorbüsten der beiden Borsig, Vater und Sohn, unter niederhängendem Gezweig stehen. Dann die Marmorhalle mit den Bildern von Paul Meyerheim — überall Pracht, und Marmor, und Farben, aber nichts Prahlerisches, was den Blick oder die Empfindung verletzen könnte. Dann das Haus der Victoria Regia und nebenan das Wasser mit der blühenden Victoria Nymphäa, blaßroth, dunkelroth, blau, märchenhaft auf den breiten, grünen Blättern schwimmend, während zahllose Goldfische sich umhertummeln. Und mir wird, als erlebt' ich selber ein Märchen — aber ein ganz modernes — indem unaufhörlich in diese Herrlichkeit und Stille von Grün und Blumen das Schnaufen und Stampfen der Maschinen hereindröhnt, die Stimmen der Arbeit, von Guß- und Puddelöfen, von Walz- und Hammerwerken, welche, Park und Haus umgebend, bis an das Ufer der Spree reichen. Hier stößt der Eisenhammer an den Park, sein gewaltiger Schornstein

steht da wie der Thurm einer Burg, und Park und Fabrik gehen ineinander über. Hier befindet sich auch das Verwaltungsgebäude, von welchem ich oben schon gesprochen; und hier, wo sich jeden Mittag hunderte von Arbeitern in einem hohen Saal, an reinlichen Tischen zu einer guten, billigen Mahlzeit niedersetzen, kann man sehen, wie Borsig für seine Leute gesorgt hat. Aber dazu muß man einen Umweg durch den Hof machen; denn der Saal steht nicht zur Schau, wie die Palmen und Orchideen. Hier steigt man auch zu einer Terrasse, mit dem Blick auf die Spree, die Schiffe, die Lessingbrücke, die Stadtbahn, den Thiergarten; und hier, den dumpfen Lärm, den das gleichmäßige Ausstoßen des Dampfes verursacht, zur einen und zur andern Seite die Ruhe, den frischen Geruch des Grüns und den Glanz des Abendhimmels — hier sitze ich gern und lausche und suche nach dem Wort, das ich nicht finden kann ....

Vergoldet nicht dieselbe Sonne, die Sonne Homer's, die Rauchwolken, welche schwarz und dicht aus dem Riesenschlote des Eisenwerks emporsteigen, und in malerische Bildungen aufgelöst, in wunderbare Farben getaucht, sich fern am abendlichen Himmel verlieren? Sind es nicht herkulische Gestalten, die mit den Eisenstangen und den Lederschürzen vor dem Schmiedefeuer und dem Ambos

stehen, wenn die Esse sprüht, wenn die Flamme knistert, wenn der schmelzende Stahl herausfließt wie Wasserbäche, wenn Blöcke weißglühenden Erzes von mächtigen Hebeln, wie von Geisterhänden bewegt, dem Willen dieser Menschen gehorchen, sich heben, durch die Luft fahren, sich senken, und der Dampfhammer mit einer Wucht von fünftausend Pfund diese feuersprühende Masse platt drückt, wie — man verzeihe mir den Vergleich, aber ich finde keinen andern — einen Schweizer Käse? Ist es nicht eine Phantastik, wie im Reiche der Erdgeister, wenn ein goldner Funkenregen umherprasselt, in welchen die niedergehende Sonne von außen nur ganz blaß, in langen Strahlen hineinscheint? Oder sind es nicht liebliche Landschaften, hier ein Stück Wiese mit der bläulichen Straßenferne, dort ein Stück Wasser mit röthlich angeglühten Segeln, welche man durch die Bögen der Stadtbahn erblickt, wie in einen Rahmen gesetzt; und ist sie selber nicht ein Werk, welches an Kühnheit der Conception und Großartigkeit der Ausführung sich wohl messen darf mit jedem altrömischen Viaduct, dessen Trümmer wir heute noch ehrfurchtsvoll anstaunen? Ja, mag im Laufe der Zeiten — in hunderten, nein in tausenden von Jahren, jener Neu-Seeländer Macaulay's, nachdem er in der ungeheuren Einsamkeit seinen Stand genommen hat auf einem zerbrochenen Bogen von London-Bridge,

um zu zeichnen die Ruinen von St. Paul's — mag er nicht auch hierherkommen nach Berlin, um auf den Steinresten Dessen, was einst die Stadtbahn gewesen, elegische Betrachtungen anzustellen über die Größe, den Verfall und die Vergänglichkeit aller Dinge?

Kommt, ihr kleinen zierlichen Figuren, wie ihr vor mir steht auf dem Bilde von Chodowiecki, dem verfeinerten Hogarth Berlins — ihr Püppchen, so zart und gebrechlich wie aus der Meißener Porzellanfabrik — Frauen in langen, schleppenden Gewändern, mit hoher Frisur und Puder darin, Männer in gestickten Röcken, mit Band und Haarbeutel, mit dem Hut unter dem Arme und dem Degen an der Seite, höfliche Männer, die sich unaufhörlich verneigen und galante Reden im Munde führen und den Damen die Cour machen. Rings ein Kichern und gedämpftes Lachen und anmuthiges Geplauder unter den Bäumen des Thiergartens, welche diesen Salon im Freien mit ihrem Laubdach beschirmen. Eine Gruppe sitzt um einen Tisch: ein sehr corpulenter alter Herr mit rundem Bauch und jovialem Gesicht erzählt seinen schönen Zuhörerinnen offenbar eine lustige Geschichte; ein sehr dünner junger Herr, der vielleicht eben „die neue Heloise" gelesen hat und in zwei Jahren gewiß „Werther's Leiden" lesen wird, lehnt melancholisch an den Stamm einer Linde. Zwei junge Damen, Hand in Hand, stehen ihm

gegenüber; zwei andere junge Damen, gleichfalls Hand in Hand, enteilen über den Rasen. In den Zelten aber ist ein lustiges Treiben. Da kommen und gehen die Menschen und die Wagen und M. Mourier, unter dem Zeichen der goldenen Gans, und M. Thomassin und M. Dortu machen ihnen die Honneurs. Fern über die Spree zieht träumerisch ein Schifflein und eine Diana mit ihrem Hunde von weißem Stein schimmert durch das verschleiernde Grün.

Etliche Jahre, nachdem Chodowiecki sein Blatt gestochen, kam ein Fremder hierher, ein Anonymus, allem Anschein nach aus sächsischen Landen, ein Mann von Empfindung und beweglichem Temperament, der von dem Berliner Leben damaliger Zeit außerordentlich entzückt war, und es in seinen „Bemerkungen eines Reisenden" (Altenburg, 1779) ein wenig in der Manier Sterne's beschrieben hat. In Gesellschaft eines Predigers besucht er die Zelten — „die Zelter", wie er sie nennt, — „oder besser die Hütten, denn nur selten steht ein aufgeschlagenes Zelt da und der Saal, welcher errichtet ist, hat nur die Form eines Zeltes und ist von Holz." Hier nimmt der Reisende Platz mit seinem geistlichen Freund. „Wundern Sie sich nicht", ruft er aus, „daß Prediger die Hütten besuchen. Man ist in Berlin nicht mehr so weit in der Weltkenntniß zurück, daß man es einem Geistlichen verargen sollte," 2c.

Die Beiden beginnen damit, ihre langen Pfeifen anzustecken; denn damals, in der glücklichen Zeit, rauchte man noch „lang“, und nicht nur zu Haus. Wenn man ausging, trug man in der einen Hand den Stock oder den Regenschirm, in der andern die lange Pfeife — so war der Berliner vor hundert Jahren. „Die Aussicht von hinten zu ist majestätisch und prächtig,“ sagt unser Reisender, der aber, als Weltmann und echtes Kind seines Jahrhunderts, mehr dem Spruche Pope's huldigt: „The proper study of mankind is man“ und demgemäß sich sogleich der Betrachtung des Anblicks vor den Zelten zuwendet. „Unter Tangelhütten sitzen an vielen Tischen allerlei Berliner, aus allen Ständen. Schon die Mannigfaltigkeit der Röcke ist aufmunternd. Unter den Hütten, wo ich mich befand, pflegt sich der edlere Theil der Einwohner Berlins zu versammeln, weiter hin ist schon ein Abfall, und ganz am Ende sitzt Crethi und Plethi.“ Es scheint, daß Messieurs Mourier, Thomassin und Dortu mittlerweile Concurrenz bekommen und daß die bevorzugten Zelte damals die des Herrn Grüneberg waren. „Ich schildere Ihnen bloß die Grüneberg'schen Hütten,“ fährt der Reisende fort. „Mitten unter den Tischen steht eine große Säule, an welcher einige Lampen hängen“ — zur Bequemlichkeit für die Gäste, die sich daran ihre Tabaks-

pfeifen anzünden. „Die Tische sind fast allemal besetzt. Beiläufig muß ich erwähnen, daß es Berliner gibt, die alle Tage, bis in den spätesten Herbst, den Thiergarten und die Grüneberg'schen Hütten besuchen. Die Gesellschaft ist buntscheckig genug. Eine Partie trinkt Kaffee, die andere Thee, eine dritte Bier, und eine vierte, die vielleicht die Schwindsucht hat oder gern stark werden will, Wasser und Milch. Hier sitzt eine Familie, die den festlichen Geburtstag ihres vierjährigen Kindes begeht. Alt und Jung, von eingeschrumpften Großtanten bis zum Jungen, dem zu Ehren diese Feier angestellt ist, herunter. Solchen Scenen mag ich gern beiwohnen. Der gutmüthigen Mutter sah man die Freude, die das Herz in die Höhe schwellte, an, und der vor Wonne über den klugen Jungen entzückte Vater wallete mit seiner Pfeife voll wohlriechenden Knasters unter seinen Freunden herum." Aber kaum drei Schritte von diesem Bild ehrbaren Glückes entfernt sitzt „eine Partie äußerst empfindsamer junger Herren", duftend von Eau de Levante, Eau de la Sultane, Eau sans pareil, und wie diese „galanten Wasser" alle heißen mögen; Petitmaitres, deren Anzug „dem neuesten Geschmack von Paris" entspricht, mit kurzem Chemiset, die oberen sechs Knöpfe aufgeknöpft, „damit das feine zierlich ausgenähete Jabot und die offene weiße Brust sogleich in die Augen fallen möchten. Denn",

bemerkt unser Gewährsmann in Parenthese, „man trägt die Oberhemden vorn offen, um dem schönen Geschlecht seine Ergebenheit zu bezeugen.“ Ihr Gespräch, mit französischen Brocken, einem mon dieu! einem ma foi! einem je m'en demande pardon bestreut, „gleich dem Zucker auf einer Mandel- oder Wienertorte“, betraf größtentheils die „Actricen“, — „O Madame Rouseul!“ sagte der Eine ächzend ... Ein leichter Hauch von Frivolität liegt über dieser Epoche der Empfindsamkeit, für welche die „Sentimental Journey“ nicht weniger typisch ist, als „Werther's Leiden“, nur daß freilich nicht Mr. Yorick's Humor, sondern erst der Pistolenschuß Jerusalem's dem Ding ein Ende machte.

Der „Zirkel“ — heute der große Sandplatz vor den Zelten — ward in jenen Zeiten von der Mode begünstigt und aufgesucht von Allem, was elegant war in Berlin. Hier spielte der bunte Jahrmarkt des Lebens. Hier fand man die Schönheiten der Stadt, die Toiletten, den Reichthum, den Geist, den Witz und die Thorheit derselben. Hier war ein Abglanz des Hofes. Neun Alleen zweigten von dem Zirkel ab, zu Ehren der neun Kurfürsten des heil. Römischen Reiches deutscher Nation. Selbiges Reich ist gestorben, aber die neun Alleen sind noch da; und mögen sie lange noch mit ihren Eichen und Buchen und Kastanien und Ahornbäumen freudig

wehen und rauschen zu Ehren des anderen Reiches, des neuen Reiches, dessen goldene Victoria vom Königsplatz herübergrüßt zum alten Kurfürstenplatz.

Nicht weit davon ist der Großfürstenplatz, neuerdings aus seiner langen Verwahrlosung wieder hergestellt, mit saftig grünem Rasen, Blattpflanzen, Springbrunnen und hübschen Sandsteinfiguren, welche die vier Flüsse Rhein, Weser, Elbe und Oder mit den Attributen der Schiffahrt und des Fischfangs, des Acker- und des Weinbaus darstellen — lauter Beschäftigungen, deren Bild zu sehen dem bürgerlichen Herzen wohlthut. Im Uebrigen war dieser Platz zu einer eigenen Art von Berühmtheit gelangt durch einen Vorfall, über welchen die Bücher jener Zeit weitläufig berichten. Er ward nach einem russischen Großfürsten genannt, welchem der Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen, allhier ein glänzendes Fest gab. Es scheint, daß die Berliner des 18. Jahrhunderts nicht weniger neugierig und schaulustig waren, als ihre Nachkommen, die Berliner des 19. Jahrhunderts; und wie nun mehrere Tausende von ihnen versammelt waren, „mitunter im elegantesten Kostüm", da brach plötzlich ein heftiger Gewitterregen auf sie herunter und das Weitere kann man sich denken. Dieses wichtige Ereigniß notirt die Berliner Chronika zur Verherrlichung des Großfürstenplatzes; es ist das Einzige, was sie von

ihm zu sagen hat. Er führt noch immer seinen alten Namen; aber nur Wenige wissen von dem Großfürsten und seinem Feste, von dem verwaschenen Puder, den ausgelöschten Schönheitsmalen, den goldbetreßten Röcken und seidenen Strümpfen Derer, die es zu sehen kamen und dem unauslöschlichen Gelächter Derer, die sich zu Hause gehalten hatten und trocken geblieben waren. Weisheit und Narrheit — wie viel bleibt davon? — „Es ist Alles Eins über hundert Jahr", sagt das Volkslied.

Gerne geh' ich diesen Weg am Ufer der Spree, welcher in alten Zeiten der Poetensteig hieß. Poetisch muthet er mich noch heut' an, wenn ich bedenke, welche würdige und gravitätische Männer ihn vor mir gegangen sein mögen. Wer weiß, ob nicht Ramler hier manche seiner Oden scandirt hat, wie z. B. jene „An die Stadt Berlin":

Sei mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!
Die Städte Deutschlands bücken sich!
Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone,
Und weichen hinter mich.

Oder, wenn er Friedrich's gedenkend, ausruft:

Eilt, ihn in Erz den Enkeln aufzustellen!
Eilt, einen Tempel ihm zu weihn
Am Rande meines Stroms! ich brenne, seine Schwellen
Mit Blumen zu bestreun.

Jetzt freilich bietet sich mir ein anderes Bild. Es ist die Stunde, wo die Fabriken Feierabend

machen und die Fabrikarbeiter heimkehren, jeder mit seinem Blechkesselchen in der Hand. Nur noch vereinzelt dröhnt der Schlag der Hämmer herüber vom jenseitigen Ufer, wo der Nachtdienst beginnt; denn in diesen Fabriken der Eisen- und Maschinenbauindustrie, wo die großen Feuer immer in Brand gehalten werden müssen, sind die Arbeiter in zwei Schichten getheilt, eine Tages- und eine Nachtschicht, die einander ablösen; und mit dem Rauch, wie er aus dem Schornstein steigt, mischt sich, bei eintretender Dunkelheit sichtbar, die röthliche Flamme. Noch bewegen sich, zwischen den schwerbefrachteten Fahrzeugen, welche von je zwei Schiffern mit mächtigen Stangen mühsam von der Stelle geschoben werden, die leichten Kähne. Denn das Wasserfahren steckt dem Berliner im Blute; die jungen Männer und die Mädchen, sie verstehen beide das Ruder kräftig zu handhaben, das Steuer geschickt zu lenken — sie sind die echten Nachkommen der Fischer, welche sich zuerst in den Sümpfen von Kölln angesiedelt haben. Kein größeres Vergnügen für diese Menschen, als am Sonntag das Boot loszubinden und hinauszufahren und zu singen: „Das Schiff streicht durch die Wellen", oder „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet." Von einem hohen Mastbaum am Ufer weht die dreifarbige Flagge der deutschen Marine, und am Landungsplatz steht ein Mann, den Bart geschoren nach

Art der Seefahrer, mit einem blauen Rock und dem Zeichen des Ankers auf den metallenen Knöpfen. Er ist der Kapitän und vermiethet die Kähne. Ringsumher liegt Schiffsgeräth, stehen Fischkästen, hängen Netze und Körbe. Kähne, die ausgebessert werden sollen, sind ans Land gezogen; während die mobile Flotille festgemacht im Hafen ruht — Boot neben Boot, eins neben dem andern, grün angestrichen und sauber geputzt. Weiter zurück die großen Wasseromnibusse mit den grotesken Schiffsfiguren am Schnabel, mit rothen und gelben Türkenköpfen — mit einem Dach versehen, wie die beste Venetianische Gondel. Sie fahren von den Zelten nach Moabit und von Moabit nach den Zelten, zehn Pfennige die Person. Ein gar lustiges, kleines Hafenbild, immer bunt und belebt. Frauen sind da, welche Salzbretzel feilbieten. Der Wurstkessel dampft. „Schöne Warme! Schöne Kirschen!" Ein kleines Mädchen, ein „Drei-Käse-Hoch", wie man zu sagen pflegt, kommt mit Zündhölzchen. „Ick habe ja noch keen Handjeld verdient — jeben Sie mir doch Handjeld, ja, lieber Herr?" ruft sie schmeichelnd. Indessen haben sich auch die Zelte bevölkert, eines nach dem andern hat sich mit Menschen gefüllt, und da, wo die feinen Herren und die feinen Damen des vorigen Jahrhunderts so zierlich mit einander conversirt haben, fahren die Droschken im Rondel auf.

Jenseits desselben pflegt es um diese Zeit stille zu werden. Eine der anmuthigsten Spreelandschaften liegt vor mir: mit dem dichten Massiv des Thiergartens auf dem linken, dem Kirchthurm und den Schornsteinen und Baumgruppen von Moabit auf dem rechten Ufer, und dem breiten, stillen Fluß dazwischen, hell vom Glanze des Westens. Langsam herüber zieht der Rauch unter dem Abendhimmel, vom Abendroth durchleuchtet und mit den Wolken, dem grünen Ufer und den gelblichen Bögen der Stadtbahn sich spiegelnd in der schillernden Fluth. Bei der Eisenbahnbrücke hält ein Fischerboot. Zwei Männer stehen darin aufrecht in hohen Wasserstiefeln, Körbe auswerfend und wieder heraufziehend, so daß das schwarze Gewässer daran heruntertropft: sie fangen Aale und bewegen den Kahn an einer eisernen Kette quer durch den Fluß. Weiter hinauf, unter einer alten Weide, steht eine Wäscherin. Die Weiden an der Spree sind die herrlichsten, die man sehen kann; einige breit und mächtig, andere hexenhaft verbogen, geben sie mit ihrem feingefiederten, graugrünen Laub und vielverästelten Gezweig der Landschaft zugleich etwas Phantastisches und Schwermüthiges, zumal in der Abenddämmerung. Die Ligusterhecke, den Rasen und das niederhängende Gebüsch nährt die Feuchtigkeit des Wassers, und indem man dem Laufe der Spree folgt, verliert sich mehr

und mehr der Charakter der Stadt. Zuletzt gelangt man an eine Stelle, wo sie ganz aufzuhören scheint und man erblickt das offene Land; aber freilich schon im Kampfe mit der Stadt, die langsam, langsam, aber auch wie das Verhängniß unaufhaltsam aus der Ferne heranschreitet. Schon liegen hohe Backsteinhaufen aufgethürmt, schon ist der weiche Boden von Räderspuren durchfurcht, schon steigen, wie Skelette, Baugerüste dort aus der Erde, während hier noch am Ufer zwei Kinder Futter für ihre Ziege schneiden und ein Mann mit einer Leiter über die Brücke kommt, um die Petroleumlämpchen anzuzünden.

Mit heiserem Klange vom Bellevueschlosse schlägt es acht. Wenn man seine gelbe Steinmasse, verwittert und vereinsamt, und doch noch zeugend von einer gewissen altmodischen Hoheit, seine doppelte Reihe weiß verhängter Fenster in diesem Zwielicht, von Baumwipfeln umragt und in der Umgebung seines Parkes erblickt, so macht das Schloß fast einen geisterhaften Eindruck. Große Schicksale hat es niemals gehabt; aber die Geschichte eines Gebäudes, wenn man sie getreulich erzählt, ist interessant wie die Geschichte eines Menschenlebens, auch wenn ihm und manchmal weil ihm das Außerordentliche fehlt. Ein Mann hat hier gewohnt, ein Jugendgenosse und Freund Friedrich's des Großen, welcher es reichlich

erfahren, was Fürstengunst bedeutet; ein tüchtiger, aber bescheidener Mann, der viel für Andere, wenig für sich gethan, und dessen Name daher so gut wie vergessen ist. Warum hat man noch niemals daran gedacht, dem Andenken Knobelsdorff's ein Monument im Thiergarten zu widmen, der bis dahin nur ein Jagdrevier war, und durch ihn erst ein Park geworden ist? Es ist nicht sein einziges Verdienst, aber doch dasjenige, welches uns Berliner am Nächsten angeht. Er war 1697 geboren, nahm Kriegsdienste und stieg bis zum Hauptmann; 1730 nahm er seinen Abschied, um sich ganz auf die Malerei und Baukunst zu legen, sagt Nicolai von ihm in seinen „Nachrichten von Künstlern unter König Friedrich II.“ Dieser ernannte ihn zum Oberaufseher aller Königlichen Gebäude. „Er erbaute das Opernhaus, den neuen Flügel des Schlosses zu Charlottenburg, das Schloß zu Zerbst. Er zierte das Schloß zu Potsdam aufs Neue aus und baute die marmorne Treppe im Hauptgebäude. Den Lustgarten zu Potsdam richtete er ein, so wie er ist. Er gab das Schloß Sanssouci an .... Den Thiergarten vor Berlin hat er unnachahmlich schön angeordnet ..... Er starb 1753.“ — „Ein sehr verständiger, kenntnißreicher Mann“, sagt von ihm Carlyle, in dessen „Geschichte Friedrich's II.“ wir diesem Knobelsdorff öfter begegnen, zuerst in Bayreuth, bei der Mark-

gräfin Wilhelmine, der Lieblingsschwester des Königs, dann in Rheinsberg, dessen Ausbau er gleichfalls unternommen; „ein Mann von ernstem Aussehen, ernst, jedoch wohlwollend und voll ehrlichen Scharfsinnes, das echte Bild gesunden Verstandes“ — lange der Vertraute Friedrich's, und nicht nur in Kunstsachen. „Der König hat ihm die Mittel verschafft, um in Italien zum Künstler zu reifen“, sagt Ernst Curtius in seiner (1878) zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. in der Berliner Akademie gehaltenen Rede; „und gab ihm dann eine Stellung, welche mit derjenigen verglichen werden kann, die Phidias unter Perikles hatte; denn es war Knobelsdorff's Aufgabe, die umfassenden und immer neuen Gedanken des Staatsoberhaupts für die Ausstattung der Residenzen mit Schlössern, Theatern, Staatsgebäuden, Denkmälern und Gartenanlagen technisch zu verarbeiten und ihre Ausführung an oberster Stelle zu leiten.“ Aber mit diesen überwältigend Großen ist auf die Dauer kein Verhältniß möglich; in ihrer einsamen Höhe verlieren sie die Schätzung der Persönlichkeiten, ihr Wille duldet keinen anderen, ihre Größe drückt Alle nieder und wer das Gefühl seiner Freiheit und Würde nicht völlig hinzugeben vermag, verfällt in Ungnade. Superioren Naturen dieser Art genügt es nicht, auf dem ihnen zugewiesenen Gebiete die Ersten, ja die Einzigen zu sein: sie wollen Alles wissen, auf

allen Gebieten, und wehe Dem, der Widerspruch erhebt! Das ist die bedenkliche Seite des von Carlyle verkündeten Heroencultus. „Knobelsdorff," so drückt Curtius es aus, „blieb das Martyrium nicht erspart, welches den Baumeistern genialer Fürsten bei dem hellsten Glanz von Ehren und Macht einem dunkeln Schatten gleich zu folgen pflegt. Friedrich war auch auf diesem Felde voller Selbstherrscher .... Auch in der Geschmacksrichtung traten Gegensätze ein. Knobelsdorff's Ideal war eine Einfachheit des Stils, der Ernst einer hohen Kunst, die dem König zu kalt und kahl erschien. Von dem deutschen Edelmann, der mit Freimuth seine Kunst vertrat, wandte sich der königliche Bauherr andren Architekten zu, welche auf jeden Einfall geschmeidiger eingingen." Es kam zum Bruch zwischen ihm und Knobelsdorff, welcher fortan in der Zurückgezogenheit lebte, sich hauptsächlich mit der Malerei beschäftigend.

Noch steht der Flügel des Bellevueschlosses, den er gebaut und in welchem er gewohnt hat. Es ist derjenige, der sich dem Wasser zukehrt. Nach der Neuschöpfung des Thiergartens hatte Knobelsdorff sich diesen Platz am Wiesenufer der Spree, welcher bis dahin einem Müller gehört, zur Erbauung eines Landhauses gewählt. Neben demselben legte er einen Wirthschaftshof an, der lange noch als „Knobelsdorff's Meierei" bekannt war. Hierher aus seinem

Stadthaus in der Kronenstraße, das er sich selbst gebaut (an der Stelle, wo heute Nr. 29 steht), kam er immer, sobald es Sommer ward; hier, mit dem Blick gegen Norden und auf die Spree, standen seine Staffeleien, und hier, in der ganz von Grün umgebenen, mit künstlerischem Geschmack ausgestatteten Villa verlebte er seine letzten Jahre, dankbar, ohne Bitterkeit dessen gedenkend, der ihn verstoßen. „Ich fühle die letzten Augenblicke meines Lebens herannahen," schrieb er an ihn, wenige Tage vor seinem Tode, „und nütze eine Pause meiner Schmerzen, um den Gefühlen der Dankbarkeit Worte zu geben, von denen ich für all' das Gute und alle die Wohlthaten durchdrungen bin, mit welchen Ew. Majestät mich während meines Lebens überhäuft haben." Aber auch der große König blieb edleren Regungen nicht verschlossen einem Todten gegenüber, der ihm während einer langen und bedeutenden Thätigkeit im Leben so nahe gestanden. „Wir beklagen die Verstimmung, welche ein so schönes und seltenes Vertrauen löste zu einer Zeit, da Knobelsdorff in der vollen Kraft seines Schaffens stand," — so schließt in seiner milden Weise der Historiker Griechenlands seine Bemerkungen über das Verhältniß des Königs zu dem Künstler, welcher „an den Denkmälern Roms mit feinem Sinne das Griechische herausgefühlt, ehe noch die attischen Denkmäler durch

Stuart wieder entdeckt waren." Wenige seiner Zeitgenossen mögen ihn ganz gewürdigt haben; und es muß daher, „wenn von dem die Rede ist, was König Friedrich für die bildenden Künste gethan hat, ihm immer als ein besonderes Verdienst nachgerühmt werden, daß er diesen Mann erkannt, ihn ausgebildet und ihm Gelegenheit gegeben hat, Werke zu schaffen, welche als die edelsten Baudenkmäler seiner Zeit noch heute ein Stolz unserer Stadt sind . . . Dem Herzen des Königs aber macht es Ehre, daß er in der Todtenspende zu sühnen suchte, was er in dem Verhalten zu seinem Jugendfreunde etwa versehen hat." An einem 24. Januar, 128 Jahre früher, ward in diesen Räumen und an derselben Stelle, wo Curtius das Lob Friedrich's sprach, der „éloge" auf Knobelsdorff verlesen, und der Verfasser war Friedrich. „Er war geboren zum Maler," hieß es darin, „und zu einem großen Architekten und es offenbarte sich in ihm das Wesen des Genius, welcher die mit ihm Begabten durch die Macht einer unwiderstehlichen Neigung antreibt ihm zu folgen und ihnen zeigt, wozu sie geschaffen sind." Bestattet liegt er im Deutschen Dom auf dem Gensdarmenmarkt, und am Friedrichsdenkmal unter den Linden, auf eine der Erztafeln, welche die Namen der großen Männer der Friedericianischen Zeit tragen, hat man, im Gefühle der Gerechtigkeit und gewiß im Sinne

des Königs, auch den Namen des Freiherrn George Wenzeslaus von Knobelsdorff geschrieben.

Nach Knobelsdorff's Tode gingen Landhaus und Meierei in andern Besitz über; zuerst hatte sie ein Gastwirth, dann ein Commerzienrath Schneider, dann ein Hofrath Bertram. Zur Zeit, wo Nicolai schrieb (1779), hieß sie die Bertram'sche Meierei und im Jahre 1785 kaufte sie Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des Königs. Er hatte bis dahin in Friedrichsfelde residirt, dessen Schloß, Park und Pertinenzien, gegenwärtig im Besitz der Familie von Treskow, der Prinz im Jahre 1762 von der Herzogin von Anhalt-Bernburg erworben. Prinz Ferdinand „richtete seine Hofhaltung in Friedrichsfelde nach dem Muster seines Bruders Heinrich in Rheinsberg ein", heißt es in der „Geschichte des Dorfes Friedrichsfelde" von Brecht; er legte Grotten, Tempel, Statuen, auch eine Fasanerie an, und bildete sich aus den Invaliden seines in Ruppin garnisonirenden Regiments eine Leibwache. Armer Prinz, mit drei solchen Brüdern: dem großen Friedrich, dem Prinzen August Wilhelm, Vater Friedrich Wilhelm's II., und dem berühmten Prinzen Heinrich! „Sein ganzes Leben liegt im Schatten seiner Brüder", sagt sehr hübsch von ihm George Hesekiel in seiner Beschreibung von „Preußens Königlichen Schlössern". Dieser Prinz baute Bellevue, dessen ältesten Theil das ehemals

von Knobelsdorff'sche Landhaus bildet und dessen Park er vergrößerte, indem er den das Schloß umgebenden Theil des Thiergartens hinzunahm, so wie wir Alles heute noch sehen. Der Bruder Friedrich's lebte noch (seit 1802 in Rheinsberg), als dessen Staat und Heer schon zusammengebrochen war; er überlebte seinen genialen Sohn, den Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld fiel, und starb, ein Dreiundachtzigjähriger, ein Vergessener und Verschollener, im Jahre 1813. Sein Nachfolger in Bellevue ward sein Sohn, Prinz August, nach der Schlacht bei Jena der Kriegsgefangene Napoleon's, aber nachmals in den Feldzügen von 13 und 14 einer von den Rächern seines Geschlechtes und seines Vaterlandes, ein echt hohenzollern'scher Held. Eine Siegestrophäe, die große, schwarze Kanone auf steinernem Postament im Schloßhof, und ein neueres Denkmal im Schloßgarten erinnern noch an ihn. Es ist dies eine Pyramide mit Adlern und Fahnen und dem Ausblick auf den großen Stern, wo die Pferdebahnwagen von Charlottenburg und dem Zoologischen Garten einander begegnen; aber Denjenigen, der hier in der Abenddämmerung steht, vermag das Trappeln und Klingeln da draußen kaum aus seinen Träumen zu wecken, als ob die Schatten der Vergangenheit, die sich mit den Schatten der Nacht vermischen, die Wirklichkeit wären, und die Welt, die vorüberstürmt,

die rothen und grünen Lichter, die man hin- und herfliegen sieht, das Unwirkliche. Man kommt sich wie verzaubert vor in diesem alten Garten; und indem man sich tiefer in denselben verliert, wird immer stärker das Rauschen des Nachtwindes in den Linden und Ebereschen, immer schwächer das Rollen der Wagen. Heimlich flüstert es in den Blättern und Zweigen, weite Wiesenflächen, aus denen die lauliche Brise den starken Geruch von Kräutern herüberträgt, dehnen sich vor uns aus; Palmengewächse klirren in der leisen Bewegung der Luft und Schilfpflanzen neigen und biegen sich graziös und heben sich wieder empor in der eintretenden Stille. Man glaubt tausend Meilen weit von Berlin zu sein. Man hört das Murmeln eines Baches und geht über ein Brückchen. Man steht vor einem runden Pavillon mit Kuppeldach und Säulen. Er ist verschlossen. Alles todtenstill. Der Kronleuchter hängt vom Plafonds herab. In der Mitte steht ein Marmortisch. Die Sophas sind mit weißem Linnen überzogen, die Wände mit Fresken bemalt. Wann ist hier das letzte Fest gefeiert worden und wo sind die Gäste, die hier versammelt waren? Mir ist, als schwebe sanfte Musik durch diesen dämmrigen Raum, ein Nachklang jener, welche Prinz Louis Ferdinand geliebt. Mir ist, als klinge silbernes Lachen an mein Ohr, wie jenes, durch welches Mad.

Récamier einst den Sieger von Culm bezaubert. Wie viele Stimmen werden wach vor diesem Pavillon in der lieblichen Augustnacht! Einige erzählen mir von dem letzten Bourbon, der nach der Julirevolution hier in dem Schlosse Rast machte auf seiner Flucht von Schottland nach Böhmen; andere vom Prinzen Waldemar, dem kühnen Indienfahrer, der von Thatendurst getrieben, die Weiden und die Spree und die beschauliche Ruhe von Bellevue mit den Palmen und dem Ganges und dem Abenteuer und der Schlacht im fernen Osten vertauschte, der unter dem Rothkreuzbanner der britischen Löwen und Leoparden gegen aufrührerische Sheiks kämpfte und frühe starb. Und endlich — ein Wintertag war's, der 27. Februar 1881, ein kalter, klarer nordischer Wintertag, da zog aus diesem nämlichen alten Schloß eine junge Prinzessin; und durch Triumphbögen auf dem kleinen Stern und durch Menschenwogen auf der Charlottenburger Chaussee, die nackten Bäume bis oben hinauf mit kleinen Jungen bevölkert, die in den Zweigen hingen und „Hurrah!“ schrien, durch spalierbildende Gewerke, die berittene Schlächterzunft — wie das ihr Recht — voran, bewegte sich ein reichvergoldeter Galawagen, der Dienst gethan haben mochte schon unter Friedrich Wilhelm I., und Reiter umher und Fahnen, ein unabsehbarer Zug unter dem mattblauen Winterhimmel mit nur etwas

Sonne — und plötzlich, indem die einzelnen Trupps mit ihrer Musik vorübergingen, eine bekannte Weise ... eine Melodie, wie aus ferner Kinderzeit, aber versöhnend an diesem Tag und an dieser Stelle — ein ganzes Drama der Weltgeschichte im Sinne der ewigen Gerechtigkeit abschließend —

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Und wie der Zug nun vorüber, stürzen Tausende in die freigewordenen Alleen — mit Schemeln, auf denen sie stundenlang geduldig gesessen, mit Fußsäcken, welche sie gegen die Kälte geschützt, mit allen Arten von Fuhrwerken kommen sie hinterher — Karren der Marktleute, die heut' als Equipagen benutzt werden, Schnaps- und Fouragekarren, von zwei Männern gezogen, ein Ehepaar mit einem Waschkorb zwischen sich, in welchem ein Kind liegt — die Gamins steigen von den Bäumen herab und der Jubel beginnt; denn der Berliner, wenn er gleich ein Frondeur ist und fortschrittlich wählt, hält doch treu zu seinem Königshaus, dessen Festtage auch die seinen sind. Fern aber, unter der stolzen Säulenhalle des Brandenburger Thores verklingt das alte Lied von 1848:

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schau'n.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland . . . .

Gott segne Deinen Eintritt in die preußische Königsstadt, Du Tochter Schleswig-Holsteins — einst, im Laufe der Jahre, Deutschlands Kaiserin!

So flüstert und rauscht es unablässig in den Zweigen, während ich noch immer vor dem Pavillon im Schloßgarten von Bellevue stehe. Kaum ein Mensch ist in der Nähe — nur hier und da noch, in den langen Baumgängen, ein Einsamer, gleich mir. Aus dem Dämmerlicht, mir gegenüber, hebt sich eine zackige Giebelfront mit Spitzbogenfenstern, bis zur halben Höhe mit den herrlichsten Fuchsien in Scharlach und Lila bedeckt; auf einer Steinplatte stehen die Worte: „Inventé et dessiné par Gilly fils". Es ist Friedrich, Sohn des alten Oberbauraths David Gilly, der Geniale, Frühgestorbene (1800, im Alter von 29 Jahren). In der Kunstgeschichte wird er immer genannt werden als Lehrer Schinkel's und Bahnbrecher der classischen Richtung, welche sich nachmals unter seinem Schüler so glänzend entfaltete; jedoch ich wüßte nicht, daß von ihm selbst in Berlin noch Etwas zu sehen wäre, außer dem wunderschönen, von der alten Münze nach der neuen

übertragenen Sandsteinfries, welcher obendrein noch ziemlich allgemein, in den Handbüchern (auch von Baedeker) Schadow zugeschrieben wird. Dieser hat den Fries allerdings ausgeführt; aber „erfunden und gezeichnet" hat ihn Gilly, ganz wie diesen Bau des Bellevuegartens; und seltsam berührt es, seinem Namen hier auf Knobelsdorff'schem Gebiet zu begegnen — dem Namen des halb Vergeßnen auf dem Gebiet des lang' Verkannten. — Der strohgedeckte Bau, gegenwärtig von dem Obergärtner und seiner Familie bewohnt, war ehedem eine Meierei — die Meierei der Prinzessin Louise, Schwester des Prinzen August; „Métairie de Louise" liest man noch in altmodischer Schrift auf einer Tafel über der offenen, von wildem Wein umrankten Halle, in welcher die Prinzessin zu lustwandeln liebte. Grundriß und Pläne bewahrt die Gartendirection und Alles wird sorgfältig im alten Stand erhalten. Ueber dieser Idylle mitten in einem fürstlichen Park, der weiten Wiese, dem steingepflasterten Hof mit Brunnen und Holzstacket, dem Gebäude selber, einstöckig, ländlich, mit Strohdach und — einer gothischen Façade, weht noch immer der echte Hauch des 18. Jahrhunderts und der etwas gekünstelten Naturschwärmerei Jean Jacques Rousseau's. Ringsum ausgebreitet liegt die blaugrüne Thiergartentiefe. Vom großen Stern — einer Anlage Knobelsdorff's — zweigen zwei beson-

ders mächtige Alleen ab, die eine zur Erinnerung an den verschwundenen Hofjäger, die Hofjägerallee; die andere die Fasanerie-Allee, zur Erinnerung an die verschwundene sogenannte „Fasanerie bei Charlottenburg“, welche auf Befehl Friedrich Wilhelm's IV. 1842 nach Charlottenhof bei Potsdam verlegt ward, während auf dem freigewordenen Terrain seit dem angegebenen Jahre sich der Zoologische Garten zu entwickeln begann.

Wie es hier aussah, als unser Jahrhundert noch in den Zwanzigen war, schildert gar anmuthig Karl Gutzkow in seinem liebenswürdigen Buche „aus der Knabenzeit“. Der Thiergarten war damals noch wildverworren, sumpfiggrün. „Hinter dem früheren Venusbassin, späteren prosaischen Karpfen-, dann Goldfischteich, linker Hand vom Wege wucherte es von Schafgarben, Winden, Farrnkräutern, Schierling und Wolfsmilch. Es war die volle Vegetation des Sumpfes. Eidechsen huschten unter den hohen Gräsern dahin. Rechts hatte man den Blick nach dem Schloß Bellevue, das sogar Delille besungen hat, und der viel bewunderten bronzenen Kanone, welche Prinz August (ein berühmter Held in der Prusse galante) eigenhändig von den Franzosen erobert haben soll. Nun kam das freundliche „Rondeel“, das mit einigen finger- und nasenlosen Steinfiguren geziert war und vom Volke: „die Puppen“

(hochdeutsch: „die Pupfen“) genannt wurde, sonst aber schon zu Knobelsdorff's Zeiten poetischer der „große Stern“ hieß. Rings geschnittene Hecken. Die Grenze Bellevue's bezeichnete ein erhöhter chinesischer Pavillon, im Volke „Regenschirm“ genannt.“ Dieser Platz aber wurde von dem damaligen Berlin als so weit entlegen angesehen, daß „bis in die Puppen“ ein Ausdruck für etwas sehr Entferntes, sogar Extravagantes wurde, und als solcher — siehe Büchmann „geflügelte Worte“ — sich erhalten hat, nachdem die „Puppen“ selber längst zu ihren Vätern und Müttern versammelt worden sind.

Ein fashionabler Platz war damals der „Hofjäger“, welchen die Aelteren der gegenwärtigen Generation noch gekannt und mit seinen weiten Wald- und Wiesengründen unter ihrem Blick gleichsam haben hinschwinden sehen, bis Häuser und Straßen daraus geworden — das Schicksal, welches Moritzhof und Albrechtshof und noch so manche „Kaffeestation“ des älteren Berlins mit ihm getheilt haben. Hier, auf der Landseite des Thiergartens, und in den Zelten, auf der Wasserseite desselben, war man sicher, zu der Zeit, wo Gutzkow noch als Knabe in den Feldern schwärmte und E. T. A. Hoffmann seine „Serapions-Brüder“ schrieb, in den Nachmittagsstunden stets eine auserlesene Gesellschaft zu finden. Namentlich die Zelte scheint der Verfasser der wundersamen

„Phantasiestücke in Callot's Manier" geliebt zu haben. Zwei seiner Novellen läßt er hier beginnen, aus deren einer — „Fragment aus dem Leben dreier Freunde" — hervorgeht, daß man damals noch „hinten heraus auf dem Platz am Wasser" sitzen konnte, wo jetzt nur altes Gerümpel liegt und Hühner in unzähligen Scharen spazieren gehen; während die andre – „Ritter Gluck" — mit einer anschaulichen Schilderung des Anblicks eröffnet, wie er sich dem Beschauer in jenen Jahren bot. „Bald sind alle Plätze bei Klaus und Weber besetzt; der Mohrrübenkaffee dampft, die Elegants zünden ihre Cigarros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Madame Bethmann ꝛc. . . . Dicht an dem Geländer, welches den Weber'schen Bezirk von der Heerstraße trennt, stehen mehrere kleine runde Tische und Gartenstühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden . . . da setze ich mich hin. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts stört mich . . . Nur das verwünschte Trio eines höchst niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt . . ."

Die Cigarre hatte in dem Berlin der zwanziger Jahre die Pfeife verdrängt, welche hier in den Zelten einstmals so tapfer gedampft. Aber man sagte nicht: „die Cigarre", sondern: „der Cigarro". Man ist

versucht, wenn man das Wort heute liest, an Stroh zu denken, was ja denn auch zu dem Mohrrüben-kaffee trefflich passen würde. Doch der Maler Eduard Lassen sagt in einer anderen von Hoffmann's Novellen — „die Brautnacht" — daß „er für die Güte und Brennbarkeit der Cigarren einstehe, ungeachtet er sie nicht direct von Hamburg bekommen, sondern aus einem Laden in der Friedrichsstraße erkauft habe." Ein „Glimmstengel oder Tabaksröhrlein, wie die Puristen den Cigarro benannt haben wollen," vermittelt „an einem schönen Sommerabende" die Bekanntschaft zwischen dem jungen Maler und dem Commissionsrath Herrn Melchior Voßwinkel; und da besagter Commissionsrath eine Tochter besitzt, welche die „Jugend, Anmuth, der Liebreiz selbst" ist, so kann man sich das Weitere denken. —

Das Orchester, welches dem auch in musikalischen Dingen so feinfühligen Dichter nicht wenig Schmerzen bereitet hat — mag er sich noch so weit weg setzen, immer hört er „die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte und des Fagotts schnarrenden Grundbaß . . . sie gehen auf und ab, fest aneinanderhaltend in Octaven, die das Ohr zerschneiden" — dieses Orchester befand sich im „Zirkel", dem ehemaligen „Kurfürstenplatz", wo man fünfzig Jahre früher die Perrücken und den Puder, die Reifröcke und die zierlichen Hackenschuhe gesehen hatte, und wo fünfzig

Jahre später der Berliner Droschkenkutscher seinen Stand nahm. Die Musik verstummte erst und die Estrade ward abgebrochen in Folge der Ereignisse des Jahres 1848, als jene sich in eine Rednerbühne verwandelt hatte. Wer hätte nicht von den berühmten Volksversammlungen in den Zelten gehört oder gelesen, den ersten, welche jemals in Berlin abgehalten worden sind? Ein Augenzeuge — Robert Springer, in „Berlins Straßen 2c. im Jahre 1848" — schildert sie folgendermaßen: „Die verdeckten Orchestersitze in der Mitte wurden zur Tribüne benutzt, der freie runde Platz war mit Tausenden von Zuhörern angefüllt und von Marketenderbuden umgrenzt, in den Zelträumen saßen diejenigen, welche die Volksredner lieber von fern und Bier und Kaffee in der Nähe prüften, vom Brandenburger Thor her rollten zahlreiche Droschken, auf der nahen Spree rollten die lustigen Gondeln nach Moabit, dessen Auen man jenseits erblickte, die Fenster des Schlosses Bellevue blinkten im Sonnenschein durch die schattigen Alleen des Thiergartens, von ferne gewahrte man die grüne Schloßkuppel und die Kirchthurmspitze von Charlottenburg."

Das waren die Frühlingstage der Freiheit. Aber es wurde bald wieder dunkel und blieb dunkel eine lange Zeit, und weit von hier, an dem entgegengesetzten Ende der immer ungeheurer sich ausdehnenden

Stadt, auf dem Hügel im Friedrichshain, unter den Trauerweiden, haben wir die Gräber gesehen, welche den Carneval der Zelte beschlossen.

Hier aber auch, an den Wassern der Spree, blühte bis zuletzt die blaue Blume der Romantik; hier, in einer unterdeß anders gewordenen Welt, hauchte sie sterbend ihren letzten Duft aus. Hier, in einem Hause „hinter den Zellten", das nunmehr längst verschwunden ist, hat Achim von Arnim und Bettina gelebt. Hier, den Traum ihrer Jugend noch einmal träumend, dichtete die seltsame, geniale Frau „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde"; hier in dem großen Saale stand das von ihr erdachte, mit Hilfe Wichmann's und Steinhäuser's im Modell ausgeführte Denkmal Goethe's mit dem Genius an seinen Knieen, der in die Saiten seiner Leier greift, und hier (1859), neben dem Monumente, stand auch ihr Sarg, ehe er nach Wiepersdorf, der Besitzung der Arnim's, geführt wurde. „Die Ihrigen waren alle vorausgegangen, um ihn dort in Empfang zu nehmen," erzählt Hermann Grimm in der rührend schönen Lebensskizze, welche der neuen Ausgabe des „Briefwechsels mit einem Kinde" vorangeht. „Ich war ganz allein im großen Saale. Es lag da ein Haufen Lorbeerkränze und lange Laubgewinde, die ich um den Sarg nagelte."

Und nun ist es wirklich Nacht geworden, eine

weiche, warme, duftige Sommernacht. Sterne stehen am Himmel, Lichter irren am Ufer, Feuer ist auf dem Wasser: ein Floß treibt noch langsam vorüber, mit einer kleinen Hütte für den Flösser, und dieser kocht sich über einem Scheit brennenden Holzes sein Nachtessen. Schwäne, die ihr Nest suchen, schwimmen voran und umher; über Moabit steht schon das Blau der Sommernacht und auf der Stadtbahn, in schöner Curve, gleitet ein erleuchteter Zug dahin. Im Hintergrunde liegt die Stadt, wie mit Lichterkränzen behängt, und durch die Bucht, welche die Spree hier bildet, fährt ein müder Dampfer nach dem Ankerplatz unter dem Lehrter Bahnhof. Schwarz und schweigend zur Rechten des Wanderers steht der Thiergarten.

Aber in den Zelten leuchtet und summt es von hunderten froher Zecher, unbekümmert darum, wer vor ihnen hier gewesen. Wie man diese Wirthschaften mit ihren großen Gärten noch immer „Zelte“ nennt, so bezeichnet man sie auch noch immer nach ihrer Nummer und sagt: Zelt Nr. I., Nr. II., Nr. III., Nr. IV. Aber sie waren nicht immer so gefüllt, wie wir sie heute sehen. Ihre Schicksale wechselten, die Mode wandte sich von ihnen ab und das Jahr 1848 bezeichnet ihren vollständigen Niedergang. Lange waren und blieben sie verödet; sie sahen verfallen aus und wurden, wenn überhaupt, nur noch von den unteren Volksklassen besucht. Ihr Wiederauf-

schwung beginnt mit Anfang der siebziger Jahre, wo diese ganze Gegend sich umgestaltet hat und die früher auf der entgegengesetzten Seite des Thiergartens belegenen Etablissements eines nach dem andern geschlossen worden und verschwunden sind, um neuen Straßen Platz zu machen. Seitdem sind die Zelte wieder in ihr altes Recht eingetreten. Das privilegirte derselben war und ist heute noch das Zelt Nr. II.; es ist das historische Zelt. Es erhebt sich an der Stelle, wo zuerst Mourier's goldne Gans geprangt, alsdann die Grüneberg'schen Hütten gestanden haben und zuletzt E. T. A. Hoffmann ein täglicher Gast Weber's war. Der einstöckige, breite Bau mit seinem schönen Oberlichtsaal, den tiefen Fenstern und der säulengetragenen Arkade macht, unter den alten Thiergartenbäumen, einen angenehmen Eindruck und erinnert an die Schule Schinkel's. Hier pflege ich den Beschluß meiner Sommerabend-Wanderung zu machen; ich bin dann gewiß, eine gute Gesellschaft zu finden — einige Freunde von der Literatur, einige vom Theater, welche wohl wissen, daß sie hier auf klassischem Boden sitzen, aber freilich „mit allem Comfort der Neuzeit". Denn Berlin hat Fortschritte gemacht, seit den Tagen E. T. A. Hoffmann's. Wo dieser Mohrrübenkaffee schlürfte, da gibt es jetzt echten Mocca — wenigstens sagt so der Wirth des Zeltes Nr. II. und — „Heinrich, ich sehe Tugend in seinen

Blicken," sagt Falstaff. Wie gut ich mir den dicken Mann hier denken könnte, vor einer Kanne Nürnberger Bieres, umschwärmt von den kleinen, niedlich uniformirten Pagen — „Tiger" in der Sprache Londons, die übrigens Niemandem etwas zu Leide thun und auch die dünnen Männer freundlich bedienen. In einem Punkt oder in zweien gehorcht man aber auch hier dem althergebrachten, für ganz Berlin gültigen Gesetz: kommt man nämlich am Donnerstag, so hat man „Fricassée von Huhn", und kommt man am Freitag, so gibt's ein großes Fischessen, mit all' den heimathlichen Delicatessen: Aal grün und Aal marinirt, Hechte mit Klößen und Schlei in Dill, Zander mit Butter und Quappen in Bier — denn das Berliner Völkchen weiß zu leben, hängt an der Tradition seiner fischefangenden Väter und denkt vielleicht an solchen Abenden manchmal an Das, was die Zeit, gute Fürsten und ein tüchtiges Volk aus diesem Sumpf und Sandhaufen gemacht haben. Dieses ist auch mein Gedanke, während ich mein letzes Glas in Zufriedenheit leere und er begleitet mich, wenn ich wieder heimwärts wandre durch die Stille der Sommernacht und das Rauschen des Thiergartens.

Die Kreuzberg-Gegend.

(October 1883.)

Während des vergangenen Sommers bin ich Nachmittag für Nachmittag in den Süden unserer Stadt gewandert. Nicht als ob die Gegend mir fremd gewesen wäre; man kennt ja sein Berlin so ziemlich und die mannigfachen Veranlassungen des täglichen Lebens führen Denjenigen, der mit der Welt geht, bald hierhin, bald dorthin. In dem einen Stadttheil ist ein Theater, in dem andern ein Vereinslocal für große Versammlungen; irgend ein Vorfall, der plötzlich die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, lenkt den Blick auf einen dritten, und Begräbnißplätze, diese letzten Ziele der Wanderschaft, sind in allen. Doch welchen Zweck sie auch immer haben mag, die Unterhaltung eines Abends oder die Erfüllung einer Pflicht der Pietät: solch' eine Fahrt von einem Ende der Stadt zum andern gleicht einer Reise, deren Eindrücke viel zu flüchtig sind, als daß sie haften könnten. Im Sinne der Verwaltungsorganisation mögen wir ja wohl bald so weit sein, von Berlin zu sagen, was man längst schon von

London gesagt hat: daß es nämlich nicht mehr eine Stadt sei, sondern eine mit Häusern bedeckte Provinz. Aber in jedem andern besteht ein Zusammenhang und Gefühl der Gemeinsamkeit, der Assimilation und Verwandtschaft, welches mit dem herausrückenden Weichbild immer gleichen Schritt hält und jeden neuen Baugrund in dem Augenblicke zu Berlin macht, wo das erste Berliner Haus darauf errichtet wird. Sofort treten hier die charakteristischen Eigenschaften und typischen Züge des Berliners hervor: eine gewisse, absprechende Sicherheit, welche von Fremden so leicht für Selbstüberschätzung gehalten wird, und eine gewisse Art, die Dinge ironisch zu nehmen, welche den Berlinern mehr Feinde gemacht hat, als sie verdienen. Denn wenn man das allgemeine Gesetz von der Einwirkung des Bodens auf die individuelle Entwickelung anwendet, so wird man diese Züge sehr natürlich finden bei der Bevölkerung einer jämmerlich flachen, ursprünglich öden und unfruchtbaren Landschaft, aus welcher niemals das Rauschen eines wirklichen, von Gottes Hand gepflanzten Waldes, niemals das sehnsuchterweckende Blau ferner Gebirge zu den Gemüthern sprach, sondern immer nur die Sorge, die kleinliche, für des nächsten Tages Nothdurft, immer nur das harte Müssen und die Mühseligkeit des Lebens und des Kampfes. Welche Summe von Arbeit, jahrhundertelanger Arbeit steckt

in diesen Haiden und Morästen, über welchen sich heute die glanzvolle Reichshauptstadt erhebt; und welches Mittel besaß der Vorfahr des heutigen Berliners, der ein ganzer Mann war, um sich über die Misère seines scheinbar hoffnungslosen Unternehmens hinwegzusetzen? Wenn man es so betrachtet, dann werden diese beiden hervorstechenden, nicht immer liebenswürdigen Züge des Berliners erklärlich, sein starkes, zuweilen trotziges Selbstgefühl respectabel und sein meistens doch recht gutmüthiger Spott, der sich nicht einmal selber schont, verzeihlich. Denn was er mit dem Pflug und dem Spaten sich geschaffen, mit der Axt und der Kelle wohnbar gemacht und mit dem Schwerte vertheidigt hat, das ist fürwahr sein Eigen; die bindende Kraft, welche den auseinanderfliegenden Sand zu Festigkeit und Dauer zwang, ist in das gemeine Wesen übergegangen und so stark erweist sie sich, daß selbst der Eingewanderte, der Zugezogene, wie man hier sagt, gar bald zum Berliner wird — vielleicht nicht, was den Witz und die Schlagfertigkeit desselben anbelangt, gewiß aber in der Anhänglichkeit und Liebe zur neuen, gemeinsamen Heimath.

Mag man daher in Berlin auch so weit wandern, als man will, in neubebaute Gegenden und Straßen, die man zuvor nicht gekannt: immer wird man das Gefühl haben, zu Hause zu sein in diesen ungeheuren

Gebäudemassen und diesem unaufhörlichen Menschengewühl; immer, in diesen tausenden von Gebäuden und diesen hunderttausenden von Menschen, und sollte man sie heut' auch zum ersten Male sehen, in diesen Läden und Magazinen, diesen Werkstätten und Kellern, diesem Kaufmann, der seine Kunden bedient, diesem Schlächtermeister, der behäbig vor seiner Thür steht, diesem Schusterjungen, der pfeifend seines Weges zieht, diesem Droschkenkutscher, der wie ein Stoiker auf seinem Bock sitzt, diesem Schutzmann, der wie das verkörperte Gesetz an seiner Straßenecke steht — Straße für Straße, stundenweit rechts und stundenweit links, immer und überall gewahren wir den gleichen oder ähnlichen Schnitt der Physiognomie, die Familienähnlichkeit.

Und doch besteht ein bedeutender Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen, dem Norden und dem Süden unserer Stadt, ja zwischen den einzelnen Districten innerhalb dieser großen Abtheilungen, zwischen den einzelnen Straßen innerhalb dieser Districte und selbst zwischen dem Aussehen derselben Straße, je nachdem man sie zu den verschiedenen Tageszeiten betrachtet. Die Wilhelmstraße scheint eine ganz andere zu sein Mittags, wenn die Herren mit den Diplomatengesichtern und den weißen Cravatten, die Ledermappen unter dem Arm, in die Ministerien gehen oder fahren, als am frühen Vormittag und

am späten Nachmittag; und am Abend, wenn die Schaaren der Fabrikarbeiter, staubbedeckt, rußgeschwärzt, jeder mit seinem Kaffeekesselchen in der Hand, durch die Straßen am Rosenthaler und Schönhauser Thor drängen, oder die jungen Männer aus den Bureaux und den Comptoiren in ihren langen modischen Röcken und mit ihren wohlverdienten Cigarren von der Spandauerstraße bis zur Leipzigerstraße schlendern und die jungen Mädchen aus den Geschäften im Centrum der Stadt, müd und froh wie Vögelchen aus dem Käfig, nach ihren bescheidenen Nestern in der Peripherie flattern: dann bieten auch alle diese Straßen ein anderes Bild und ein anderes Publikum, als in den Stunden vorher oder nachher. Und wenn ich gesagt habe, daß jeder Berliner an jedem Punkt seiner Stadt sich gleichsam zu Hause fühle, so muß ich doch hinzufügen, daß es ein gar großes Haus ist, in welchem auf Jeden nur ein ganz kleines Kämmerchen oder Theil eines solchen kommt, und man kann von ihm billigerweise nicht mehr verlangen, als daß er darin Bescheid wisse. Jeder hat so viel mit sich selber zu thun, der Einzelne verschwindet, zählt nur mit als Nummer in dem Alles und Alle nivellirenden Rechenexempel, und ich erinnere mich hier an Berthold Auerbach, der zu der Zeit, als er sich in Berlin dauernd niederließ, lange nicht verwinden konnte, daß er mit

Leuten unter einem Dache wohne, zu denen er in keinem persönlichen Verhältnisse stand, daß die Nachbarn ihn nicht grüßten und die Kinder ihm nicht entgegenliefen. Süddeutscher und Gemüthsmensch, der er war, an die Zutraulichkeit des Dorfes und der kleinen Stadt gewöhnt, fand er später, obwohl er sich niemals ganz damit aussöhnte, daß das, was er Anfangs für die Gemüthslosigkeit des Nordens gehalten, in Wahrheit das unterscheidende Merkmal des großstädtischen Lebens sei, dem er ebensogut in Paris und London begegnet sein würde. Was mich betrifft, so erschien mir von jeher als der vorzüglichste Reiz dieser mächtigen Städte, daß man in ihnen wie ein Unbekannter leben kann, — daß ich mich nur in den nächsten Pferdebahnwagen oder Omnibus zu setzen brauche, um in eine neue Welt und unter neue Menschen zu kommen, die nichts von meiner Existenz wissen; daß ich das Schauspiel menschlicher Thätigkeit betrachten darf wie ein unbefangener Zuschauer und nicht wie Einer, der auf der Bühne selber etwas vorstellen will; daß der Schauplatz mit jedem Nachmittagsspaziergang wechselt und die Gegenstände meines Interesses unerschöpflich sind wie das Leben; daß ich mitten im dichtesten Haufen einsam und auf allen meinen Wegen ungestört bin, mag ich nun fröhlich mit dem Menschenstrome fortziehen, oder sinnend vor einem alten Hause stehen bleiben.

Das ist es, was mir das Sommerleben Berlins so angenehm macht, wenn die langen Tage solche Wanderungen begünstigen und man in Berlin auch wirklich Berliner sieht. Dann streife ich umher, bald hierhin und bald dorthin, nach meines Herzens Lust und Begehr, und diesmal, wie gesagt, liegt mein Wandergebiet südwärts. Ich habe nicht einmal weit, um es zu erreichen; es beginnt hinter der Potsdamer Brücke, da, wo einst das Schöneberger Feld war und jetzt die Schöneberger Vorstadt an die Tempelhofer grenzt. An diesem Ufer, als es noch still und grün hier war, hab' ich lange Jahre gelebt und Freunde mit mir, die nicht mehr sind. Von diesen Fenstern aus, die mich nicht mehr kennen, habe ich diese Häuser rings entstehen sehen, die stolzen Gebäude, die mit ihren Dächern und Giebelspitzen, Kuppeln und Thürmen den einst unbegrenzten Horizont einengen. Ich habe sie wachsen sehen, wo sonst nur der Kartoffelacker, das Kornfeld, der Holzplatz und die Bäume waren; zuerst den Bretterverschlag, dann die Backsteinwand, Stockwerk auf Stockwerk, Arbeiter an Leitern und Balken auf- und niederkletternd, bis eines Tages die Maurer hoch über den Bäumen waren und an einem andern Tage die Zimmerleute kamen, um das Dach zu schließen und den Kranz darauf zu setzen. Das Haus ist fertig, die Gerüste verschwinden, an den Fenstern er-

scheinen Gardinen, Kinder treten auf den Balkon heraus, über dem Schornstein steigt der erste Rauch auf und am Abend ist zum erstenmal Licht in den Zimmern — menschliches Leben beginnt nun auch hier, menschliches Glück, menschliches Elend, Gewinn und Verlust, Herrschen und Dienen — das allgemeine Loos, der Kampf, den wir alle kämpfen.

Die ländliche Umgebung — und Etwas davon haben wir doch auch in Berlin — weicht immer mehr zurück und der wohlthuende Blick auf weite grüne Flächen verschwindet unter den vordringenden Steinmassen der Stadt. Aber wie dem Großstädter insgemein, ist auch dem Berliner die Liebe zur Natur angeboren und sie zeigt sich nicht nur in dem wundervollen Gartenschmuck der öffentlichen Plätze: jede Blume spricht davon, welche die Arbeiterin, fünf Treppen hoch, vor ihrem Dachkämmerchen pflegt. Besonders groß aber ist bei uns die Pietät für die Bäume. Man schont sie, man hegt sie ein, man umgiebt sie mit Schutzwehren, daß sie bei Neubauten nicht verletzt werden. Als die Potsdamer Straße zeitgemäß verbreitert werden sollte, konnte das Herz des Kaisers — denn auch er ist ein Berliner — sich nicht entschließen, die alten Pappeln fällen zu sehen, die er schon aus der Knabenzeit gekannt, und sie stehen heute noch. Ueberall, bis tief hinein in Berlin findet man Bäume, manchmal einen einzelnen

mitten in einer Straße, wie den in der Victoria-Straße, der daran erinnert, daß noch vor dreißig Jahren an dieser Stelle der Thiergarten war. Auch hier, am Ende des Schöneberger Ufers, steht der alte Weidenbaum noch, von allen Weidenbäumen Berlins der älteste, der ehrwürdigste und der schönste. Er stand hier schon, als Berlin zu Ende war mit der Stralauer Straße und Cölln mit der Schloßfreiheit; als hier an den Sümpfen Schilf wuchs und sonst, so weit das Auge reichte, Haideland sich dehnte. Zweihundert, dreihundert Jahre mögen über seinem Haupte dahingerauscht sein, die Blitze des Himmels haben ihn getroffen, die Geschlechter der Menschen haben gewandelt, Häuser, Straßen sind um ihn her gebaut und unaufhörlich an ihm vorüber sausen die Züge der Potsdamer Bahn. Er aber steht immer noch, frisch in seinem grünen Alter, und möge er lange noch stehen, Allen lieb und werth als das Wahrzeichen dieser Gegend. Auf dem Wasser lagert noch der Apfelkahn, der Ueberrest einer idyllischen Vorzeit, und mühsam, melancholisch die geräuschlose Bahn dahin schleppt sich das Schiff, ein traurig Zurückgebliebener in diesem Jahrhundert des Dampfs und der Maschinen. Sonst aber ist Alles verändert und verwandelt, rings um mich her.

Das Ufer, einst ein anmuthiger Spaziergang vor den Thoren, dröhnt von dem betäubenden Lärm der

Frachtkarren, von Hufschlag und Peitschenknall, die Straße ist gefurcht von den tiefen Einschnitten der Räder. Wo man über selten befahrene Schienenstränge bedächtig dahinschritt, donnert und rasselt jetzt auf eisernen Brücken Zug nach Zug über unserem Haupte; wo der Bretterschuppen war, den man den Anhalter Bahnhof nannte, lange der Schrecken aller Reisenden, ragt jetzt hoch über den höchsten Häusern ein Bau, dessen Glasdach Abends schimmert von dem Blau des elektrischen Lichtes, und die reich modulirten Façaden neuer Uferstraßen schließen das Bild aus dem modernen Berlin.

Aber in all' diesem Glanz und all' dieser Pracht hat ein Fleckchen Erde sich erhalten, wie es vor zwanzig Jahren war und vor fünfzig Jahren schon gewesen sein mag. Es ist ein kleiner Garten mit halb verwitterten Bäumen und ein kleines Haus, schräg hineingebaut: ein Haus, noch von der altmodischen Sorte, gelb angestrichen, die Fenster braun, die Läden grün und die Stuben niedrig. Wenn ich an diesem Hause vorübergehe, dann überkommt mich zuerst wieder ein Gefühl der Heimathlichkeit und ich trete hinein oder vielmehr hinunter in den Garten, denn er liegt tiefer als der Uferdamm. Es ist ein Weißbiergarten. Leute verkehren hier, auch noch vom alten Schlag, obwohl sie noch nicht einmal alle so gar alt sind — Frauen mit Strickstrümpfen, Kinder,

die im Sande herumspielen und immer dazwischen an den Tisch herangelaufen kommen, um aus dem großen Glase zu trinken, welches von Hand zu Hand und von Mund zu Mund circulirt. O die Weiße! Man fühlt sich doch eigentlich erst als Berliner, wenn man die Weiße vor sich stehen hat! Und die Eleganz zu bewundern, mit welcher der Kellner das breite Glas, einer kleinen Tonne ähnlich, zwischen Daumen und Zeigefinger, auf der Hand balancirend daher trägt! Dieses Ding muß nach allen Regeln der Kunst behandelt werden, wenn man nicht Aufsehen erregen will in diesem kleinen Biergarten. Denn es versammelt sich hier gegen Abend ein sehr würdiges Publicum von Stammgästen, denen es Ernst ist mit ihrer Weißen, die nicht mit sich spaßen lassen und keine Miene verziehen, wenn sie das Glas auf der flachen Hand erheben. So Etwas will gelernt sein. Daran erkennt man den Berliner. Ganze Generationen mögen hier aufgewachsen sein, von den Kinderspielen an. Männer kommen hierher, die schon an die dreißig, vierzig Jahre hierher gekommen sind, — Einer darunter, der regelmäßig, so oft er kommt, erst alle Stühle durchprobiert, bis er denjenigen findet, auf dem er seit Menschengedenken jeden Abend gesessen hat. Einige von den ganz Alten haben ihre Pfeifen in der Stube stehen; und wenn diese erscheinen, so läßt der Kellner Alles liegen und stehen, um ihnen

die Pfeifen zu holen — auch er übrigens kein Jüngling mehr, sondern Einer, der mit sammt seinem Frack im Dienste dieser bejahrten Herren und dieses Gartens grau geworden ist. Aber auch dieses alte Nest, so alt, daß man meint, es werde von der Zeit gar nicht mehr berührt, hat ihr seinen Tribut zahlen müssen. Es hieß früher, ich weiß nicht wie; wahrscheinlich hatte es gar keinen Namen. Jetzt heißt es „Café Bismarck".

Und von hier hab' ich denn nicht mehr weit bis zum Belle-Alliance-Platz. Wenn man in einer so großen Stadt nach Jahren eine Gegend betritt, in der man früher tagtäglich gewesen ist und die man seitdem nicht mehr gesehen hat, so fühlt man sich wie ein Fremder oder Fremdgewordener, der nach Jahren wieder in die Heimath kommt. Man erkennt sie nicht; und nur noch Einzelnes hier und dort erinnert an die Zeit, in der wir jung waren.

Aber mag Wehmuth vielleicht das erste Gefühl sein, so ist Stolz und Freude sicherlich das zweite, wenn man an Orte kommt, die man klein, unscheinbar, dürftig gekannt hat, und jetzt groß und gewaltig wieder sieht. Als ich zum letzten Mal auf diesem Platze war, es mag im Jahre 1872 oder 1873 gewesen sein, da stand noch das alte baufällige Halle'sche Thor, da war hier die ärmliche Holzbrücke, der öde vernachlässigte Platz, mit der Säule ganz

vergraben in dem unendlichen Sande. Heute dagegen ist hier Marmor und Granit, prangt die steinerne Brücke mit kunstreichen Figuren, aus der Wüste ward ein Park und aus dem üppigen Grün schauen Marmorbilder — nicht jene des Goethe'schen Gedichts, die uns fragen: „was hat man dir, du armes Kind gethan?“ — nein, — Bilder des Kriegs, Bilder der Tapferkeit, Bilder des Ruhms und des Todes fürs Vaterland; die ganze Schöpfung gipfelnd in der Säule mit der Victoria — der ersten und der heiligsten von Berlins Victorien, denn sie befreite uns vom Joche der Fremdherrschaft! Das alte „Rondeel“, dem der Tag von Belle-Alliance den neuen Namen gab, trägt jetzt auch ganz und vollständig die Signatur des neuen Berlins — gen Norden die drei majestätischen Straßenadern der Friedrichstadt ausstrahlend, gen Süden der Blick auf den Kreuzberg. Der Fremde, der nach Berlin kommt, wird zuerst und vor Allem den Eindruck des Kriegerischen, des Soldatischen erhalten. Waren wir nicht die modernen Spartaner, bevor wir nach dem Ruhme geizten, die modernen Athener zu sein — ah, und unsere Minerva ist gut gepanzert! Von der Säule des Belle-Alliance-Platzes bis zu der des Königsplatzes, welch' ein weiter Weg! Aber wir haben ihn doch gemacht; und er ist eine einzige lange Siegesstraße. Der militärische Lorbeer erleuchtet und verdunkelt hier

Alles; das Geschlecht, welches zwischen diesen Zeichen aufwächst, muß ein kriegerisches werden, ein Volk von Soldaten. Aber die Trophäen sind auch rings- um aufgesteckt. Was wir geworden, das sind wir durch Krieg geworden. Wir waren eine Gesellschaft von bescheidenen kleinen Leuten, und wir können uns jetzt sehen lassen, Gott sei Dank. Wir hatten alt- modische, unbequeme, unansehnliche, unschöne Häuser, und wir haben jetzt stilvolle Häuser, mächtige Häuser, colossale Häuser — Häuser mit Marmortreppen und Sammetgeländern, Häuser mit elektrischen Klingeln und Telephondrähten — und überall das Brausen und Branden der Weltstadt, das Rollen der Wagen, das Klingeln der Pferdebahnen, die hier, am Belle- Allianceplatz, von drei oder vier Seiten sich treffen, — Arbeiterscharen und Equipagen, Alles durcheinander — Bilder der unablässigen Bewegung, des unermüd- lichen Fleißes, des ungeheuer gesteigerten Verkehrs, des Wohlstandes, des vermehrten Reichthums, des erhöhten Luxus — und die letzten Quellen und Ur- sachen von alle Dem? Der Krieg! — das heißt die Geltendmachung einer jungen, kräftigen Volks- individualität, das Sprengen von Fesseln, welche sein natürliches Wachsthum zurückgehalten, das Ringen um die höchsten idealen und nationalen Güter, der Krieg von 64, von 66, von 70 — immer gewal- tiger in seinen Dimensionen, immer wuchtiger in

seinen Erfolgen — Krieg predigt hier Alles; aber jenen Krieg, dessen höchster und letzter Preis der Frieden, das Glück und die Freiheit des Vaterlandes ist.

Auch bei dem Namen des Tempelhofer Feldes, wenn man ihn in Berlin nennt, denkt wohl Jeder zuerst an die Frühjahrsübungen und die große Parade, wenn die ganze Garnison der Hauptstadt in Bewegung ist, wenn die Morgensonne lustig in den Helmen der Kürassiere blitzt und der Wind mit den Fähnlein der Ulanen spielt, wenn Batterie nach Batterie durch die Straßen rasselt und mit klingendem Spiel Fußvolk und Reiterei nach dem Tempelhofer Felde rückt. Hier ist es, auf der weiten Ebene, wo man dann den Pomp und die Pracht des Krieges sehen kann, die schimmernden Fronten, die berühmten Regimenter, deren jedes eine gewonnene Schlacht bedeutet, die Garden, die den Tag von Gravelotte entschieden und das Dorf Le Bourget erstürmten, die langen unabsehbaren Linien, die mit mathematischer Genauigkeit sich zusammenziehen und entwickeln, theilen und wieder schließen — bis der furchtbare, aber imposante Apparat fertig dasteht, des letzten Winkes harrend. Nun erscheint der Kaiser, umgeben von seinem Stab und gefolgt von allen Prinzen und Prinzessinnen unseres Hofes — und nun geht es durch die Reihen; alle Musiken spielen, alle Fahnen

senken sich, alle Waffen klirren unter dem Griff der Mannschaften: das preußische Heer salutirt seinem obersten Kriegsherrn. Und nun wird es still; aber nur für einen Augenblick. Dann beginnt der Galopp der Schwadronen und der Marschtritt der Colonnen, das Exerciren im Feuer, das Knacken und Knattern der Gewehre, das Rollen der Salven, der Trommelschlag, der Ruf der Signalhörner, das Commando der Officiere — man glaubt die wirkliche Schlacht zu hören. Aber wenn gleich nur ihr Scheinbild, hat es doch etwas Hinreißendes in sich. Zuschauer in dichten, dunklen Scharen bedecken zu beiden Seiten die Hügel, drängen sich Kopf an Kopf bis an die Barrièren, und aus den Equipagen, die zu einer ungeheuren Wagenburg aufgefahren sind, flattern zahllose weiße Tücher in der blauen, warmen Mittagsluft.

So sieht es hier im Frühling aus.

Kommt man aber zu irgend einer anderen Zeit des Jahres und gegen Abend hierher, wie still ist es dann auf dem Tempelhofer Felde. Wenn vielleicht ein regenschwerer Himmel darüber liegt, grell beleuchtet vom Abendroth, dann hat man so recht ein Bild dessen, was man in Berlin und der Mark eine Haide nennt — weit und grün, etwas melancholisch, mit nur hier und dort einem Baum, links eine Allee und das dichte Gehölz der Hasenhaide, dahinter eine

Anschwellung des Terrains, violett gefärbt, rechts die Chaussee, mit einem Wägelchen darüber hinrollend, und an der Grenze des Horizontes und der Haide, weißlich schimmernd und undeutlich in der beginnenden Dämmerung, die kleinen Häuser von Tempelhof. Einzelne Spaziergänger, Bewohner dieser Gegend, bewegen sich auf dem mattgrünen Hintergrunde wie schwarze Punkte. Die Kinder der Nachbarschaft tummeln sich auf dem spärlichen Graswuchs, spielen in den Gräben und Gruben, hängen in den Bäumen, lassen den Papierdrachen fliegen. Denn der Herbst naht und der Wind weht über die Haide. Dort kniet ein Mann an der Erde und macht seinen beiden Knaben, die aufmerksam neben ihm stehen, den Drachen in Ordnung. Ich geselle mich zu der Gruppe. Der Mann ist ein ehrbarer, junger Handwerker, der mir auf alle meine Fragen höflichen Bescheid gibt. Denn bei diesen Wanderungen ist man immer auf die Auskunft der Leute angewiesen, denen man begegnet. Handwerker, Arbeiter, Marktfrauen — sie alle sind meine guten Freundinnen und Freunde. Manches, was nicht in den Büchern steht, wissen diese Leute. Ich erkundige mich nach dem „Dusteren Keller", einer ehemaligen Berühmtheit des Tempelhofer Berges, nunmehr aber längst von der Erde verschwunden. Mich verlangt zu erfahren, an welchem Platze diese Merkwürdigkeit

gewesen und was daraus geworden. „Gehen Sie nur in die Bergmannstraße," sagt mein junger Meister, „da und dorthin" — und er beschreibt mir ganz genau den Weg. „Ist denn noch viel da zu sehen?" frag' ich. „Ja, mein lieber Herr," versetzt er, „das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin nie darin gewesen; es soll aber gut sein." Diese Antwort macht mich stutzig und als ich hinkomme, finde ich in einer ganz neuen Straße ein ganz neues Weißbierlocal, das den Namen „Dusterer Keller" auf einem ganz neuen Schilde zeigt. Das also kann es nicht sein, wenn ich auf der richtigen Fährte bin. An diesem Abend kann ich vom „Dusteren Keller" nicht mehr erfahren; aber am anderen komm' ich mit einem langjährigen Freund und Kameraden, einem alten Berliner, wieder und der bringt Licht in die Sache. Vor einer Seitenstraße, die noch ganz wie ein Feldweg aussieht, ungepflastert ist, an Hinterhäusern vorbei zum „Bock" hinaufführt und „Am Tempelhofer Berg" heißt, macht er Halt. „Dies war der „Dustere Keller"," sagt er, „ein Revier, welches ich in meiner Knabenzeit, an den freien Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen oft mit anderen Knaben durchschwärmt — eigentlich ein gruseliger Ort damals, eine tiefe Schlucht oder Höhlung, mit einem verräucherten Bauwerk darin, einem kellerartigen, unterirdischen Gemäuer. Dies" — und er

deutet auf das ziemlich neue Haus, das die Ecke der Bergmann- und der anderen, im Entstehen begriffenen Straße bildet, „war die Stelle. Jedes Kind in Berlin kannte sie."

So rasch verliert sich in der jungen Generation das Andenken jahrhundertalter, wenn nicht historisch berühmter, so doch stadtkundig gewesener Plätze!

Mannigfache Sagen und Legenden verknüpfen sich mit dem „Dusteren Keller". Ein Uralter soll hier zur Zeit Friedrich Wilhelm's I. gehaust haben, ein Einsiedler, wie Diogenes in seiner Tonne. Einst, als der König vom Exercirplatz auf dem Tempelhofer Felde zurückkam, hielt er bei der Höhle, ließ den Bewohner derselben herausführen und fragte nach seinem Namen, seiner Lebensart und zuletzt nach seiner Religion. „Ei," erwiderte der Alte, „ich glaube noch immer dasselbe, was ich geglaubt habe, als ich Seinem Großvater die Psalmen vorlas." — „Na, dann habe ich allen Respect vor seinem Glauben," sagte der König, den es amüsirte, daß der Höhlenbewohner ihn, wie alle Welt, mit „Er" anredete; „hier hat er einen Gulden." — Aber der Philosoph des düsteren Kellers sagte: „die Münze ist mir zu groß; ich nehme nur Kupfer." Sprach's, drehte Seiner Majestät den Rücken und kroch in seine Höhle zurück.

Darüber, was der „Dustere Keller" ursprünglich

gewesen oder bedeutet habe, streiten die Gelehrten. „Worüber wären sie jemals einig gewesen?“ wirft mein Freund hin, mit den Achseln zuckend. Ein Hain mit heiligen Eichen, unter denen die Priester der Wenden dem Swantewit und dem Zernebog geopfert; eine Lehmgrube, aus der die ersten Ansiedler von Cölln das Material zu ihren Hütten entnahmen; ein Bärenzwinger, eine Räuberhöhle, eine Falschmünzerwerkstatt — wer weiß es? „Fata habent sua“, sagt mein Freund, „der „Dustere Keller“ mag alles Das gewesen sein. Zu meiner Zeit war er ein Bierkeller und vorher war er ein Weinkeller. Das scheint mir das einzig Historische in der Geschichte des „Dusteren Kellers“ zu sein.“

Denn in der sicheren Kunde lebt noch, daß Weinberge hier waren, Weinberge des Kurfürsten, Weinberge der Bürger von Cölln; und mag Wein an den Abhängen des Tempelhofer Berges auch noch unglaublicher klingen als heilige Eichen, es ist dennoch die Wahrheit. Der Wein dürfte sauer gewesen sein, aber er war da. Diese Thatsache kann nicht bestritten werden. Und er war nicht nur am Tempelhofer Berg, er war auch am Kreuzberg, er war nicht nur im schönen Süden, er war auch im hohen Norden und fernen Westen unserer Stadt — und Wollank's Weinberg, die Weinmeisterstraße, die Weinstraße, der Weinbergsweg und noch manch' andere

Straßen und Wege erinnern daran, daß Berlin im Mittelalter eine weinbauende Stadt war — unser Schöpfer sei gelobt, daß wir ihn nicht mehr zu trinken brauchen. Erst während des dreißigjährigen Krieges ist diese Cultur hier nachweisbar zu Grunde gegangen, so daß die blutige Geißel der Völker doch mindestens eine gute Folge zu verzeichnen hat.

Zur Zeit, wo hier die Reben noch blühten, mag der „Dustere Keller“ denn in der That zur Aufbewahrung des fürstlichen Wachsthums gedient haben und das Gesindel, die Räuber, die Bären und die Falschmünzer mögen hinterdrein gekommen sein; aber, wie gesagt, der Weinberg und der Keller sind beide dahin und nichts von ihnen, nicht einmal der Name, hat sich erhalten. Zwar auf der topographischen Karte der Umgegend von Berlin, welche dem II. Bande des vom Magistrat herausgegebenen Verwaltungsberichts 1861—1876 beiliegt, findet sich allerdings noch die Bezeichnung „Weinberg“ und auf dem Plan des Berliner Adreßbuchs für 1873 ist auch der „Dustere Keller“ noch angegeben — aber seitdem ist jede Spur verloren und Häusermassen bedecken die Stellen.

Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war dies Alles, westlich und östlich, bis zum heutigen Belle-Alliance-Platz freies Feld; und noch um die Mitte des unsrigen standen hier, zuweilen in be-

trächtlichen Entfernungen von einander, jene kleinen, meist einstöckigen Häuser, Sommerwohnungen der Berliner, wie sie zur selben Zeit auch noch zu sehen waren im Thiergarten und in der Potsdamerstraße, damals Potsdamer Chaussee genannt. Auf dem Grundriß von 1778 war Berlin am Halle'schen Thor zu Ende und auf dem von 1831 führt das, was heute die großmächtige Belle-Alliance-Straße ist, den anspruchslosen Namen „Weg nach Tivoli". Tivoli war ein berühmtes, nach Pariser Muster im Jahre 1829 angelegtes und genanntes Vergnügungslocal am Kreuzberg, da, wo gegenwärtig die Brauerei gleichen Namens liegt. Aber hier war nicht mehr Berlin, sondern „Umgegend von Berlin"; man fuhr nach Tivoli, wie man heute nach Tegel oder Pichelswerder fährt. Im Jahre 1842 hieß die Straße, welche bis dahin „Weg nach Tivoli" geheißen hatte, die „Tempelhofer Straße": aber sie war, wie wir dem Buche von Fidicin („Berlin, historisch und topographisch" 1843) entnehmen, nur „in der Nähe der Stadt mit Häusern besetzt". Die eigentliche Bebauung dieser Strecke, welche an Ausdehnung die Friedrichstadt übertrifft, fällt in die Periode von 1866—1875, und die Belle-Alliance-Straße, eine Geschäftsstraße voll regen Verkehrs, länger als die Linden und fast ebenso breit, bildet seitdem den Kern eines neuen Stadttheils mit vorstädtischem Charakter

und sehr eigenthümlich zusammengesetzter Bevölkerung. Gegen das Tempelhofer Feld ansteigend und zu beiden Seiten flankirt von den mäßigen Terrainerhöhungen, die man sich gefällt, den Tempelhofer Berg und den Kreuzberg zu nennen, macht sie mit ihren Bäumen, Casernen, großen Läden und hohen Häusern einen sehr stattlichen Eindruck, als die vornehmste dieses Quartiers. Aber man würde nicht vermuthen, daß hinter ihr, am östlichen Abhange des Kreuzbergs, eine der reizendsten kleinen Straßen sich versteckt, und, wenn man den Eingang nicht kennt, sie nicht einmal finden. Hier ist nichts mehr von dem Lärm und der Arbeit der volksthümlichen Nachbarschaft. In aristokratischer Einsamkeit herrscht hier beschauliche Ruhe. Zierliche Häuser sind hier in schönen Gärten, ein Teich, auf welchem Schwäne schwimmen, ein kleiner Palast in den reinsten italienischen Formen, auf dessen Freitreppe man sich gern einen Kreis anmuthiger Frauen, einen Scaliger, einen Medicäer dächte.

Zehn, zwanzig Schritte bringen uns wieder in die Wirklichkeit zurück, und zwar in eine, die auch ihre Ueberraschungen hat. Denn diese Vorstadt ist noch weit davon, vollständig ausgebaut zu sein, und hier kann man, wenn ich so sagen darf, Berlin wachsen sehen.

Namentlich die nähere Umgebung des Kreuz-

berges nach Norden und Westen hin bietet noch solch' einen Anblick. Hier sind Trottoirs ohne Straßen, und, was noch ärger ist, Straßen ohne Trottoirs, Holzplätze, Kohlenplätze, dann wieder ein einzelnes Haus, ein Baugerüst, ein Bretterzaun und ein Stück Eisenbahn, ganz voll ausrangirter Wagen. Nähert man sich von einer dieser Seiten, etwa unter den alten Pappeln und Häusern der Möckernstraße, dann sieht der Kreuzberg aus wie eine Düne am Meeresstrand, unten ganz weiß, oben spärlich begrünt — man meint, man müßte die Segelstangen vorüberziehender Schiffe erblicken unter dem milden, grauen Abendhimmel. Knaben spielen im Sande, auch ein Reiter auf schwerfällig sich fortbewegendem Rosse ist da, und dunkle Vertiefungen und Schluchten. Stark und lau weht der Abendwind und macht die Täuschung noch vollständiger. Rechts ist die Fortsetzung der Kreuzbergstraße und der Sandweg mit den Weidenbäumen, der nach Schöneberg führt. Wie manchmal bin ich ihn gegangen vor vielen Jahren! Aber hier hat sich noch Nichts geändert, hier ist Alles noch, wie es war. Nur drei Freunde, drei gute Gesellen im Leben, die mit mir gingen, ruhen jetzt dort oben, nicht weit von einander, auf dem Schöneberger Kirchhof, dessen Mauer sich über dem ansteigenden Felde zeigt. Hier sind auch noch die beiden altmodischen Tanzlocale, in welche beim Vor-

übergehen hineinzuschauen uns damals so viel Vergnügen machte: „zum Thürmchen“ und „zum alten Thürmchen“ — letzteres über dem Dach mit einem veritablen, grün angestrichenen Thürmchen, das wie ein Taubenschlag aussieht und vielleicht auch einer sein mag. Wieder ist es Sonntag-Nachmittag. Wieder ist hier die Drehorgel und das Marionettentheater; es wird gekegelt und getrunken. Plötzlich höre ich Jemanden rufen: „Naucke!“ Ich achte nicht darauf. Da frägt ein Zweiter einen Dritten: „Hast'e Naucken nich jesehn?“ und ein Vierter sagt: „Wo is Naucke?“ Mein Gott, denke ich, wer mag der Mann sein, nach dem alle sich so theilnehmend erkundigen? Wer ist Naucke? Da steht vor dem Eingang zum „alten Thürmchen“ ein kleiner Stillvergnügter, der sich fortwährend um sich selber dreht und dazu mit gerührter Stimme singt:

Naucke is nich mehr zu sehn,
Naucke is mich jar zu kleen.

Nun denn, so will ich mich darein ergeben; ich fürchte, mich zu blamiren, wenn ich weiter nach diesem interessanten Unbekannten forsche. Doch ein paar Tage später, beim Stralauer Fischzug und auf dem Erntefest im Schwarzen Adler zu Schöneberg — überall hör' ich denselben Namen, überall ist Naucke, oder ist er vielmehr nicht; und ich überzeuge mich nun, daß es sich hier um eine jener Neckereien

handelt, die oft so plötzlich, man weiß nicht woher, im Berliner Leben auftauchen. Vielleicht daß bei einer Landpartie eine liebende Gattin ihren Mann verloren hat, der sich des Namens Naucke erfreut. „Naucke!" ruft sie — „wo ist Naucke?" Ihr Schicksal erregt Theilnahme, man hilft ihr suchen, alle Bezirksgenossen schließen sich an — was anfänglich bitterer Ernst gewesen, wird allmälig fröhlicher Scherz, der Ruf wird populär und lange noch, nachdem, so wollen wir hoffen, Frau Naucke ihren Mann wieder gefunden hat, klingt es durch ganz Berlin bis zum alten Thürmchen in der Schöneberger Feldmark: „Wo ist Naucke?"

Von hier aus hat der Rücken des Kreuzbergs ganz den Haidecharakter, d. h. etwas Gras und viel Sand. Das Denkmal, welches früher auch im Sande stand, steht jetzt auf festem Unterbau, mit hohen, zinnengekrönten Mauern. Der Blick auf das unter einem violetten Abendhimmel flach daliegende Berlin imponirt nicht besonders: man sieht Thürme, Kuppeln, viele Häuser; man unterscheidet ganz in der Ferne die gegenüberliegenden Höhenzüge und weit weg links die Spandauer Haide und die Spandauer Forst; aber es gibt kein Bild, man hat nicht den Eindruck einer ungeheuren Stadt, in der Millionen Menschen wohnen. Nach der Seite von Tivoli hin sind viel dichte Laubmassen um den Hügel und sie

erwecken den Wunsch, dieses ganze, jetzt noch ziemlich öde Terrain in den Südpark umgeschaffen zu sehen, den man uns so lange schon verheißen und dem es in der That so mannigfache Vorzüge der Bodenformation entgegenbringt. Wer weiß, ein Wanderer, der nach mir kommt, wird ihn finden und beschreiben.

Die Berge von Berlin! Wer wird ernsthaft an sie glauben? Aber sie sind nun einmal da und sie heißen so, wenn auch ein künftiges Geschlecht sie vielleicht nur noch an der etwas stärkeren Hebung oder Senkung der Straße erkennen mag, wie beim Pfefferberg in der Schönhauser Allee. Hier indessen ist noch Etwas von der alten Romantik; und wer vom Kreuzberg nieder- und über die Belle-Alliance-Straße hinweg den Tempelhofer Berg hinansteigt, der kann sich in die glückliche Vorzeit versetzt wähnen. Es ist dies auch noch ein rechtschaffener Sandhügel mit allen Attributen eines solchen. Bei jedem Schritte, den man vorwärts thut, sinkt man ein oder rutscht hinunter. Rechts, am Rande des Hügels, ist die berühmte Bock-Brauerei, links ist eine andere Brauerei und ein Hof mit vielen Tonnen, geradeaus ist eine Gruppe von Pappeln, eine Windmühle, eine Fabrik mit ein paar hohen Schornsteinen — und Berlin ist zu Ende. Dieses Haus dort drüben ist das letzte Haus von Berlin.

Aber unermeßlich gegen Südwesten, vom Tempel-

hofer Revier bis zur Luisenstadt, dehnt sich ein neues Berlin aus; und ich erinnere mich noch, daß ich dort im Sande des Cöpenicker Feldes ging, wie ich hier im Sande des Tempelhofer Feldes gehe. Jetzt sind überall Straßen, — und was für Straßen, und was für ein beständiges Wogen der Menschen in ihnen! Welche Plätze, welche Brücken! Weit und luftig ist hier die Gegend am Johannistisch und am Urban, in dessen Nachbarschaft, auf die „Schlächterwiese" des Cottbuser Feldes — vor eilf Jahren, im Sommer 1872, noch ein Rüben- und Kartoffelfeld — in jener Zeit der Wohnungsnoth der Exodus der „Obdachlosen" stattfand, die sich hier Hütten bauten. Welch' ein Anblick kann phantastischer sein, als jetzt, wenn man in diesen neuen Gegenden, am Plan- und Waterloo-Ufer und der prächtigen Bärwaldbrücke vorbei, bis zum Kohlenufer wandelt, bei der einbrechenden Dunkelheit die Feuer der Gasfabriken, unter den alten Baumgruppen, am Wasser und im warmen Dunste des Sommerabends; oder, der Nacht und dem frischen Ostwind entgegen, an einem dunkelblauen Himmel, über einer Fläche, halb noch unbebautes Land und halb schon weißliches Häusermeer, als ob es Bergzüge wären oder Wolkenmassen, den Vollmond aufsteigen zu sehen, groß und golden? Oder sich in das unbekannte Häusergewirr zu verlieren, in dem man sich nur nach der Richtung zu

orientiren vermag, in das Dunkel von Straßen, von deren Namen und Existenz man bisher nichts gewußt, und die doch alle regelrecht gebaut sind und in denen aus Bierlocalen und „Destillationen" überall das Spiel von Clavieren heraufklingt?

Zwischen den Colossen mit vier oder fünf Stockwerken und unzähligen Fenstern, so daß man meint, fünfhundert Menschen müßten darin wohnen können, begegnet man hier zuweilen einem kleinen Bijou von Haus, einstöckig, traulich, nur für eine Familie — das Haus, welches ein Fabrikant dieser Gegend sich in der Nähe seiner Fabrik und der Mitte seiner Arbeiter gebaut hat. An einer anderen Stelle sieht man ein übrig gebliebenes Häuschen aus einer Bauperiode stehen, wo menschliche Wohnungen hier nur selten in den Gärten und den Feldern waren. Inzwischen sind die Felder und die Gärten verschwunden, das Häuschen hat hohe Nachbarn bekommen und der Straßendamm ist emporgewachsen; es selber aber hat sich nicht vom Platz gerührt und wie man nun bei allen anderen Häusern die Treppe hinaufsteigt, so steigt man bei diesem die Treppe hinunter, wenn man hinein will. Ein ähnliches Häuschen gegenüber liegt noch tiefer, seine drei Fenster reichen knapp an den Bürgersteig hinan und ich kann mir nicht denken, wie die Bewohner desselben es anstellen, um auf die Straße zu sehen. Und dennoch scheinen

sie ganz gemüthliche Leute zu sein mit hübschen Gardinen an ihren drei Fenstern und Lichtbildern und Blumen davor.

Je weiter man in diesen neuen Gegenden vordringt, die doch vorzugsweise bestimmt sind, von den weniger bemittelten Einwohnerclassen bewohnt zu werden, desto mehr wird man erstaunt sein, nicht sowohl über die Massenhaftigkeit der Bauten und Anlagen, als über ihre Zweckmäßigkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit. Wir Alle kennen das normale Berliner Wohnhaus, das aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. und Friedrich Wilhelm's IV. stammende — nüchtern, ohne Schwung, wie der Staat jener Zeit, auf das Nothdürftige beschränkt, unerfreulich, monoton, langweilig und eines ungefähr wie das andere. Kein Wunder, daß dem Fremden, der in unsere Stadt kam, ihre langen Straßen mit den Miethscasernen, nur selten unterbrochen durch ein edleres Bauwerk, nicht besonders wohl gefallen konnten. Das Berliner Wohnhaus vermochte Schinkel nicht zu reformiren. Der Genius eines Einzelnen reicht nicht hin, eine Stadt umzugestalten. Dazu müssen andere Kräfte mitwirken. Nota bene: und ich spreche nur von dem äußeren Eindruck, ich will hier gar nicht auf das Innere dieser Häuser eingehen, von denen die meisten keine Wasserleitung und keine Badestuben, dagegen alle-

sammt dunkle Schlafzimmer, enge Corridore und das odieuse Berliner Zimmer hatten — eine Erfindung, auf welche die Berliner Baukunst stolz sein durfte, ein Durchgangszimmer, durch welches, auch wenn die Familie bei Tische saß und große Fêten gab, die ganze Passage ging, von der Küche bis zur Flurthür. Dieses Haus ist in raschem Verschwinden begriffen: in den inneren Theilen der Stadt wird es Schritt vor Schritt verdrängt durch die luxuriösen Bauten unserer jungen Architektenschule, welche bald ein neues und schöneres Berlin aus dem alten gemacht haben wird; und in dem neuen ist es nie gewesen. Hier, in den Vorstädten und Volksquartieren, wo es sich eben nur um Neuschöpfungen handelt, tritt dieser neue Baustil auch am Deutlichsten und Großartigsten hervor. Hier, wo nicht Luxusbauten errichtet werden sollten, sondern solche, die ganz ausschließlich auf ihre Ertragsfähigkeit hin berechnet sind, hier konnte der Künstler zeigen und hier hat er in der That gezeigt, wie die colossale Masse von Gebäuden, gegen welche die dreistöckigen Häuser der vorangegangenen Periode klein erscheinen, durch das freie Spiel der Phantasie, durch eine gefällige Behandlung der Form, durch geschmackvolle Decoration der Façade, durch eine gewisse Harmonie in der Herstellung der ganzen Straßenfronte zu bewältigen und aufzulösen war: unter seiner Hand hat

die Miethscaserne sich in den Miethspalast verwandelt. Wohlverstanden, daß ich auch hier nur vom Aeußern spreche; denn gegen das Innere mögen sich mannigfache Bedenken nicht unterdrücken lassen. Man wird eingestehen müssen, daß, vom sanitären Standpunkt aus betrachtet, die dumpfen und feuchten Kellerwohnungen, die ja hier nicht mehr gefunden werden, nicht viel gesundheitsschädlicher gewesen sein können, als die fünf Stock hoch unter dem Dach gelegenen Logis, zu denen die Bewohner derselben auf steilen Treppen ohne Zahl — wer weiß, wie oft täglich! — hinansteigen müssen.

Jedoch andere Vorzüge haben diese neuen Stadtviertel, welche den älteren fehlen. Sie haben mehr Luft, mehr Licht und mehr Grün. Ueberall tritt das Bestreben hervor, breite boulevardartige Straßen zu schaffen, Avenüen, in der Mitte mit Bäumen bepflanzt, wie z. B. die York- und Gneisenaustraße, oder mit weiten Rasenplätzen und Gartenanlagen, wie die Bärwaldstraße. Die Häuser dieser Straßen sind immens hoch und dicht bevölkert; aber sie haben Ventilation, sie haben Wasserleitung, sie haben Badestuben — sie haben Alles, was an häuslicher Bequemlichkeit sonst nur dem Reichen zugänglich war, und was heute, in Folge einer vorgeschritteneren Civilisation, auch den in bescheidneren Verhältnissen Lebenden nicht länger fehlt. Und ist es so gering

anzuschlagen, daß auch derjenige von unseren Mitbürgern, der kleine Beamte, der Handwerker, der Arbeitsmann, der in ehrlicher Mühe seinen Unterhalt gewinnt — daß auch er, sag' ich, seinen Blick erheben lernt zu Dem, was durch schöne Form erfreut — daß es ihm nicht fremd gegenübersteht, sondern wie Etwas, an dem er gleichfalls seinen Theil hat? Wird das, was für die Verschönerung der Umgebung geschieht, in der er lebt, nicht zugleich sein Auge bilden und sein Selbstgefühl erhöhen, wie das, was für ihre Verbesserung in anderer Hinsicht gethan wird, sein körperliches Wohlbefinden vermehrt? Nicht alle Fragen — leider nicht einmal viele — sind mit der ästhetischen Formel zu beantworten. Aber das moderne Leben hat doch sehr weise gethan, daß es, inmitten starker Gegenströmungen, als einen mitwirkenden Factor der Volkserziehung die Künste wieder herangezogen hat, von welchen der alte Dichter sagt, daß sie die Sitten mildern und Rohheit nicht dulden*).

So schreitet die Stadt vorwärts, ihre Fluth nach allen Seiten hin ergießend, nichts verschonend und durch nichts aufgehalten; und selbst die Stätten des Friedens, deren stille Bewohner kein noch so lauter Zuruf mehr weckt, nicht des Ehrgeizes und nicht der

*) Ovid, Epp. ex Ponto, II, 9, 47.

Liebe, — die Kirchhöfe Berlins, auch sie sind nur noch Inseln, an deren Ufer die steinerne Brandung anschlägt. Einst, noch vor zwanzig, dreißig Jahren lagen sie weit draußen, einsam in Feld und Haide vor den Thoren, wie die neuen Kirchhöfe, welche diese Gemeinden jetzt in der Hasenhaide haben; aber in einer so großen Stadt verschlingt das Leben den Tod und wer weiß, ob nach abermals zwanzig, dreißig Jahren nicht auch um sie das Häusermeer sich geschlossen haben wird, wie um jene? Wie weit sollen sie dann wandern, damit die Stadt sie nicht mehr erreichen kann? Oft, an diesen Gräbern, kommt mir der Gedanke, wenn die Todten erwachen, wenn sie die Augen aufschlagen und die Sonne wieder sehen könnten, würden sie sich nicht fremd fühlen in dieser anders gewordenen Welt — würden sie das Leben noch einmal anfangen, den Kampf noch einmal kämpfen mögen, oder nicht Heimweh haben und zurückverlangen in ihr Dunkel und Schweigen? Und wenn ich dann von diesen Orten des Schlummers wieder in das Wogen der Menschheit zurückkehre und wohin ich auch gehen mag in dieser ungeheuren Stadt, immer und überall die Tausende sehe, die einander drängen, stoßen oder ausweichen — wo, frag' ich dann wohl, wo werden diese einmal Ruhe finden und wo, wo wird Platz sein für sie alle? Dann, wenn vielleicht durch eine der belebten Straßen

ein Leichenwagen kommt, nicht einer von denen, die mit schwarzen Federn geputzt und von zahllosen Equipagen gefolgt sind, sondern ein dürftiger, dessen schwarzes Zeug abgeschabt und grau geworden ist, der über das Steinpflaster rasselt, dessen Kutscher die Pferde zur Eile antreibt und hinter dem nur wenige Leute gehen — was, frag' ich mich dann, ist trauriger: einsam in einer solchen Stadt zu leben, oder einsam darin zu sterben?

Vielleicht war dieser Mann — doch ich will nicht philosophiren. Wenn es in Berlin Etwas gibt, was die Seele zu beruhigen vermag, nicht allein diejenige, die der frische Schmerz hierherführt, sondern eben so sehr die, welche der Betrachtung und des Aufblicks bedarf: so ist es gewiß ein Besuch auf unseren Kirchhöfen. Keine ländlichen Friedhöfe mehr, auf welche die Sonne des Himmels von Morgen bis Abend scheinen kann; und dennoch wie viel Grün, wie viele Blumen, wie viele Bäume — welche Gärten sind es und mit welch' rührender Liebe werden sie gepflegt! Ich erinnere mich einer Stelle aus dem „Skizzenbuch“ von Washington Irving: „Als ich in Berlin war,“ sagt er, „folgte ich dem berühmten Iffland zum Grabe. In der Pracht des Begräbnisses konnte man auch viel wirkliches Gefühl unterscheiden. Mitten in der feierlichen Handlung ward meine Aufmerksamkeit durch ein junges Mädchen angezogen; sie stand auf

einem mit frischem Rasen bedeckten Hügel, den sie ängstlich vor den Füßen der vorüberdrängenden Menge beschützte. Es war das Grab ihrer Eltern; und die Gestalt dieser liebenden Tochter erschien mir wie ein Denkmal, ergreifender als das kostbarste Werk der Kunst“ *).

Zwei Menschenalter sind seitdem vergangen, ein Grab nach dem anderen ist hier aufgeworfen worden und wieder eingesunken, vielleicht auch das, in welchem, zur Seite der Eltern, das junge Mädchen von damals ruht. Aber immer noch, auf der Granitplatte, an der Mauer des Jerusalemer Kirchhofs, strahlt der Name des großen Künstlers, welcher der kleinen Geschichte Washington Irving's ihr Relief und der schönen Handlung einer Namenlosen Etwas von seinem Glanze gegeben hat.

Die Begräbnißplätze vor dem Halle'schen Thore, die der Jerusalemer und Neuen Kirche, der Dreifaltigkeits- und Halle'schen Thorgemeinde, der Herrnhuter und böhmischen Brüdergemeinde, bilden einen weiten, zusammenhängenden Complex zwischen der Belle-Alliance- und der Pionierstraße. Aus der gedrängt vollen Straße tritt man in den gedrängt vollen Kirchhof — gedrängt voll von Gräbern, eines dicht am anderen, so daß man zuerst ganz verwirrt

*) Sketch-book, rural funeral, p. 107.

ist bei der Menge. Doch alle sind mit Grün bedeckt und die Abendsonne scheint über der Mauer herein. Die rothen und die blauen Blumen funkeln; und viele schwarz gekleidete Damen mit ihren Kindern sind an den Gräbern. Täglich, zur Sommerzeit, in den Abendstunden, kommen sie hierher; und glaube man nicht, wenn am Sonntag Nachmittag die bunte Menge durch die Belle-Alliance-Straße hinauszieht, fröhlich und unbesorgt an den Kirchhöfen vorbei, daß diese darum nicht auch ihre Besucher hätten. Dann regen sich hier hunderte von Händen und manches wunde Herz und manches verweinte Auge findet Trost in dem lieben, traurigen Thun. Wie gleichgültig würden uns diese Menschen sein, wenn wir ihnen draußen begegneten; wir sehen sie an einem Grabe und wir fühlen uns ihnen verwandt. Die Gemeinden dieser Kirchhöfe gehören zu den angesehensten und vornehmsten von Berlin. Viel von Dem, was, weit in die Vergangenheit zurück, den bürgerlichen Stolz, den Reichthum, den Ruhm dieser Stadt ausmachte, liegt hier begraben. Viele Denkmale sind da, mit Namen, welche die Welt nicht vergessen wird. Und dennoch — ihre Blumen und ihr Epheu sind ihr schönster Schmuck. Wenn man von der Belle-Alliance-Straße hereintritt, dann sieht man lange noch durch das Eisengitter das Gewühl der Menschen und das Rollen der Wagen folgt uns. Aber je weiter

man sich entfernt, desto stiller wird es und am Stillsten ist es längs der Baruther Straße. Da schaut nicht eine Caserne, sondern ein Schulhaus herüber; die Stimmen, die man vernimmt, sind Kinderstimmen und durch die Straßenöffnungen erblickt man das Weiß und Grün des Tempelhofer Berges.

Einsamer als dieser, der neue Jerusalemer Kirchhof, ist der alte Halle'sche, zu welchem man von der Pionierstraße her, durch einen Seitengang, gelangt. Man hat hier eher den Eindruck einer entlegenen Parkpartie, mit Heckenwegen und dunklen Alleen, als den eines Kirchhofs. Weite Strecken von Gräbern sind der Erde gleichgemacht; mit Ausnahme der Erbbegräbnisse, welche dauern, so lange der Kirchhof selber dauert, werden alle anderen nach dreißig Jahren wieder umgegraben und aufs Neue benutzt. Hier, unter den alten Bäumen, erhebt sich nur noch einzeln, da und dort ein Hügel oder ein Denkmal; und zwischen hohem, dunklem Gebüsch, mit einem zerbrochenen Thränenkrug oder einer umgestürzten Sandsteinurne am Wege, wandelt man dahin. Dennoch ist es erquickend zu sehen, wie selbst *diese* Gräber, wo nur noch eine Spur von ihnen ist, auch die ältesten von ihnen, erhalten werden. Freilich, Blumen sind selten auf diesem Kirchhof, von dessen Todten uns nun schon Generationen trennen; diese Zeichen der Liebe fehlen ebenso, wie die Besucher nur noch spärlich

hier vertreten sind. Rechts durch das Gitter sieht man den „Gottesacker der Brüdergemeinde"; hier erhebt sich kein Denkmal und flach auf den Gräbern liegen die Steine, als ein Zeichen, daß die darunter im Tode gleich sind, wie sie's im Leben waren. Nach links aber, durch einen Gang bejahrter Ulmen und Ebereschen und dicht mit Epheu bewachsener Pappeln führt der Pfad nach dem Dreifaltigkeits-kirchhof — und wie seltsam leuchtet das Roth der Azaleen in dem beginnenden Sommerabenddunkel und von den Gräbern her das Gelb der Sonnen-blume — wie feierlich der Himmel darüber, so tief und blau — „so ganz als wollt' er öffnen sich" ....

Auf diesem Kirchhof ist es still; man hört die Welt nur wie aus weiter Ferne. Sanfter Abend-sonnenschein kommt von Westen herein und es rauschen die Bäume. Hier an einem Leichenstein lese ich die Worte: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" — und es umschwebt mich eine Melodie als ob sie voraus-gesandt sei, mich zu führen und ich gehe ihr nach und mir ist wie Einem, der im Traume wandelt und ich stehe vor einem Grabe mit weißem Kreuz und der Inschrift in Goldbuchstaben:

Jacob Ludwig
Felix Mendelssohn-Bartholdy,
geb. zu Hamburg am 3. Feb. 1809, gest. zu Leipzig
am 4. Nov. 1847.

Ich erinnere mich, ich war noch ein Knabe, als die Trauerkunde vom frühen Hinscheiden Mendelssohn-Bartholdy's durch Deutschland ging und auch mich in meiner klösterlichen Schulzelle an der Weser erreichte; und ich weiß auch, welch geisterhaften Eindruck — denn damals war die Eisenbahn noch ganz neu — die Schilderung jener nächtlichen Fahrt auf mich machte, als die Leiche des Unvergeßlichen nach Berlin geführt ward, wo er in heimischer Erde ruhen wollte, zur Seite derjenigen, die von Kindheit an ihm die Theuerste gewesen. Nur wenige Monate vor ihm, im Mai 1847, war ihm die Lieblingsschwester gestorben und hier auf dem Dreifaltigkeitskirchhof begraben worden. Zu ihr zog es ihn hin, an die er — der beste der Brüder, der zärtlichste, derjenige, der mit ihr gleichsam nur ein geistiges Leben gelebt — doch „mit bitterer Reue" darüber dachte, daß er nicht mehr für ihr Glück gethan habe, daß er sie nicht mehr gesehen, nicht mehr bei ihr gewesen sei*). Nun wollte er sich nie mehr von ihr trennen — nun wollte er ewig bei ihr sein — und nun ruhen sie nebeneinander, Grab an Grab. Auf dem ihren erhebt sich eine rothe Granitpyramide, daran ihr Name geschrieben ist:

Fanny Nathalie Hensel

---

*) Die Familie Mendelssohn. III, 249.

und, in ihrer eigenen Melodie die schönen Worte von Eichendorff:

> Gedanken gehn und Lieder
> Fort bis ins Himmelreich.

Die Noten und die Worte sind kaum noch zu erkennen — denn das Gold auf Leichensteinen hält nicht sehr lang; aber eine Ranke vom Grabe des Bruders schlingt sich um das der Schwester und neben ihr zur anderen Seite ruht ihr Gemahl, Wilhelm Hensel, der Maler. Zur Seite Mendelssohn's liegen sein frühverstorbenes, jüngstes Kind, „der kleine Felix", und seine neunzehnjährige Tochter Felicie Henriette Pauline († 1863). Ein schwarzes Gitter umschließt die Gräber und dichter Epheu bedeckt sie. Schon färbte sich auf dem in der Mitte, dem hohen, dem, in welchem „stumm schläft der Sänger", eins und das andere Blatt roth — lau war die Luft und kein Mensch in der Nähe. So still war es, daß man nur das Rauschen des Abendwindes vernahm, oder dann und wann noch einen Vogel im Gebüsch und das Niederrieseln des Wassers, wenn die Kirchhofsgärtner kamen, um die Gräber zu begießen.

Nicht weit von diesen Gräbern, auf demselben Kirchhofe, sind drei andere — drei, doch auch sie wie zu einem geschlossen: Varnhagen's Grab, Rahel's Grab und das Grab der getreuen Dienerin, Doro-

thea Neuendorf, Rahel's Dore. So ganz umwachsen und verhüllt von Epheu sind diese Gräber und Steine, daß es schwer ist, bis zu den Inschriften und Namen zu dringen. Aber als sie nun vor mir standen, welche Fülle von Erinnerungen wurden mit ihnen wach, an das Haus in der Mauerstraße, das heute noch, innen wohl, aber außen kaum verändert, die Französische Straße hinuntersieht. Wie gut kenne ich noch das Eckfenster im ersten Stock und welch' eine glänzende Reihe von Berühmtheiten ging dort an den Blicken des jungen Studenten vorüber! Berühmtheiten der Literatur, Berühmtheiten der Gesellschaft; denn alle, von den Tagen der Romantik bis zu denen des „Atta Troll“, waren einmal durch diesen Salon gewandelt und hatten ihm einen Parfüm der Vergangenheit zurückgelassen, Etwas, das nach Staub und welken Blumen roch, wie ein altes Buch, das man aufschlägt. Aber wie berauschend war dieser Duft für uns, die heraufkommende Generation, und wie schwer wird es uns jetzt noch, in einer unterdeß so realistisch gewordenen Welt, anders als mit Pietät an diese Letzten einer Periode zu denken, in welcher die Romantik noch nicht todt war, was man auch sagen mochte, sondern dem Throne selber, der Politik, den Angreifern wie den Angegriffenen, der liberalen Opposition und sogar den radicalen Freiheitsbestrebungen ihren schillernden Man-

tel umwarf. Klug und praktisch sind wir erst viel später geworden, unser äußeres Leben reicher, unser inneres ärmer; jene Zeit aber war durchaus künstlerisch, durchaus literarisch oder belletristisch gestimmt; und ein Abschiedsglanz derselben fiel auf diesen altmodischen, an den Anfang des Jahrhunderts erinnernden Salon, in welchem ich noch einige von den Alten sah — ihn vor allen Anderen, den schönen Greis mit dem Silberhaar, dem eisernen Kreuz auf der Brust und „demselben feinen Lächeln“, welches Heine schon bezaubert hatte*), hinter welchem sich aber etwas Scharfes und Ironisches verbarg. Tages über hielt er sich in seinem, an den Salon stoßenden, hohen und geräumigen Cabinet, zu welchem nur Wenige Zutritt hatten. Hier, an seinem Arbeitstisch, in der Mitte des Zimmers saß er, jahrelang, horchend auf das Geräusch der Welt, die vertraulichen Worte seiner Freunde aufzeichnend, ihre kleinsten Billets registrirend und über Personen und Zustände harte Dinge niederschreibend in einer zierlichen Handschrift und dem Geheimrathsstil Goethe's. Die Wände waren ganz mit Büchern bedeckt, darunter zahlreiche Schachteln und Schächtelchen, sorgfältig etiquettirt und nach dem Alphabet geordnet. Aus ihnen sind, nach seinem Tode, jene „Impietäten“ ans

---

*) In der Widmung des „Atta Troll“.

Licht gekommen, welche vorübergehend einen Schatten auf die große Gestalt Alexander's von Humboldt warfen und den Ruhm Varnhagen's so sehr getrübt haben, daß man immer noch seinen Namen nur mit einer gewissen Reserve nennt. Aber wenn wir gerecht sein wollen und die damaligen Verhältnisse bedenken, die politischen allgemeinen und seine besonderen, persönlichen, so werden wir sagen: dieser Mann hat, zur Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung, zu der Zahl Derer gehört, welche den Umschwung und Aufschwung vorbereiten halfen; er hat als Soldat in den Befreiungskriegen und als Diplomat in den Staatsgeschäften seine Dienste geleistet — und wie hat man ihm gedankt? Mag Gereiztheit ihm die Feder geführt und Bitterkeit sie getränkt haben — er hat niemals ein Wort geschrieben, in welchem seine Liebe zu Vaterland und Freiheit, oder seine Hoffnung auf die Zukunft sich verleugnet; und in meinem Herzen wird die Erinnerung daran leben, wie freundlich, theilnahmsvoll und hilfreich er gegen die Jugend war. — In den Salon kam er nur zu den berühmten Café's seiner Nichte, Ludmilla Assing, welche dem Onkel das Haus führte, und bei großen Empfängen. Bei solchen Gelegenheiten sah ich hier den General Pfuel: trotz seiner Jahre noch ein rüstiger Mann, der des Winters in der Spree badete; dann zuweilen Bettina von Arnim, die Wunderliche, die Geniale —

Ach, es ist vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik ....

— — — —

Nur daß oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton ....*)

Hier auch in diesem Salon sah ich zuerst Ferdinand Lassalle, damals ein junger Mann, von dem die Welt noch nichts wußte, dessen Bedeutung aber seine näheren Freunde schon voraussahen, — keiner mit einer so richtigen Erkenntniß des Charakteristischen in Lassalle's Erscheinung, mit einem so divinatorischen, prophetischen Blick für sein Schicksal und sein Ende, wie Heinrich Heine. „Herr Lassalle," so heißt es in dem Einführungsschreiben, welches er ihm an Varnhagen mitgab, „ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, der nichts von Entsagung und Bescheidenheit wissen will ... Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren doch vielfach glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftod entgegengehen**)."

Rahel war schon zwanzig Jahre todt, als ich in Varnhagen's Haus kam. Aber ihr Bild hing an der Wand, ihr Geist wehte noch in diesen Räumen und

*) Atta Troll, Caput XXVII.

**) Briefe von Heinrich Heine. III, 54.

Dore lebte noch — wie manchmal hat Dore mir die Thüre geöffnet und mich dabei freundlich angelächelt mit dem guten Gesicht aus der alten Zeit. In Dore's Armen ist Rahel gestorben. Als in ihrer letzten, schweren Krankheit Dore sie einmal „gnädige Frau“ nannte, da rief sie: „Ach was, es hat sich ausgegnädigefraut! nennt mich Rahel!“ Und fünf Tage vor ihrem Tode wandte sie sich an den neben ihrem Bette sitzenden Varnhagen: „Welche Geschichte!“ — rief sie mit tiefer Bewegung aus — „eine aus Aegypten und Palästina Geflüchtete bin ich hier und finde Hilfe, Liebe und Pflege von euch! . . . Mit erhabenem Entzücken denk' ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschickes, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht' ich das missen*).“

So starb sie; und nur durch eine Mauer von ihr getrennt, auf dem alten, jetzt von der Barutherstraße begrenzten Jerusalemer Kirchhof liegt eine andere Jüdin — eine und vielleicht die vorzüglichste von denen, welche dem geistigen Leben Berlins am Ende

*) Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. I, 43.

des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts die Signatur gaben — die Freundin Schleiermacher's und der Schlegel, von dem jugendlichen Börne schwärmerisch geliebt und später, als diese hoffnungslose Flamme verraucht, bis an das Ende seines Lebens aufrichtig verehrt. „Henriette, verw. Hofräthin Herz, geb. de Lemos" heißt es auf ihrem Grabstein. Sie trat erst in reiferen Jahren zum Christenthum über, als ihre alte Mutter todt und ihr Gemahl, der Hofrath Marcus Herz, auf dem nunmehr längst geschlossenen jüdischen Friedhof in der Großen Hamburgerstraße ruhte. Rahel war, nach dem Bilde, das ich von ihr gesehen, eine Frau mit zwar höchst geistvollen, keineswegs aber regelmäßigen oder anmuthigen Zügen; sie hatte vielmehr etwas Starkknochiges, Unweibliches. Henriette Herz dagegen war eine Schönheit, orientalisch, dunkel, von üppigen Formen, mit prachtvollem Haarwuchs, leuchtenden Augen, feinen, schwarzen Brauen, mit einem Anflug griechischer Classicität im edlen Profil, Stirn, Nase, Mund. Dorothee Therbusch hatte sie als Hebe gemalt; Gottfried Schadow ihre Büste modellirt. Noch kurz vor ihrem Tode, im Jahre 1847, besuchte König Friedrich Wilhelm IV. die dreiundachtzigjährige Greisin in ihrer Sommerwohnung im Thiergarten; sie starb im Genuß eines durch Alexander von Humboldt vermittelten Gnadengehaltes aus der Privatschatulle des Monarchen. Mit

ihr ging eine der Letzten dahin aus jenem „geistreichen Berlin“, welches jetzt nur noch in der Sage lebt.

Wenn man, wenige Schritte von diesem Grabe, die Gräber der großen Schauspieler und Schauspielerinnen aus derselben Periode sieht, — das von Iffland und der Bethmann, von Fleck, von der Crelinger und dem alten, ewig jungen Gern — wäre man dann nicht versucht, von der dramatischen Kunst dasselbe zu sagen, wie von dem allgemein geistigen Leben und von der Literatur dasselbe, wie von der dramatischen Kunst?

Ja, ich bin nun einmal ein Alter, wenn vielleicht noch nicht ganz von Jahren, doch in meinen Erinnerungen; und weit, weit aus der Vergangenheit, klingt mir ein Vers, den ich auf der Schule gelernt habe:

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schütt'le mein graues Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder;
Die lang ich vergessen geglaubt —

Die Dämmerung sinkt herab und ich wandre noch immer unter Gräbern — und hier, auf dem Neuen Jerusalemer Kirchhof ist eins — eine Linde steht darüber und auf dem Grabsteine, beim schwindenden Lichte des Tages, les' ich:

Adalbert von Chamisso,
geb. 30. Januar 1781; gest. 21. August 1838.
Antonie von Chamisso,
geb. Piaste,
geb. 30. October 1800; gest. 21. Mai 1837.

Ein Grab, ein Stein für Beide, reich mit Epheu umwunden und ein Kranz darauf von Lorbeerblättern mit Astern und weißen Rosen. Er hatte sich mit der Achtzehnjährigen vermählt, die er im Hause Hitzig's aufwachsen sah und mit der er, da sie noch ein Kind war, gespielt. Sie starb früh und er hat sie nur um ein Jahr überlebt; er, der ein Wandrer, ein Fremder, ein Franzose, zu uns kam und nach Allem, was er an Liebe, Freundschaft und Ruhm hier gefunden, um nichts bat, als ein Grab in deutscher Erde:

O deutsche Heimath! —

— — — — —

Wann müd am Abend seine Augen sinken
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Und noch ein Vers aus ferner Knabenzeit wird in mir wach und leise sprechen ihn die Lippen nach:

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr . . .

Vor nicht langer Zeit, an einem Sommernachmittag im Jahre 1880, fand in dem Hause, Friedrichstraße Nr. 235, eine schöne Feier statt. In diesem Hause hat Chamisso gelebt. Vorher hatte er in Schöneberg, dicht beim Botanischen Garten, dessen Custos er war, eine kleine Wohnung. Als diese 1822 durch Feuer zerstört ward, zog er

in die Stadt, in dieses Haus der Friedrichstraße, welches er bis zu seinem Tode, 1838, nicht mehr verließ. Dessen zu pietätvollem Gedenken schmückte nun der gegenwärtige Besitzer, ein Erzgießer, das Haus mit einer selbstverfertigten Bronzetafel, welche die betreffenden Daten und das wohlgelungene Medaillonporträt des Dichters enthält. *) Hinter dem Hof ist ein Garten, jetzt wohl von Mauern eingeschlossen, aber immer noch mit den alten Kastanien, unter welchen Chamisso gewandelt, und dem Gartenhäuschen, in welchem er sinnend, dichtend oft geweilt. Hier, an jenem Junitage, dem 26., waren seine Söhne, seine Töchter, seine Enkel versammelt, und von hier führte der freundliche Wirth uns in die Räume des ersten Stocks, in welchen der Dichter so viele Jahre gelebt. Das Haus ist eines von denen, wie sie damals zu den vornehmen gehört haben mögen — zweistöckig, mit hohen Fenstern, und zu jener Zeit, als es fast noch in den Feldern lag, gewiß auch beschaulich genug. Jetzt, welch' eine veränderte Welt! Wo Chamisso damals an jedem Morgen vom Halle'schen Thor aus quer durch Wiesen und Kornblumen nach dem Botanischen

---

*) Das Haus ist im März 1884 abgerissen worden, aber auch den inzwischen entstandenen prächtigen Neubau schmückt das Dichterbild mit der Unterschrift auf Granit: „Hier lebte Chamisso bis zu seinem Tode im Jahre 1838.

Garten ging, da sind die colossalen Güterbahnhöfe der Anhalter und Potsdamer Bahn und um sein einst ländliches Haus rollt und wogt der Straßenverkehr der Großstadt. Aber dem Wandrer, der des Weges kommt, thut es wohl, das Bild des Dichters zu sehen, wie es mit den ehrwürdig langen Haaren und dem Gesicht voll Anmuth, Freundlichkeit und Ernst in das unaufhörliche Treiben der längsten und lärmendsten Straße von Berlin hineinschaut. Und wenn man in den Hof geht, in welchem jetzt Fabrik an Fabrik sich reiht, so erblickt man in dem Nebengebäude rechts ein kleines Fenster. An diesem Fenster war's, wo Chamisso die alte Waschfrau gesehen, der er eines seiner schönsten Lieder gesungen und der er nach Jahren, als sie, von des Alters Last gänzlich niedergedrückt, nicht mehr arbeiten konnte, ein zweites sang, das zur Wohlthätigkeit für sie aufrief:

Ihr Frau'n und Herr'n, Gott lohn' es euch zumal,
Er geb' euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen!
Denn wohl vor Allem, was man Güter heißt,
Sind's diese beiden, die man billig preist:
Ein hohes Alter und ein rein Gewissen.

Die alte Waschfrau hat ihren Dichter überlebt: noch in demselben Jahre, wo er das zweite Lied für sie gesungen, folgte er seiner vorangegangenen Gattin. Aber ein Anderer kam, ein Jüngerer — Einer, der

nun auch schon im Grabe ruht, Franz Dingelstedt; und in herrlichen Terzinen sang er ihm die Todtenklage:

Wo habt Ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den eng beschränkten Port,
Darein der Weltumsegler sich gerettet.

Ihr zeigt auf jene dürre Scholle dort,
Wo falbes Herbstlaub rieselnd niederregnet;
Hier ruht er, sagt mir Euer Trauerwort.

O sei, du heilig Dichtergrab, gesegnet;
Du birgst ihn, dem mein Geist viel tausendmal,
Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet!

— — — — — — —

Noch ein Grab ist hier, auf der entgegengesetzten Seite des Kirchhofs, nicht weit von einer hohen Pappel, welche den Weg zu demselben zeigt, ein völlig eingesunkenes Grab mit einem ovalen Sandstein, der in nunmehr auch fast erloschenen Zügen die Inschrift trägt:

E. T. W. Hoffmann*),
geb. Königsberg i. Pr. d. 24. Januar 1774,
gest. zu Berlin d. 25. Juny 1822.
Kammer GerichtsRath
Ausgezeichnet
im Amte
als Dichter
als Tonkünstler
als Maler.

*) Bekanntlich rührt das „E. T. A. Hoffmann“ auf seinen Schriften von einem Schreibfehler eines seiner ersten Manuscripte her, den er nachmals nicht mehr verbessern wollte.

Der hier ruht, war im Leben ein guter Kamerad Chamisso's und der anderen Serapionsbrüder, Hitzig's, Contessa's, de la Motte Fouqué's, — ein liebenswürdiger Gesellschafter, und geliebt von seinen Freunden — leichtsinnig, leichtlebig, mit dem Herzen eines Kindes, das keiner Versuchung widerstehen kann, aber genial, eine Künstlernatur mit einer krankhaft feinen Empfindung für die Mißtöne des Lebens und, wenn er vom Dämon besessen war, mit seinen kleinen grauen Gespensteraugen in den Abgründen der Nacht und der Menschenseele lesend, wie in einem aufgeschlagenen Zauberbuch, und seinen Zuhörern Geschichten erzählend, daß ihnen die Haare zu Berge standen. Es hängt ein Bild in der Weinstube von Lutter und Wegner, in der Charlottenstraße, eine Lithographie, in Farben ausgeführt. Da sehen wir an einem hölzernen, mit grünem Wachstuch überzogenen Tisch, auf welchem Champagnerflaschen stehen, zwei Männer — den Einen, mit wunderlich eckigem Gesicht, seltsam nach vorn gezogenem halbrunden Backenbart und aufgesträubtem Haar, wie das einer Katze, das Funken sprüht, sonst aber ganz bedächtig, mit halbgeöffneter Hand und leicht geöffnetem Mund, während der Andere, gegenüber, der mit dem scharf und fein umrissenen Profil und den großen dunklen Augen, entsetzt zurückschreckt, so daß er den in seiner Rechten zitternden Champagnerkelch fester hält und

mit der Linken sich in das braune Gelock seines Hauptes fährt. Der Erzähler ist E. T. A. Hoffmann und der Zuhörer Ludwig Devrient, — auch er, der Kaufmannssohn aus der Brüderstraße, eine große, dämonische Natur — der größte Bühnenkünstler des Jahrhunderts .... Und wie ich hier stehe, unter der Pappel des Jerusalemer Kirchhofs, deren Blätter im Abendwinde wehen, in der Dämmerung, im Zwielicht, wie zwischen diesseits und jenseits, da taucht jenes geisterhafte Bild vor mir auf und ich meine, Tritte zu hören, leise, schlurfende, und den Klang von Glas gegen Glas .... Devrient ist es, der von Sehnsucht nach dem Freunde gequält, manchmal hierherkommt, in der Nacht, um am Grabe mit dem Todten zu trinken .... Doch auch dieser Schatten gleitet hinab — die Schritte, die ich gehört, kommen von draußen, aus der lebendigen Welt; und die Klänge sind Musik aus dem Sommergarten des Belle-Alliance-Theaters ....

Und hier bin ich wieder auf der Straße. Es ist Abend und die Lichter werden angezündet. Langsam wende ich meinen Weg der Stadt zu, aus dem Berlin der Vergangenheit in das der Gegenwart und des Augenblicks. Aus dem Dunkel der oberen Friedrichstraße tret' ich bei der Kochstraße plötzlich in die Tageshelle der großen Sonnenbrenner, während die spärliche Beleuchtung der einmündenden Seiten-

straßen mir gleichsam den Contrast der alten und der neuen Zeit andeutet, bis von der Leipzigerstraße her das elektrische Licht aufschimmert — immer, und wenn man es auch an jedem Abend sieht, aufs Neue frappant und überraschend. Die Fluth von Licht, von Menschen und Wagen, geräuschlos auf dem spiegelglatten Asphalt dahinrollend, die Pracht der Läden und der Reichthum der Schaufenster umgibt mich — das Berlin unserer Tage, das große, kaiserliche Berlin. Ich aber suche das Haus an der Ecke der französischen und Charlottenstraße auf, das mit den beiden Säulen und den tiefen Kellern, aus welchen es nach altem Wein riecht. Ich trete in die wohlbekannte Stube, linker Hand, und setze mich an den Tisch in der Ecke, einen schlichten hölzernen Tisch, mit grünem Wachstuch überzogen. Alte Bilder hängen an den Wänden, Bilder von Jenny Lind, von Hamburg vor dem Brande, von der Harburger Brücke, als diese noch von Holz war und Soldaten darüber hinzogen mit Tschacko's und Federbüschen; vor Allem aber Bilder von Schauspielern und alte Theaterzettel. Um diese frühe Stunde des Abends ist es noch stille hier und ich sitze ganz allein. Aber nach und nach setzen sich Männer zu mir, einige die ich gekannt, andre die ich nicht gekannt habe, jedoch alle mir so vertraut, daß ich wie unter Freunden bin. Dort an der Wand, das dunkle Porträt, wird

lebendig — es ist Ludwig Devrient; das Bild daneben fängt an mit den kleinen, grauen Gespensteraugen zu zwinkern — es ist E. T. A. Hoffmann. Hier über mir rührt sich ein andres, ein feines, sarkastisches Gesicht und deutet mit jenem Blick, der uns oft zu Thränen gerührt und oft zu unauslöschlichem Gelächter hingerissen, nach einer Inschrift, hinter Glas und Rahmen, neben dem Ofen — ich lese:

„Gleichgültigkeit gegen den Champagner ist Heuchelei. Stelle Dich nicht kalt, wenn er kalt gestellt wird.

Theodor Döring,
Kgl. Hofschauspieler."

Wir sind bei Lutter und Wegener.

Auf denn! wenn noch Tugend in der Welt ist — Wilhelm! Eine Flasche Champagner; und trinken wir auf die Todten — auf die, welche niemals sterben! . . . .

Das Werden und Wachsen unsrer Stadt.

(Juni 1884.)

I.

Ich bitte den Leser, mit mir den höchsten Punkt von Berlin, nämlich den Rathhausthurm, zu erklettern. Es ist übrigens kein ganz geringer Weg — 405 Stufen einer steinernen Wendeltreppe, die schnurstracks in die Höhe geht, mit allerlei Stationen und Bänken zum Ausruhen, und zehn bis zwölf Minuten unaufhörlichen Steigens. Man fühlt es, wenn man oben ist. Nun aber sind wir im Herzen der Stadt und sehen auf sie herab. Es ist ein imposanter Anblick. Häuser und Straßen und Plätze und Thürme, so weit das Auge reicht — mit hier einem Aufblitzen des Wassers und dort einer dichteren Masse von Grün — der Norden und Westen hell und sonnig, der Osten und Süden dunstig von den Rauchschichten der Fabriken, welche der Wind hinübertreibt — und das Alles rings um uns in einem ungeheuren Kreise gelagert, dessen Centrum unser Standpunkt ist und um dessen Peripherie sich schwache bläuliche Höhenzüge zusammenschließen — Berge nennt sie der Berliner, in Wirklichkeit Sandhügel, der höchste nicht höher als dreißig Meter.

Wenn man in London Holborn-Hill hinab- und Snow-Hill hinaufsteigt, oder in Paris die Spitze des Montmartre, der Buttes Chaumont erklimmt, so merkt man, daß man sehr soliden, bergigen Grund unter den Sohlen hat. In Berlin, wo es nicht gepflastert ist, geht man immer weich, auf Sand. Nicht daß die natürliche Plastik von Hebung und Senkung dieser Landschaft ganz fehlte; wenn auch schwach, ist sie doch deutlich. Berlin liegt in einem Flußthal, man könnte sagen, aus dieser Höhe gesehen, in einem weiten Kessel mit sehr flachen Rändern. Den größeren Theil dieser Niederung füllt Berlin aus, schwillt im Süden, Osten und Norden an diesen Rändern empor und mit Hilfe des Fernrohrs, welches der Magistrat uns zur Verfügung gestellt, oder eines Opernglases, welches der wachthabende Rathsdiener in Bereitschaft hat, können wir die leichte Steigung dort des Tempelhofer und Kreuzberges, hier des Friedrichhains und Humboldthains, mit Pfefferberg und Wollank's Weinberg dazwischen wohl unterscheiden. Im Westen streicht die Linie des Grunewalds, als dessen höchsten Punkt wir, über Charlottenburg, den Wasserthurm des Westend und den Spandauer Bock (ich bin für den Namen nicht verantwortlich!) mit dem Kirchthurm von Spandau dahinter erkennen.

Der bleibende Zug im Bilde dieser Stadt, einst wie jetzt, derjenige, der für ihr Entstehen bestimmend

gewesen und ihre Weiterentwicklung beherrscht hat, ist der Fluß, die Spree, welche tief unten zu unseren Füßen sich theilend und wieder vereinigend, unter Brücken verschwindend und zwischen Straßenquarrés wieder zum Vorschein kommend, still und anspruchslos dahin zieht — sie, die älteste, einzig überlebende Zeugin von Berlins Werden und Wachsen. Denn wie der Holländer sagt: „Das Wasser von Gott, und von uns die Ufer".

Wer sich einen Begriff davon machen wollte, was das Ufer war, bevor es bebaut worden, der brauchte, vor zehn oder fünfzehn Jahren, im Weichbild der Stadt selbst nicht weiter zu gehen, als etwa bis zum Cottbuser Ufer. Heute muß er allenfalls schon zum Schlesischen Thor hinauswandern, auf dem rechten Ufer bis Erkner, auf dem linken nach Cöpenick, zwischen einer Villencolonie und der andren. Da hat er noch immer den Sand, die Haide, den Kiefernwald und — wenn er zur rechten Zeit und an den rechten Ort kommt — auch den Sumpf und den Morast. Auf solchem Grund ist Berlin gebaut; einige seiner glänzendsten Viertel erheben sich auf Strecken, wo noch vor zwanzig Jahren kein Wagen fahren konnte.

Dennoch ist immer die Spree das belebende Princip von Berlin gewesen, der Maß und Richtung gebende Factor seiner allmäligen Ausdehnung, seiner

Organisation und Verwaltung. Immer hat sie die Stadt in zwei fast gleiche Hälften getheilt; dieses Verhältniß bestand, als sie nur die beiden kleinen, am Flusse sich gegenüberliegenden Niederlassungen umfaßte; und es besteht noch heute, wo die Häusermassen auf Meilenweite das ganze Land bedecken. Immer bildete die Spree die Grenzmarke zwischen dem Lande Barnim hier auf dem rechten, und dem Lande Teltow dort auf dem linken Ufer; und dieses Merkmal von ursprünglich politischer Bedeutung hat sich gleichfalls für die beiden Stadthälften erhalten, von welchen in administrativer Hinsicht der eine zu dem Niederbarnimschen, der andere zu dem Teltower Kreise gehört, deren Landräthe beide ihren Sitz in Berlin haben.

Doch — ich kann den Leser nicht für immer hier oben belassen auf dem Thurm im Lande Barnim, der da hinschaut gegen das Land Teltow, wo man „Rüben und Cadetten“ zieht, wie Dingelstedt sang (1841), als es noch nicht einmal ein Cadettenhaus in Lichterfelde gab. Also steigen wir denn abwärts, mit einer Empfindung im Rücken, als ob wir von Rigi-Culm herunter kämen, und wir sind wieder in Berlin, der flachsten, rationellsten und prosaischsten aller Städte.

Freilich, dies Berlin mag, für den Fremden wenigstens, jeden Reizes der Umgebung und Ver-

gangenheit entbehren; es hat keine sog. pittoresken Straßen, nur wenige wirklich alte Bauwerke (und auch diese von sehr bescheidenem Kunstwerth) aufzuweisen. Aber es besitzt dafür den eminent modernen Vorzug der äußersten Klarheit und Deutlichkeit seiner Geschichte, von den Anfängen an. Kein Wunder! Ist doch dieses ganze Berlin, mit Allem, was dazu gehört, kaum mehr als sechshundert Jahre alt. London war bereits ein Speicher für die Güter des Continents, ein Platz, wo die fremden Kaufleute verkehrten, und Paris ein Sitz der Studien, eine berühmte Universität, die Stadt der feinen Sitte, des guten Geschmacks und der Mode, tonangebend für die mittelalterliche Welt; zu Wien in der Hofburg, das Rauschen der Donau begleitet vom Gesange der Nibelungen, saßen schon die Fürsten des Hauses Oesterreich, als von Berlin noch so gut wie keine Spur war auf Erden. So jung ist Berlin, wenn man es an dem Alter der beiden europäischen Städte mißt, denen es sich dem Rang und der Reihe nach jetzt anschließt, und es mit der dritten vergleicht, die es hinter sich gelassen hat. Etwas Aehnliches von rapidem Wachsthum könnte nur in dem Beispiel amerikanischer Städte gefunden werden; woher es denn vielleicht kommen mag, daß von allen Ausländern, die Berlin besuchen, die Amerikaner und deren noch jüngere Vettern, die Australier, sich am

leichtesten in unserer Stadt zurechtfinden und am sympathischsten von derselben angesprochen fühlen. Als ob sie zu Hause wären, sagen sie. In der in Melbourne erscheinenden „Imperial Review“ las ich kürzlich (October 1883): „Der reisende Australier sieht sich enttäuscht in Paris und Rom; aber in Berlin findet er das Melbourne des Continents. Da ist keine Lücke zwischen der todten Vergangenheit und der lebendigen Gegenwart, wie in Rom und Paris. Das Leben der jugendlichen Stadt ist ein ununterbrochenes gewesen. Es ist die Hauptstadt eines kommenden, nicht eines scheidenden Volkes.“ Wenn man es genau nehmen will, ist Berlin wirklich nicht viel älter, und in einem gewissen Sinne sogar jünger als die hauptsächlichen Städte der Vereinigten Staaten; denn diese fingen gleich compacter und in einem größeren Stil an. Als New-York gegründet wurde, im Jahre 1612, war von Berlin noch nicht mehr vorhanden, als das ungefähr, was jetzt den Postbezirk Berlin C bildet; und bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts blieb es eine Stadt, die sich mit Brandenburg und Stendal, mit Frankfurt a. O. und Prenzlau nicht messen konnte. Kaum vier oder fünf seiner damaligen Baudenkmale haben sich erhalten, und sie sind nicht einmal charakteristisch. Berlins monumentale Vergangenheit beginnt mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und sein großes Jahr-

hundert in der That war das achtzehnte. Aber dennoch und Alles in Allem genommen, ist Berlin eine Neunzehnte-Jahrhundert-Stadt, und das, was sie zu ihrem gegenwärtigen Rang unter den Städten Europa's und der Welt emporgehoben hat, kann in Wahrheit nicht weiter zurück datirt werden, als ein halbes Menschenalter.

II.

Um die Zeit, als in Friedrich II., dem Enkel Barbarossa's, die Herrlichkeit des deutschen Reiches kurz vor dessen unaufhaltsamem Niedergang sich noch einmal zu erneuern schien, als Wolfram von Eschenbach dichtete, Walther von der Vogelweide sang und die gothische Baukunst in den Domen und Münstern zu Freiburg, zu Wien, zu Köln am Rhein, zu Straßburg, zu Marburg an der Lahn erhabene Werke schuf, die wir heute noch bewundern: um diese Zeit sehen wir, ziemlich undeutlich, aus den Flußnebeln der Spree zwei Niederlassungen auftauchen; Fischerhütten aus Lehm errichtet, ein weniges Ackerland, dem Sumpf abgewonnen, Kähne, hinüber- und herübergehend von einem Ufer zum andern, und Männer darin von niederdeutscher, sächsischer Herkunft. Ihre Väter hatten schon einmal in diesen Gegenden gesessen; aber sie waren lange zurückgedrängt worden durch die Wenden,

welche hier ein großes Reich begründet und deren Fürsten Jahrhunderte hindurch in Cöpenick Hof hielten. Spuren der Wendenherrschaft sind noch überall, in und um Berlin, erkennbar; im Spreewald, wenige Stunden von Berlin entfernt, wird noch heutigen Tags wendisch gesprochen, gesungen und gepredigt. Mit dem ersten der Askanier, welcher die Mark als Lehn empfing, Albrecht dem Bären, dem ersten Markgrafen von Brandenburg, begann um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Germanisirung dieses damaligen Grenzlandes, und unter seinen Enkeln, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, war sie vollendet. Der Barnim und das Land Teltow waren erobert und die Stelle an der Spree erreicht, welche zu Verkehrszwecken den bequemsten Uebergang von der einen Landschaft in die andere, sowie den geeignetsten Punkt zur strategischen Sicherung derselben bot. An dieser Stelle theilt die Spree sich in zwei Arme, eine Insel von nicht beträchtlichem Umfang bildend, hinter welcher sie sich wieder schließt. Dieser Insel, wegen ihrer hügeligen Beschaffenheit von den Wenden Kollen, Cölln genannt, und wegen ihrer Lage von entscheidender Wichtigkeit für die Behauptung des Flusses und seiner Ufer, scheinen die Deutschen sich zuerst bemächtigt zu haben. Sie fanden hier ein wendisches Fischerdorf vor, bauten eine Kirche, welche sie dem heil. Petrus, dem Schutz-

patron der Fischer, weiheten und erlangten im Jahre 1232 Stadtrecht.

Etwas später finden wir am rechten Ufer gegenüber eine zweite Stadt mit gleichfalls wendischem Namen, das Berlin, der Platz, die Landungsstelle. Beide Städte werden urkundlich zum ersten Mal genannt in Verbindung mit einem gewissen Simeon, einem Geistlichen, welcher gelegentlich eines Vergleiches, dem er assistirt, im Jahre 1237 als Pfarrer von Cölln bezeichnet wird, und sieben Jahre später, 1244, in der Eigenschaft eines Propstes von Berlin erscheint. Mit diesen Zahlen beginnt die Geschichte der beiden Städte, von welchen diejenige jüngeren Ursprungs die Schwester bald, bis auf die Präponderanz des Namens, überflügelt. Die Bewohner des Berlin hatten ein breiteres Terrain und einen günstigeren Boden, als die des eng vom Wasser umschlossenen und sumpfigen Cölln. Sie konnten sich leichter und rascher ausdehnen. Sie bauten ihre Kirche dem heil. Nikolaus, dem Schutzpatron der Schiffer und Kaufleute, sie hatten, wie wir gesehen, im Jahre 1244 ihren Propst und im Jahre 1253 galt ihre Stadt als Musterstadt für andere neugegründete Städte*).

So kam es, daß im Laufe der Zeit die Stadt

*) Fidicin, Berlin, historisch und topographisch, S. 4.

auf dem rechten Ufer die Stadt auf dem linken, und manche mittlerweile hinzugekommene Stadt und manches Dorf obendrein in sich gleichsam aufnahm und allen zusammen endlich seinen Namen gab. Amtlich jedoch besteht der Unterschied zwischen Berlin und Cölln noch heutigen Tages fort. Immer noch haben wir einen Stadttheil Alt-Cölln und einen Stadttheil Neu-Cölln, und in letzterem eine Straße (oder vielmehr eine Häuserreihe), Neu-Cölln-am-Wasser; nicht nur die Namen des Cöllnischen Fischmarkts, der Fischerstraße, der Fischer- und der Inselbrücke haben sich erhalten, auch ein gewisses amphibisches Aussehen dieser Gegend, der Fischgeruch, der in ihr herrscht, die Kübel und Netze, die hier beständig zu sehen sind, erinnern noch immer an die alte Zeit und an das alte Gewerbe der Fischer von Cölln. Mit ihrer Kirche hatten sie kein Glück; einmal abgerissen und zweimal abgebrannt, wurde sie dreimal wieder aufgebaut, und auf dem alten Petriplatze erhebt sich jetzt eine neue Petrikirche. Aber die Kirche, welche die Kaufleute von Berlin ihrem Schutzpatron bauten, die Nicolaikirche, steht heute noch; der Thurm aus dem Granit der Wanderblöcke, die sich in dieses steinarme Land verirrt, das Spitzbogenportal niedrig, schwerfällig, gothische Formen, in roher Behandlung, wie man sie von diesen Ansiedlern ohne Vergangenheit und Vorbilder erwarten konnte, die Wand ein

paar Mal durch kleine, rundbogige Fenster und kreisförmige Oeffnungen durchbrochen — kein Kunstwerk, aber dennoch ein ehrwürdiger Anblick für uns, diese Kirche des 13. Jahrhunderts, wenn wir sie, seitab von dem Geschäftsverkehr der Poststraße, in ihrem stillen Hofe liegen sehen — das älteste Baudenkmal unsrer Stadt, und — mit Ausnahme der etwas jüngeren Marienkirche — das einzige, welches uns direct mit dem ersten Anfang derselben verknüpft*). Berlin ist keine alte Stadt; aber es ist doch Etwas, zwei Kirchen zu haben, welche so alt sind, wie die Stadt selbst; ihre ganze Geschichte wird uns dadurch anschaulicher, wir stehen ihr persönlich näher und sie greift täglich noch, ernst und erhebend, in unser gegenwärtiges Leben ein.

Bis ans Ende des 13. Jahrhunderts wachsen die jungen Städte nebeneinander fort, durch den Fluß getrennt, jede mit ihren selbstgewählten Rathmännern und Altermännern, jede mit ihrem eigenen Rathhaus, an den identischen Stellen, wo, mannigfach erneuert, das eine wie das andere heute noch steht. Aber im Anfange des 14. Jahrhunderts vollzieht sich die Vereinigung, die so natürlich erscheint und für die Zukunft so entscheidend ist; Anfangs nur lose, durch Kämpfe befestigt, durch Gewalt wieder

---

*) Woltmann, Die Baugeschichte Berlins, S. 7.

aufgehoben, aber dennoch unzerstörbar. Im Jahre 1307 wählten Berlin und Cölln einen gemeinschaftlichen Rath und in der Mitte der langen Brücke, die damals von Holz war, über der Spree, da wo heute das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten steht, wird ein gemeinschaftliches Rathhaus gebaut. Die Tendenz der mittelalterlichen Städte, das Streben nach Macht und Unabhängigkeit, in einer Zeit, wo die Reichsgewalt nicht mehr stark genug war, ihm Einhalt zu thun, und der Territorialstaat sich noch nicht gebildet hatte, wiederholt sich auch hier. Man muß freilich einen sehr bescheidenen Maßstab anlegen, wenn man an die großen deutschen Städte denkt, welche zu dieser Zeit schon alte Sitze der Cultur waren und den Gipfel ihrer Macht und ihres Reichthums, die Blüthe ihres Handels und ihrer Kunstthätigkeit erreicht hatten: an die Hansastädte im Norden und an die freien Reichsstädte im Süden, welche den Verkehr mit Italien und dem Orient vermittelten. Aber was Berlin und Cölln in all' ihrer Unbedeutendheit mit den anderen deutschen Städten, Hansestädten und freien Reichsstädten gemein hatten und was mit der allgemeinen Lage zusammenhing, das war der republikanische Zug, der durch die Schwäche des Kaiserthums begünstigt, das Meiste zur inneren Auflösung des Reichs beigetragen und der Bildung der Landeshoheit lange

widerstrebt hat. Wenn auch sonst in vielen Stücken, in diesem Betracht blieben die beiden jungen Städte an der Spree nicht hinter dem Beispiel der übrigen zurück. Das Erste, was sie thaten, nachdem sie sich administrativ vereinigt hatten, war, eine Mauer zu bauen sechs Fuß dick, dreißig Fuß hoch, der untere Theil aus Feldsteinen, der obere aus Mauersteinen, und an den Thoren mit festen Thürmen. Die Mauer war zu strategischen Zwecken gemacht; aber hinter und innerhalb derselben verschmolzen die beiden Städte factisch zu einer und die ältere, aber kleinere, Cölln, war damit zufrieden, als Stadttheil in der jüngeren, aber größeren aufzugehen. Beinahe hundert Jahre lang, vom Aussterben der kraftvollen Anhaltiner, 1319, gerechnet, hatte Berlin kaum einen andren Herrn als seinen Bürgermeister und Rath. Während dieses Zeitraumes war die Mark in den Händen von Schattenfürsten, Söhnen oder jüngeren Brüdern der Kaiser aus dem bayrischen oder luxemburgischen Hause; Herzögen ohne Land, die sich zum Theil noch obendrein durch Statthalter ohne Macht vertreten ließen: Unsicherheit herrschte damals überall im Reich, aber nirgends war sie größer als in der Mark, dessen armer und roher Adel ganz und gar vom Straßenraub lebte. Wie die mächtigeren Städte schlossen nun auch die kleinen sich zu Schutz und Trutz zusammen und Berlin ward das Haupt des

märkischen Städtebundes. Dies ist, politisch betrachtet, das erste Hervortreten Berlins.

Es bildete sich hieraus und erstarkte der Bürgergeist, wie die Sachen damals lagen, ein antimonarchisches, mit Trotz gemischtes Selbstgefühl, welches, um sich in der allgemeinen Anarchie zu behaupten, Gewalt gegen Gewalt setzte. In Ermangelung Derer, welche die Herren der Mark hätten sein sollen, kamen — vielleicht mit einem Blick auf entfernte Möglichkeiten — die Herzöge von Sachsen oft in diese Stadt; Edelleute bauten sich in ihr an und die Bischöfe von Brandenburg, Lebus und Havelberg, die Aebte von Lehnin und Zinna hatten daselbst ihre Häuser. Aber weder die weltlichen noch die geistlichen Fürsten imponirten diesen Berlinern: in seiner eignen Kirche, der Marienkirche, vor dem Altar, erschlugen sie den Probst von Bernau, der es gewagt, Unterwerfung unter den Wittenberger zu predigen und einen herzoglichen Schreiber, der sich unterstanden, die Ehre einer Berlinerin anzutasten, richteten sie hin vor den Augen seines Herrn. Was auch, daß Bann und Acht über sie verhängt wurde? Rom war weit und die Markgrafen brauchten Geld; zu dem Münzrecht und der Gerichtsbarkeit, die sie besaßen, erwarben diese trotzigen Bürger, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, auch noch den Königsbann, und stellten, deß zum Zeichen, den steinernen

Roland mit dem nackten Schwert auf den alten Markt nicht weit von der Nicolaikirche (den heutigen Molkenmarkt); so daß Berlin um diese Zeit factisch souverän war, ein winziges Ding von einer Stadt-Republik, welche den Weg von hundert andren kleinen deutschen Städten gemacht haben würde, deren Schicksale nur in den Local-Chroniken zu lesen sind.

Doch es war anders bestimmt und das Blatt wandte sich, als — im Jahre 1415 — die Hohenzollern hierherkamen, männliche Naturen, mit dem Sonnenschein der Jugend und der höheren Cultur des deutschen Südens — leutselig, menschenfreundlich, wo es sein konnte, jedoch streng, sogar hart, wo es sein mußte; geborene Herrscher, die es ernst nahmen mit dem Regieren, sowohl mit den Rechten als mit den Pflichten. Sie brachten Zusammenhang in den auseinanderbröckelnden Sand der Mark. Nicht, als ob sie systematisch zu Werke gegangen wären; aber sie wußten, worauf es ankam. Sie hatten in sich den staatsmännischen, staatbildenden Gedanken. Gleich der zweite dieser Kurfürsten, Friedrich, der Eiserne genannt, oder der mit den eisernen Zähnen, brach den Trotz und Widerstand der Stadt, entwand diesem Nest von Rebellen und Demokraten das Schwert, stürzte den Roland beim Krögel, einem Gäßchen hinter dem Molkenmarkt, das man heute noch sieht, in die Spree; legte dem Bären, dem Wappenthier

Berlins seit dem Tage der Askanier, ein Band um den Hals, hob den Communalverband wieder auf, schickte die Berliner in ihr altes Rathhaus an der Ecke der Spandauerstraße zurück und die Cöllner in das ihre am Fischmarkt, setzte sein eigenes Gericht in das bis dahin gemeinschaftliche Rathhaus auf der langen Brücke, baute eine Zwingburg zu Cölln an der Spree und machte dieses zur Hauptstadt der Mark Brandenburg — Cölln an der Spree, nicht Berlin. Die Kurfürsten hielten auf diesen Unterschied, und lange noch, bis zur Regierung Friedrich Wilhelm's I., setzten Preußens Herrscher unter ihre Erlasse: „gegeben in unserer Residenz zu Cölln an der Spree". Doch mochte die Trennung aus Gründen, die mit der Machtfrage coincidirten, für jetzt geboten erscheinen: naturgemäß gehörten die beiden, von einer Mauer umschlossenen Städte zusammen und der Tag der Wiedervereinigung und der Unauflöslichkeit wird kommen. Unterdessen bezeichnet das Jahr 1448 oder 1451 einen zweiten Hauptmoment in der Geschichte dieses Gemeinwesens: es empfängt den Residenzcharakter, die Stadt tritt zurück hinter den Staat und die Zukunft Berlins ist gebunden an die der Hohenzollern.

Es thut wohl, durch die folgenden zwei Jahrhunderte den stillen, gesegneten Wandel der Kurfürsten zu betrachten, wie sie, zuerst noch mit einer

Art von Sehnsucht nach ihrer reicheren und schöneren Heimath, dort unten zwischen Rhein und Donau, dennoch gewissenhaft ihre Arbeit thun in diesem verwilderten Lande, wie sie Zucht und Ordnung herstellen, wie sie nach besten Kräften (und mit beschränkten Mitteln), Kunst und Wissenschaft zu befördern suchen, Maler und Baumeister berufen, Schulen stiften und mitten in der sie umgebenden und langsam weichenden Rohheit, sich nicht mehr die Beinamen von Eisernen, sondern von Helden und Weisen des Alterthums erwerben, von Cicero, Nestor und Hektor; — wie sie gute Werke der Staatsklugheit und der Nächstenliebe verrichten; wie der mit dem Beinamen des Achilles, Albrecht Achilles, durch das berühmte Hausgesetz der Dispositio Achillea, die Mark untheilbar und dadurch zum Keim und festen Kern zukünftiger Bildungen macht, und wie die fromme Gemahlin Friedrich's, Katharina, aus ihren Ersparnissen, und um armen Kranken unentgeltlich Arznei zu liefern, die Schloßapotheke bauen läßt, heute noch einer der ältesten Theile des Hohenzollernschlosses, mit gothischen Giebeln und mächtig gewölbten Innenräumen eingebettet in die steinernen Massen dieses königlichen Baus, und, wenn man in der Dämmerung, die hier fast immer herrscht, beim Schimmer des Gaslichtes und so dicht beim Thronsaal und den Prunkgemächern, jene weißen Büchsen und Kästen

und mannigfachen Flaschen erblickt, ein Zeugniß für das Herz dieser Fürsten.*)

Die genannte Periode schließt mit dem dreißigjährigen Kriege, der die traurigsten Spuren der Verwüstung auch in Brandenburg und Berlin zurückließ. Aber aus dem Schutt, den Trümmern und Ruinen erhebt sich um so gewaltiger die Gestalt des Großen Kurfürsten, des Ersten jener drei Großen, durch welche im Verlaufe von nicht ganz so viel Jahrhunderten, Preußen eine Weltmacht und Berlin eine Weltstadt geworden ist.

Während des Zeitraumes der zwei, wenn nicht der drei vorangehenden Jahrhunderte war Berlin stationär geblieben: der Große Kurfürst fand bei Beginn seiner Regierung den Umfang der Stadt ungefähr noch so vor, wie derselbe gewesen, als man, im 14. Jahrhundert, ihr Areal zuerst durch eine Mauer eingehegt hatte. Wenn wir den Plan von Berlin und Cölln aus dem Jahre 1640 (in Fidicin's erwähntem Buch) ansehen, so begegnen wir nur wenigen öffentlichen Bauten von einigermaßen hervor-

*) Die Schloßapotheke, mit ihrem Baumdunkel und ihrer Gothik einer der traulichsten Anblicke mitten in diesem großen Berlin, wird — leider! — verschwunden sein, bis dieses Buch in die Hände der Leser gelangt: man hat eben (August 1885) mit dem Abbruch dieses bald dreihundertjährigen Baues begonnen, um einen breiteren Zugang zu der projectirten Kaiser-Wilhelmstraße zu schaffen.



ragender Bedeutung und was davon vorhanden, entstammt jener frühen Zeit: neben den höchst bescheidenen ältesten Stadtkirchen die Klosterkirche der Franciscaner, ein künstlerisch viel höher stehendes Werk, das gediegenste des Mittelalters, welches sich in Berlin erhalten hat und eine der besten Leistungen der norddeutschen Backsteingothik überhaupt. Ferner, auf dem heutigen Schloßplatz, die Kirche der Dominicaner, ursprünglich ein dreischiffiger gothischer Bau, aber im 16. Jahrhundert umgebaut, und als Domstift, unter dem Namen der heil. Kreuzkirche, die Gruftkirche der Hohenzollern, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sie niedergerissen und der neue Dom im Lustgarten errichtet ward; alsdann das Hospital und die Capelle zum heil. Geist, ersteres 1828 durch ein nichtssagendes Gebäude ersetzt, letztere jedoch erhalten, ein seltsamer Ueberrest des vorhohenzollern'schen Berlins, ein Kirchlein, schwarz von dem Ruß und Rost seiner fünfunddreiviertel Jahrhunderte, klein und eng, wie ein Schwalbennest an die Gassenecke geklebt — das Einzige, was in dieser denkwürdigen Gegend zwischen Börse und Spandauerstraße vom heil. Geist geblieben ist. — Da stand ferner in der Klosterstraße, an derselben Stelle, wo gegenwärtig das Lagerhaus steht, in seiner ursprünglichen Gestalt noch das Hohe Haus, das Absteigequartier der Markgrafen und beiden ersten Kur-

fürsten, so lange noch Brandenburg und hierauf Tangermünde die Hauptstadt des Landes war. Von den Rathhäusern war nur das Berliner bemerkenswerth wegen jener Gerichtslaube von hohem Alter, welche wir, freilich durch die späteren Jahrhunderte fast bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, noch an ihrem Platze gesehen haben, bis sie, nach Vollendung des neuen Rathhauses, im Jahre 1871, und bei der nothwendig gewordenen Straßenverbreiterung zum Abbruch verurtheilt, durch die Pietät unsres Kaisers aber vor gänzlichem Verschwinden bewahrt im Park zu Babelsberg wieder aufgestellt worden ist.

Das große Bauwerk der Kurfürstenzeit ist das Schloß, welches aus dem Zwing-Cölln allmälig hervorwuchs, ein Stück an das andre gefügt und zu einer imposanten Einheit verschmolzen, die ununterbrochen fortgesetzte Arbeit von Jahrhunderten, beinahe wie der brandenburgisch-preußische Staat selber. Reste jener Burg, welche Friedrich der Eiserne hier errichtet, sind noch erkennbar in den Flügeln des Schlosses, welches Caspar Theiß, der Architekt Joachim's II. aufführte, und diese wiederum lehnen sich an den mächtigen Sandsteinbau mit den zahlreichen Stockwerken, dicken Mauern, nischenartigen Fenstern und weiten Höfen des Grafen Rochus zu Lynar, des berühmten Ingenieurs und Baumeisters,

welcher 1578 in den Dienst Johann Georg's getreten war. Da ging kein Stein verloren, mit Sparsamkeit, mit der äußersten Schonung des Einzelnen und dennoch mit einem kühnen Blick für das Ganze ward auf den alten, festen Fundamenten erweitert, erhöht und vermehrt; und wer heute, von der Kurfürstenbrücke her oder von der Burgstraße gegenüber diesen ältesten Theil des Schlosses betrachtet, die runden und die viereckigen Thürme, die Giebel und Erker, die letzten Lebenszeichen der Gothik neben den reinen Linien und Profilen der erwachenden Renaissance, reich gegliedert, mannigfach gestaltet, organisch verbunden, der hat nicht nur einen malerischen Anblick mit den alten Bäumen und der alten Spree da unten, sondern er sieht auch in diesem grünlich-grauen Gemäuer ein Symbol der Politik und ein Bild der Geschichte der Hohenzollern.

Aber kläglich sah es im Innern von Berlin aus, als Friedrich Wilhelm, ein zwanzigjähriger Jüngling und den man nachmals den Großen genannt hat, den Thron seiner Väter bestieg. Der deutsche Krieg, welcher begonnen, zwei Jahre bevor dieser Kurfürst geboren worden war, hatte die Stadt verwüstet, und die Zahl ihrer Bewohner decimirt. Am Ende des 16. Jahrhunderts zählten Berlin und Cölln 12000 Einwohner; jetzt, um die Mitte des 17., (1644) waren nur noch 6500 übrig und von 1236

Häusern standen 358 leer.*) Und noch nicht einmal verdienten sie den Namen von Häusern; die meisten waren von Holz, nicht wenige Hütten, mit Stroh gedeckt und Schornsteinen aus Lehm, ja, wie Süßmilch bemerkt, unter den „bewohnten Häusern" waren „noch 77 baufällige Büdchens im Closter- und Marien-Viertel". Der Schloßplatz war ein öder Sandfleck und der Lustgarten ein verwilderter Sumpf. Auf den öffentlichen Plätzen spannte das Gewerk der Raschmacher oder Weber seine Zeuge aus und auf den Straßen gingen die Schweine.

Doch er hat die achtundvierzig Jahre seiner Regierung gut genutzt, dieser Große. Wir sprechen hier nicht von seinen politischen und militärischen Thaten, von den Tugenden und dem Scharfblick dieses Regenten, welcher als Schöpfer einer rationellen Finanzwirthschaft und des stehenden Heeres den Grund des modernen preußischen Staates gelegt; nicht von seinen hochherzigen, aber vergeblichen Bemühungen, Deutschlands Besitzstand und Ehre gegen Ludwig's XIV. Angriffe zu sichern, nicht von jenem schmerzlichen „Exoriare aliquis", welches er, nach seinem demüthigenden Rückzug aus Elsaß, zum Friedensschluß mit Frankreich gezwungen, seinen späten Nachkommen vererbt hat. Wir sprechen hier

*) Joh. Peter Süßmilch, Der Königl. Residenz Berlin schneller Wachsthum und Erbauung. Berlin. 1752 S. 11.

allein von Berlin und wie er uns hier, nach den Kurfürsten, seinen Vorgängern, aus den Schatten und Nebeln wesenhaft entgegentritt, deutlich erkennbar, in voller Figur, mit festen Umrissen, der Erste, zu dem wir ein persönliches Verhältniß haben und der noch immer populär ist unter unserer Bevölkerung.

Wir haben den Zustand kurz beschrieben, in welchem Berlin sich 1640 befand; hören wir von einem Franzosen, welcher die Stadt im Jahre 1676 besuchte, was der Große Kurfürst in nicht viel mehr als einem Menschenalter aus derselben gemacht. „Ich hatte", sagt unser Gewährsmann — der ich weiß nicht wie viele Tage und Nächte unterwegs gewesen — „ich hatte alle Mühsal vergessen, als ich Berlin zu sehen bekam, so schön schien mir Alles. Die Stadt besteht aus drei Theilen; ihre Häuser sind sehr regelmäßig und meist in italienischem Geschmack erbaut. Der Park birgt alle Gattungen Rothwild. Die Gärten sind voll Orangerien, Jasmin und allen Blumen Italiens. Das Schloß des Kurfürsten ist sehr alt, seine Bauart flößt Bewunderung ein; doch ist das neue Palais bequemer. Die Bibliothek ist prächtig eingerichtet; sie ist eine der schönsten auf Erden, sowohl was die Zahl als die Auswahl der Bücher betrifft. Das Medaillenkabinet, welches daran stößt, verdient gleichfalls den Besuch; auch unterläßt der Kurfürst nicht, trotz seiner vielen

Regierungsarbeit, sich mit denselben zu beschäftigen." *) Dieses ist ein hübsches Bild vom Kurfürsten, aufgenommen von einem Zeitgenossen und Augenzeugen. Ein anderer Mitlebender, der bekannte deutsche Kunstschriftsteller Sandrart, spricht gleichfalls mit Bewunderung von der Bibliothek des Kurfürsten, den Kunstkammern des Schlosses und den Gemälden der besten Italiener und Niederländer, mit denen sie geziert sind. „Denn, unangesehen Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht die Regierung und Conservation Ihrer Lande und Leute, und darum viele hohe Sorgfalten obliegen, haben Sie doch nicht unterlassen, Ihr heroisches Gemüthe je zuweilen mit dieser tugendhaften Ergötzlichkeit zu erfreuen." Gleichzeitig aber wird die alte Stadtmauer, welche die Bürger von Cölln und Berlin vor zweihundert Jahren um die Stadt gezogen hatten, von diesem Kurfürsten nach den Regeln der Kriegsbaukunst erneuert, erweitert und hinausgerückt über die Ufer des Flusses; zu jenen beiden Communen kommt eine dritte: der Friedrichswerder, bisher sumpfiges Busch- und Wiesenland, wie früher Alles ringsumher. Der Friedrichswerder bekommt demnächst seine Kirche, sein Rathhaus und sein Stadtrecht; und wir begreifen nun, was der Franzose sagt von den drei Theilen der

*) Pierson, Der große Kurfürst. S. 130.

Stadt oder Sandrart: „es besteht diese Stadt in dreien andren Städten". Nicht lange, so kommt, Alt-Cölln gegenüber, Neu-Cölln hinzu; der Bau der Dorotheenstadt, der Stadt der Kurfürstin Dorothea, Gemahlin des Großen Kurfürsten, beginnt, und wie man heute wohl Straßen in neuen Gegenden sehen kann, die Alles haben, was zu einer Straße gehört, einen Namen, Trottoir und Gaslaternen, nur keine Häuser, so hatte diese neue Dorotheenstadt fast noch vor den Häusern Kirche, Rathhaus und Stadtrecht. Denn auch dieser Kurfürst nahm es noch ernst mit der Theilung der städtischen Gewalt, und wollte darüber von vornherein keinen Zweifel walten lassen. Der Thiergarten, im Jahre 1527 vom Kurfürsten Joachim I. angelegt, hatte bis zu dieser Zeit noch einen Theil der heutigen Friedrichstadt, den Werder und Alles, was nachmals Dorotheenstadt ward, bedeckt, von der Kronenstraße bis zum linken Spreeufer, Monbijou gegenüber. In Folge der vom Großen Kurfürsten errichteten Befestigungen war er ein wenig zurückgedrängt und eine Fläche freigelegt worden, ungefähr von der Stelle, wo heute das Friedrichsdenkmal steht, bis zur Schadowstraße, lange noch, bis in unser eigenes Jahrhundert die „kleine Wallstraße" und erst in den vierziger Jahren nach dem berühmten Bildhauer benannt, der ein Haus in derselben (Nr. 10) besaß. Mit dem Neuen Thor, in der

Nähe der gegenwärtigen Schloßbrücke, damals Hunde-brücke genannt und von Holz, war das eigentliche Berlin jener Tage, nach dieser Seite hin, zu Ende; vor demselben erhoben sich spärlich die ersten Häuser der Dorotheenstadt, und hier war es, wo vor zwei-hundert Jahren die Kurfürstin Dorothea mit eigener Hand die erste der Linden pflanzte, welche der schönsten und vornehmsten Straße Berlins nachmals den Namen geben sollten. Seltsam vorstädtisch muthet das Aussehen der Linden auf den Bildern jener Zeit uns an. Die Bäume sind noch jung und schlank, Holzgeländer fassen sie zu beiden Seiten ein; zur Rechten, wo heute das Opernhaus, das kronprinz-liche Palais und die Commandantur sich erheben, sieht man ein paar Häuser mit weitläufigen Wirth-schaftsgebäuden, zur Linken den kurfürstlichen Stall und an der Stelle der heutigen Universität weidendes Vieh. Da, wo jetzt das großstädtische Gewühl unsrer Stadt zu gewissen Stunden sich am Meisten zusam-mendrängt, so daß der Passant oft Mühe hat und lange warten muß, ehe der Strom ihn hindurch läßt, von „Kranzler's Ecke" nach der anderen Seite hin-über, führte eine Brücke, die sog. „Potsdamer Brücke" über den Dorotheenstädtischen Festungsgraben und die heutige Gr. Friedrichstraße war die alte Chaussee nach Potsdam. Das enge Stück der Friedrichstraße zwischen Linden und Behrenstraße, welches mit der

übrigen Breite dieser mächtigen Verkehrsader auffallend contrastirt und den gerade an diesem Kreuzungspunkte so massenhaften Conflux außerordentlich hemmt, erhält in seiner äußeren Gestaltung noch das Andenken an den Graben und die Brücke des stilleren Jahrhunderts, wo kaum ein Wagen und selten ein Fußgänger hier zu sehen war.*) Ein Grundriß Berlins aus derselben Zeit (1688) zeigt uns am damaligen Ende der Linden und fast im freien Felde die Neue Kirche, die Dorotheenstädtische, welche heute den Pfiff der Locomotive vom Centralbahnhof in der Friedrichstraße hört. Damals war es still hier und ländlich; kein Haus war mehr zu sehen auf Stundenweite und eine hölzerne Brücke führte über den Graben, welcher die Dorotheenstadt umfloß, in den Thiergarten.

Damals, vor zweihundert Jahren! .... Wenn wir die Stridbeck'schen Bilder ansehen, den Lustgarten mit den Orangebäumen, dem Springbrunnen, den vergoldeten Statuen und dem kurfürstlichen Schloß im Hintergrund, in dessen eng zusammenhängender Masse wir manchen bekannten Zug wieder finden; wenn wir die Schloßfreiheit und den Schloßplatz und die Stechbahn, deren Namen sich unter ganz veränderten Verhältnissen erhalten haben, — die

*) Der Thiergarten bei Berlin. Mit zwei Plänen des Thiergartens von 1685 u. 1765. Berlin, 1840.

Lange Brücke, die Gertraudtenkirche, wie wir sie bis zum Jahre 1880 gekannt haben*), aber freilich in einer anderen Umgebung — Asphalt, Pferdebahnwagen und Omnibusse, wo früher, auf sumpfigem Untergrund, Gräber und Kreuze waren — wenn wir die Brüder- und Spandauerstraße betrachten, damals die vornehmsten Straßen in Berlin, so bekommen wir einen sehr vortheilhaften Begriff von der Stadt des Großen Kurfürsten. Es war das, was man heute noch in den kleinen nord- und mitteldeutschen Residenzen sehen kann: Häuser mit Giebeln und Erkern neben hier und dort einem stattlichen Renaissancebau mit Säulen und Loggien, sauber, gemüthlich, eine Stadt, jetzt, am Ende seiner Regierungszeit, dreimal so groß als am Anfang derselben und mit einer Bevölkerung von 20 000 Einwohnern.

So fand des Großen Kurfürsten Sohn und Nachfolger, Preußens erster König, Berlin vor. Friedrich I. besaß nicht die schöpferische Kraft seines Vaters; aber er war vernünftig, er war den Interessen der Bürger wohlgeneigt und seine Liebe zu Pracht und äußerer Repräsentation verliehen dem Staat und der Stadt ein erhöhtes Ansehen. Bewußte künstlerische Interessen, von denen bisher bei

---

*) Man vergl. S. 35.

der Aermlichkeit der Verhältnisse und über das nächste Bedürfniß der Existenz hinaus nicht die Rede gewesen war, traten jetzt zum ersten Mal hervor, und der Genius Schlüter's, des Michel Angelo's der Mark, verewigte sich in Schöpfungen von unvergleichlicher Schönheit und Größe. Seine Sculpturen schmückten Nering's mächtigen Bau, das Zeughaus; seine Reiterstatue des Großen Kurfürsten, eine der schönsten der Welt, gab uns den Anblick dieses herrlichen Mannes, wie Etwas, das fortan untrennbar zu Berlin gehört, und in der Hauptsache sein Werk ist das Schloß, wie wir es jetzt kennen. Königlich sollte die Residenz der Hohenzollern sein. In Gold, über dem triumphbogenartigen Portale des Schlosses, schimmerte die neue Königskrone. Das Georgenthor, die Georgenstraße, die Georgenstadt, durch welche Friedrich, von Königsberg zurückkehrend, seinen Einzug gehalten, führten von nun ab die stolzeren Namen des Königsthors, der Königstraße, der Königstadt. Der Bau der Friedrichstadt begann unter der Leitung Nering's und ward, nach dessen Tode, fortgesetzt von seinem vormaligen Gehilfen Behre, nach welchem die Behrenstraße genannt ist. Es war alter Thiergartenboden, über den sie sich bis zur „Leipziger Landwehr", der heutigen Mauerstraße hin erstreckte; auch sie sofort mit allen Attributen einer selbständigen Commune begabt, so daß die Haupt-

stadt nunmehr aus fünf Städten bestand: aus Berlin, Cölln, dem Friedrichswerder, der Dorotheenstadt, der Friedrichstadt, und in allen Erlassen, Reglements und Verordnungen, wo es gegenwärtig heißt: „in hiesiger Residenz“, mit den Worten: „in hiesigen Residentzien“ bezeichnet ward. Fast dreihundert Jahre waren vergangen, seitdem der zweite der Kurfürsten in der Trennung der Städte das einzige Mittel erblickt hatte, den aufrührerischen Geist ihrer Bewohner zu dämpfen; das monarchische Princip war jetzt so fest eingewurzelt und, unter einer langen Reihe vortrefflicher Regenten, das Gefühl loyaler Hingabe so stark geworden, daß ohne Bedenken der erste der Könige die Vereinigung oder Wiedervereinigung verfügen konnte. Am 17. Januar 1709 erging der Befehl, daß fortan der Complex aller Stadttheile und Vorstädte nur eine einzige Stadt bilden, und daß diese Stadt **Berlin** heißen solle.

Dieser Tag denn, der 17. Januar 1709, ist der Geburts- oder Namenstag der Stadt Berlin, an deren einstige Fünftheilung nichts mehr erinnert, als die fünfthürmige Mauer, welche seitdem, in ihrem Wappenschilde, den aufrecht auf seinen Hinterpranken stehenden Bären der Askanier krönt.

Aber sein Halsband trug er noch immer; lange noch sollten die Berliner nicht vergessen, daß es die Kurfürsten und die Könige waren, nicht sie, welche

Berlin gebaut. Wohl nicht alle so buchstäblich, wie Friedrich Wilhelm I., welcher seinem Sprüchlein: „Der Kerl hat Geld, soll bauen," bekanntlich mit dem höchst eigenhändig applicirten spanischen Rohre nachhalf, wenn es nicht anders ging. Aber doch auch unter dem Großen Kurfürsten waren von den 92 Häusern auf dem Friedrichswerder nicht weniger als 47 von Hofdienern erbaut worden*); und schon damals machte der ungenannte Verfasser einer, vorsichtiger Weise in den Thurm der heiligen Geistkirche niedergelegten Schrift, seinem gepreßten Herzen in dem Ausrufe Luft: „Caetera urbis palatia et praedia, quondam civium patrimonia, aulici habent" **). Dieses Verhältniß steigerte sich noch, als der Soldatenkönig in der geschilderten Weise die Vollendung der Friedrichstadt in die Hand nahm. Ganze Straßen dieses neuen Quartiers, wie die Wilhelm- und Markgrafenstraße, bevölkerten sich mit Ministern, Generälen und hohen Staatsbeamten, welche hier gebaut hatten — „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe"; der Berliner, damals um einen guten Witz so wenig verlegen, wie heute, nannte diese Gegend: „das Geheimerathsviertel" — eine Be-

*) Nicolai, Beschreibung der königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 1779. S. 126.

**) Küster, A. u. N. Berlin, II, 675, cit. im hist.-geneal. Kalender auf d. J. 1821, S. 216.

zeichnung, die sich erhalten hat, nur etwas weiter westwärts gewandert, wo der Geheimerath unsrer Tage freilich auch nicht mehr in selbstgebauten Palästen zu wohnen pflegt. Der Mann der Börse hat ihn daraus verdrängt; und der Geist der heiligen Geistkirche wird nun mit seinem Nachbarn zufrieden sein.

Die Bevölkerungsziffer, welche unter Friedrich Wilhelm I. von 61,000 (im Jahre 1712) auf 90,000 (im Jahre 1740) gestiegen war, wuchs bis zum siebenjährigen Kriege auf 126,661, fiel während des Krieges auf 98,000, hob sich nach dessen siegreicher Beendigung aber wieder so rasch, daß sie beim Tode Friedrichs d. Gr. 145,021 betrug*). Diese Ziffer bedeutet mehr, als auf den ersten Blick erscheinen mag: sie bezeichnet den Moment in der Geschichte Berlins, wo die Bevölkerung dieser Stadt dichter zu werden beginnt, als sie jemals zuvor gewesen; Zunahme der Dichtigkeit aber heißt Zunahme der Kraft und ihres rascheren Umsatzes. Die Zahl der Häuser hatte sich unter Friedrich Wilhelm I. um rund 900 (von 4500 auf 5400) und unter Friedrich d. Gr. um rund 1400 (von 5400 auf 6800) vermehrt; aber die Vermehrung der Bevölkerung betrug unter dem Einen weniger als 30,000, und unter dem

*) Mila, Berlin, oder Geschichte des Ursprungs ꝛc. 1829; S. 320; vergl. mit Nicolai a. a. O. S. XLIII u. 194.



Andren mehr als 45,000, so daß, wenn bisher 16, nun 21 Bewohner auf das Berliner Haus kamen. An äußerem Umfange hatte die Stadt nicht beträchtlich gewonnen, seitdem Friedrich Wilhelm I. damit begonnen, die Festungsmauern niederzulegen; aber sie war gedrungener geworden, substantieller, der Geist Friedrich's erfüllte sie und sein genialer Freund, der Freiherr von Knobelsdorff, gab ihr die beiden charakteristischen Merkmale, mit welchen das Friedericianische Berlin in das heutige hineinragt und ohne welche man das letztere sich gar nicht mehr denken könnte: das Opernhaus und den Thiergarten in annähernd seiner heutigen Gestalt. Auch die Linden hatten in den unterdeß verflossenen hundert Jahren ein mehr städtisches Aussehen angenommen; wo das Vieh geweidet, stand jetzt das Palais des Prinzen Heinrich — die heutige Universität — und daneben, wo der kurfürstliche Stall gewesen, war nun das Gebäude der Akademie. Das geistige sowohl wie das gewerbliche Leben hatten einen bisher ungeahnten Aufschwung erhalten; jetzt erst, unter dieser Regierung zeigten sich die segensreichen Folgen jener weisen und toleranten Politik des Großen Kurfürsten, von welcher Preußen seitdem nicht mehr abgewichen ist. Nun klangen durch die französische Straße hin, allabendlich begleitet von den Glocken ihres Kirchleins am Gensdarmenmarkt und vermischt mit dem Geräusche

neuer Industrien, die Lieder und Psalmen der Refugiés, welchen das Edict von Potsdam die preußischen Staaten eröffnet; Gärtner, die das Fürstenthum Orange verlassen, hatten im Cöpenicker Feld eine zweite Heimath gefunden, der Oranienstraße ihren Namen gegeben und jene großen Blumenculturen angelegt, noch heute vorwiegend im Besitze von Mitgliedern der französischen Colonie. Waldenser aus Piemont und Wallonen aus Belgien, tüchtige Erzgießer und Kunstschmiede, schlossen sich ihr an; während der obere Theil der Wilhelmstraße in der Physiognomie einiger aus jener Zeit übrig gebliebener Häuser an die Weber und Spinner aus Böhmen erinnert, die sich hier niederließen und deren Kirche heute noch die böhmische heißt. Auch die Wiederzulassung der Juden, welche in einem früheren Jahrhundert aus Berlin vertrieben worden, war ein rein persönlicher Act des Großen Kurfürsten; ebenso, wie man sie später noch „les Juifs de Frédéric le Grand" nennen konnte. Was sie diesen Regenten verdankten, die ihnen Schutz gewährten, als Rechte für sie nicht existirten, das haben sie nie vergessen, auch nicht als sie aus Geduldeten nützliche und geachtete Bürger wurden.

Diese verschiedenen fremdartigen Elemente, wenn sie sich mit dem ursprünglich Berlinischen nur sehr langsam vermischt und in gewissen Aeußerlichkeiten

sogar unverändert erhalten haben, theilten ihm doch sogleich und auf allen Gebieten einen Impuls erhöhter Thätigkeit, weiteren Ausblicks und größerer allgemeiner Interessen mit. Eine Gesellschaft bildete sich, in der das Französische vielleicht etwas zu sehr prädominirte, wie sogar Frau von Staël noch bemerkte, als sie, 1803, unsere Stadt besuchte. Berlin hatte das Provinziale von sich abgestreift und den ersten Schritt zur Großstadt gethan.

Man mag es wohl vorbildlich deuten, daß im letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts, und noch unter Friedrich Wilhelm II., das Brandenburger Thor erstand, gekrönt von der Quadriga, mit welcher, wie Woltmann es so schön ausgedrückt hat*), ein neues künstlerisches Leben seinen Einzug hielt in die Hauptstadt. Eine größere Wandlung aber, als selbst diese künstlerische, stand bevor, als Friedrich Wilhelm III., mitten in der Napoleonischen Zeit, am 19. November 1808, seinen königlichen Namen unter den Stein'schen Entwurf einer Städteordnung schrieb.

Die städtische Verfassung Berlins, wie sie sich von der Zeit Friedrich's des Eisernen bis zu der Friedrich's des Großen entwickelt hat, kann dahin resumirt werden, daß von der alten Stadtregierung und Stadtverwaltung nichts übrig geblieben war,

*) Die Baugeschichte Berlins, S. 140.

als etwa die Namen. Das fundamentale Princip der freien Wahl, aus welcher in der vorkurfürstlichen Zeit der regierende Rath, Rathmänner und Altermänner, sowie die controlirende Versammlung der Verordneten der Zünfte und gemeinen Bürgerschaft hervorgegangen waren, existirte nicht mehr. Ein Stück nach dem andren ihrer municipalen Freiheiten und Privilegien hatte man den Bürgern von Berlin genommen, bis schließlich die städtischen Beamten nichts mehr als königliche Beamte waren, und noch dazu solche, mit denen nicht viel Umstände gemacht wurden. Ueber den Bürgermeistern stand ein vom Könige bestellter Stadtpräsident; der Magistrat wurde zum Theil von der Regierung ernannt und ergänzte sich zum andern Theile durch Cooptation; die Stadtverordneten hatten weder eine Stimme bei der Wahl, noch mehr als ein consultatives Votum bei den Berathungen des Magistrats und die Bürger daher nicht den mindesten Einfluß auf die Besteuerung und kaum einen nominellen auf die Verwaltung.

Der englische Biograph Stein's, Prof. Seeley, macht die richtige Bemerkung, daß bei der Einführung repräsentativer Institutionen die französische Revolution mit der Spitze begann, d. h. mit der allgemeinen oder Volksvertretung, während die preußische Reformbewegung, langsam und geduldig, mit dem Fundament anfing, d. h. mit der localen oder Mu-

nicipalvertretung*). In der organischen Gestaltung, wie sie Stein gedacht und eine spätere Zeit verwirklicht hat, waren Städteordnung und Verwaltungsreform die Grundlagen, auf welchen, nach den gleichen Principien, die Repräsentativverfassung des Staates sich aufbauen sollte. Daß Stein das Vorbild und Beispiel Englands vor Augen hatte, braucht nicht gesagt zu werden: es bot sich von selber dar; er führte weder etwas Neues noch etwas Fremdes ein, restituirte vielmehr jenes alte germanische Recht, aus welchem sich dort, unter einer frühzeitig befestigten Staatseinheit, Institutionen von seltener Kraft und Dauer entwickelt hatten, während es hier, in der allgemeinen Zersplitterung, jeder staatlichen Bildung beharrlich im Wege stand und darum schonungslos beseitigt wurde von den Hohenzollern, dem einzigen der deutschen Fürstengeschlechter, dem es darum zu thun war, nicht ein Land zu regieren, sondern einen Staat zu schaffen. Als in trüber Zeit dieser Staat gelernt hatte, daß er zu seiner ferneren Existenz nicht Leibeigene und Unterthanen, sondern Bürger haben müsse, da gab er ihnen zurück, was sie vor vierhundert Jahren bereits besessen, aber schlecht zu gebrauchen und schlecht zu bewahren verstanden hatten: die municipale Selbständigkeit, die

---

*) J. R. Seeley, Life and Times of Stein, Tauchn. Edit. II, 238.

Freiheit, aber auch die Verantwortlichkeit in der Führung ihrer eigenen Geschäfte. Aus ihrer Wahl gingen fortan wieder die Stadtverordneten, aus der Wahl der Stadtverordneten ging, unter Bestätigung der Provinzialbehörde, der Magistrat, und aus dem Vorschlagsrecht des Magistrats, nach königlicher Bestätigung, der Bürgermeister hervor. Beide Körperschaften, der Magistrat und die Stadtverordneten waren coordinirt; und die Stadtverordneten, d. h. die Bürger erhielten wieder das alte wichtige Recht der Besteuerung und der Controle des Stadthaushalts. Diesen Privilegien und Freiheiten jedoch entsprachen ebenso viele Lasten und Pflichten — Pflichten, welche beträchtliche Opfer an Arbeit und Zeit in sich begriffen. Die weit überwiegende Zahl der Aemter waren Ehrenämter, d. h. mußten unentgeltlich versehen werden; und wer ein solches Amt zu übernehmen sich weigerte, der verlor sein Stimmrecht und wurde stärker besteuert. Außerdem wurden sog. „gemischte Deputationen" aus dem Magistrat und den Stadtverordneten gebildet — für die Kirchen- und Schulverwaltung, für die Gesundheitspflege, das Armenwesen, die Bausachen, die Sicherheitsanstalten 2c.

Dieses ist, in großen Umrissen, die städtische Selbstverwaltung, wie sie, durch die Städteordnung von 1808 eingeführt und durch die späteren Gesetz-

gebungsacte von 1831 und 1853 nur im Detail weiter ausgearbeitet, noch heute besteht. Eine Dauer von nahezu drei Menschenaltern hat uns mit ihrem Wirken vertraut gemacht, sie ist ein Theil von uns selbst geworden; und was speciell Berlin betrifft, so darf man sagen, daß sie es ist, welche dieser Stadt, in dem uneigennützigen Zusammenstreben vieler tausende von Kräften, den Charakter des großen Gemeinwesens gegeben hat. Man wird einen ungefähren Begriff davon erhalten, wenn man hört, daß mehr als 10 000 Personen, meist dem begüterten Mittelstand angehörig, diese freiwillige Arbeit für die Stadt thun; nämlich: 230 Stadträthe, Stadtverordnete und Bürgerdeputirte; 326 Bezirksvorsteher; 807 Waisenräthe; 1594 Mitglieder der Armencommissionen, 1258 der Schulcommissionen und 3396 der Einschätzungscommission; 310 Servisverordnete; 402 Geschworene, 1478 Schöffen und 400 Schiedsmänner. Mit einziger Ausnahme von fünfzehn besoldeten Stadträthen, welche, professionelle Leute, für zwölf Jahre gewählt, wieder wählbar und pensionsberechtigt, sich ausschließlich diesem Dienste widmen (zwei Stadtsyndici, ein Stadtkämmerer, zwei Stadtschulräthe, zwei Stadtbauräthe 2c.), verwalten alle Uebrigen ihr Ehrenamt unentgeltlich und ohne Unterschied des Ranges. Außerordentliches wird von jedem Einzelnen verlangt; aber ein Gefühl patrioti-

schen Stolzes beseelt den Berliner und läßt ihn seine Pflicht nicht mehr als eine Last ertragen, sondern freudig erfüllen. Welch' ein bewegtes Leben herrscht hier an den Tagen der Wahlen! Dann ruht jedes andere Geschäft vor diesem. Kein Ehrgeiz ist so groß, wie derjenige, dem gemeinen Besten zu dienen. Es giebt Bürger in unserer Stadt, welche zugleich Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung, des Abgeordnetenhauses, des Reichstages sind; und oft wohl mag man sich fragen, wie von einem Manne, der doch außerdem auch für sein Haus, seine Familie und sein Geschäft zu sorgen hat, so viel Arbeit geleistet werden kann. Und dies nicht nur auf den Bühnen, von denen aus die Redner weithin gehört und gesehen werden; nein, bis hinunter zu den Bezirksvorstehern, welche gewissenhaft und geräuschlos und durch keinen Applaus belohnt, ihres anspruchsloseren, aber darum wahrlich nicht weniger mühevollen und für das Gedeihen des Ganzen nicht minder wichtigen Amtes warten. Wenn Stein jetzt lebendig unter uns sein könnte, wie sein Denkmal von Erz sich unter uns erhebt, gewiß, er würde dieses Anblicks bürgerlicher Thätigkeit und politischer Reife sich freuen — „auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n."

Es entspricht der Natur der Dinge, daß eine Institution, wie die Stein'sche, noch dazu mitten in

einer Zeit, wo der öffentliche Geist schwer bedrückt war und die Kraft erschöpft schien, nicht ohne Schwierigkeiten zu arbeiten begann. Hatten doch die am 17. Juni 1809 zum ersten Male gewählten Stadtverordneten von Berlin nicht einmal einen Ort, an dem sie sich versammeln konnten. Zwei Rathhäuser waren da; jedoch in dem Berlinischen hatten, neben dem Magistrat, Abtheilungen des Stadtgerichts ihren Sitz und im Cöllnischen befanden sich städtische Verwaltungsbehörden, die Königl. Serviscommission und das Cöllnische Gymnasium. Ihre erste denkwürdige Sitzung hielten die Stadtverordneten in dem ehemaligen Palais des Prinzen Heinrich, der heutigen Universität. Ihr zweites Unterkommen fanden sie, gleichfalls nur vorübergehend, in einem Hause der Kurstraße (Nr. 50), und wanderten dann nach der Niederlagstraße, der kleinen und engen Verbindung zwischen dem Platz am Zeughaus und dem Werder'schen Markt, nach dem Hause Nr. 1, welches nachmals das französische Gymnasium war, und jetzt Sr. K. und K. Hoheit dem Kronprinzen gehört. Von hier begaben sie sich nach der alten Börse, und es ist nicht zu sagen, wie lange sie noch in der Stadt umhergezogen wären, wenn nicht endlich, im Jahre 1822, eine Etage des Cöllnischen Rathhauses frei geworden wäre, wo sie dann Ruhe fanden, bis im Jahre 1870 das neue Rathhaus

fertig ward, das sich, an der Stelle des alten, auf Berlinischem Boden erhebt — ein mächtiger Bau, der mit seinem weithin leuchtenden Roth so wirksam contrastirt gegen das ehrwürdige Grau des Hohenzollernschlosses und in diesem Contraste selbst anzudeuten scheint, wie hier von einem starken Königthum beschützt, ein freies Bürgerthum erwachsen ist. Und allerdings gewährt es ein rührendes Bild von der Kleinheit der Verhältnisse, wenn wir lesen, wie die Väter unserer Stadt in gemietheten Wohnungen tagten, wie der Miethpreis von 500, ja von 300 Thalern ihnen so unerschwinglich däuchte, daß sie Theile des Sitzungslocales weiter vermietheten, und wie sie auf Bänken saßen, die aus dem Opernhaus entliehen waren; ja, wie den Stadtverordneten, um selbst so geringfügige Ausgaben zu bestreiten, nichts Anderes übrig blieb, als daß sie sich an bemittelte Bürger dieser Stadt um Vorschuß wandten! Und dennoch hatte der große Reformator seine Zeit gut gewählt; indem er den Bürgergeist in dem Augenblicke der tiefsten nationalen Erniedrigung und eines allgemeinen Nothstandes ohne Gleichen zu den höchsten Aufgaben berief, machte er ihn zugleich zu einem wichtigen Factor für die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft, für die politische Erziehung überhaupt; und das Werk von 1808 fand seinen krönenden Abschluß an jenem 17. April 1871, als

das neue, eben vollendete Rathhaus zum ersten — und bis jetzt einzigen — Male seine gesammten Festräume öffnete, um im Namen der Stadt Berlin den deutschen Kaiser und den ersten deutschen Reichstag festlich zu empfangen.

Die lange Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III., so großartig bewegt in ihrer ersten kürzeren und scheinbar so ereignißlos in ihrer zweiten, längeren Hälfte, gab der Physiognomie Berlins dennoch einige von den Zügen, welche niemals mehr daraus verschwinden können. Sie schuf die Universität, welche das Meiste dazu beigetragen hat, die Hauptstadt Preußens zur geistigen Metropole Deutschlands zu machen, lange bevor man daran dachte, daß einst der intellectuellen Suprematie die politische folgen werde. Diese Zeit war zugleich die große Periode Schinkel's, Schadow's und Rauch's. Sie fügte den erwachten politischen und wissenschaftlichen Interessen das künstlerische hinzu, das, gleich jenen, wohl einmal stocken oder aufgehalten, niemals aber mehr ganz verdrängt werden mochte, sondern, da es erwacht war und dem natürlichen Gesetze folgte, sich immer reicher und kräftiger entfalten mußte. Sie gab uns das Museum, unter unserm nordischen Himmel die erste Offenbarung hellenischen Kunstgeistes. Sie gab ferner der deutschen Dichtung, dem Drama Lessing's, Schiller's, Goethe's, das lange — hinter der Oper

und dem französischen Schauspiel zurückgesetzt — in Hinterhäusern und Marktbuden umhergeirrt war, in dem edlen Bau des Gensdarmenmarktes eine würdige und bleibende Stätte. Mit den Statuen unsrer Helden belebte sich der Platz zwischen Zeughaus und Opernhaus, und das Fundament zum Friedrichs-Denkmal wurde gelegt.

Ein neuer Stadttheil, die Friedrich-Wilhelmstadt, entstand und bevölkerte sich rasch; vor den Thoren wuchsen Straßen hinaus in bisher unbebaute Quartiere. Berlin, welches (1797) beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. 165,726 Einwohner gezählt hatte, zählte bei seinem Tode (1840) deren 330,230. Nicht in gleichem Verhältnisse jedoch hatte sich die Zahl der Häuser vermehrt. Das ein- und zweistöckige Haus von geringem Ansehen und schlechtem Material, das heute nur noch vereinzelt sich findet, ward um diese Zeit durch das dreistöckige verdrängt, wie dieses wiederum in der unsern durch das vier- und fünfstöckige. Nur mit dem Unterschiede, daß es dürftig und monoton war, wo das unsere künstlerisch entwickelt erscheint, und an Stelle des Gypses, Zinks und anderen rasch verwitternden Scheinzierraths „ein imposanter Luxus in echtem Gestein, in kostbaren Materialien" getreten ist.*) Die Zeit Friedrich Wil-

*) Baurath Kyllmann, in seinem am Schinkelfest, 13. März 1885, gehaltenen Vortrage.

helm's III. war die der Miethskaserne, von der wir ja noch Beispiele genug in unserer Stadt haben. Damals aber bestand sie zum größten Theil aus solchen nichtssagenden Privathäusern und diese gaben ihr den Charakter, der in so vieler Hinsicht dem der Epoche selbst entsprach — den einer gewissen Kleinlichkeit und Spießbürgerlichkeit, welche sich noch immer nicht in die großen Verhältnisse finden kann. „Der durchreisende Fremde", so gibt H. Heine den Eindruck wieder, welchen Berlin auf ihn (1822) gemacht hat, „sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens auch nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. . . . Die Stadt enthält so wenig Alterthümlichkeit, und ist so neu; und doch ist dies Neue schon so alt, so welk und abgestorben." *)

In der That, wie der Leser aus dem bisherigen Verlaufe dieser Darstellung bemerkt haben wird, mußte Berlin immer und in jeder Phase seiner Entwicklung als eine Stadt erscheinen, die erst eben neu gebaut worden war. So wird ihr Aussehen unter dem großen Kurfürsten, so wird es unter den beiden ersten Königen, so noch unter Friedrich d. Gr. ge-

*) Reisebilder, 2. Theil in den „sämmtlichen Werken", II. B., S. 10. 11.

schildert; und auch Frau von Staël schreibt: „Berlin ist eine ganz moderne Stadt, in welcher man nichts sieht, was an die früheren Zeiten erinnert." Frau von Staël ist die Erste, so viel ich sehe, welche diese jüngste Stadt Europa's mit den amerikanischen Städten vergleicht. Aber sie meint doch, daß ein Unterschied sei: wir, in unsrem alten Welttheil, bedürften einer Vergangenheit, welche man nirgends in Berlin finde, weder eine Spur der Geschichte des Landes, noch des Charakters seiner Bewohner*). Es ist wirklich so, wie die geistreiche Französin sagt; als ob man hier immer ein Vorgefühl des Provisorischen gehabt hätte, welches dem Vorhandenen keine Zeit ließ, alt zu werden. Das Werden des preußischen Staates selber drückt sich in diesen aufeinanderfolgenden Gestaltungen seiner Hauptstadt aus: der kleine, fünf- oder sechshundert Jahre alte Kern, an den sich bald hier, bald dort, weitausgestreckt, Neues ansetzt, ein Ganzes bildend, welches nicht aus der Kraft des organischen Zusammenhanges entstanden, sondern durch die des Einzelwillens hervorgebracht worden ist, und darum auch nicht die „Spur der Geschichte des Landes, noch des Charakters seiner Bewohner" zeigen kann, sondern nur die der jeweiligen Periode, des jeweiligen Fürsten.

*) Madame de Staël, De L'Allemagne, chapitre XVII.

Der letzte Repräsentant dieses rein persönlichen oder väterlichen Regiments in Preußen war Friedrich Wilhelm III., und im Angedenken der Berliner, deren älteste Generation ihn noch gekannt hat, lebt er fort, ein wohlwollender Mann von schlicht bürgerlicher Erscheinung, sowie seine Statue im Thiergarten ihn darstellt. Freundliche kleine Bilder aus dem Leben des Volkes und der heimischen Natur umgeben den Sockel: Scenen kindlichen Genügens, wie sie nach dem Herzen dieses Monarchen waren. Jener familienhafte Zug im Verhältniß von Preußens Herrscherhaus zu der Bevölkerung seiner Hauptstadt, welches namentlich in der schweren Zeit der Fremdherrschaft und Befreiungskriege sich entwickelt und bis heute sich unvermindert erhalten hat, tritt nirgends sichtbarer hervor, als an diesem Denkmal und dem der guten schönen Königin ihm gegenüber. Immer, von Jahr zu Jahr, am 10. März, wenn auf dem bescheidenen Altar der Luiseninsel, zuweilen noch unter schneebedeckten Zweigen, der erste Frühlingsflor erscheint und am 3. August, wenn Lorbeerhecken und Palmengruppen, schimmernd vom feuchten Glanze des Sommermorgens, Ampeln mit buntem Schlinggewächs und Laubgewinde den Platz um das Standbild des Königs schmücken, feiert der Berliner die Gedenktage der Beiden, als ob sie noch gegenwärtig wären, und von allen Plätzen des Thiergartens

ist es dieser, wohin die Mutter zuerst ihre Kinder führt.

Es ist der Abschluß einer alten, der Anbruch einer neuen Zeit, an deren Schwelle Friedrich Wilhelm IV. steht. Eine gerechtere, reiner gestimmte Nachwelt wird niemals aufhören, mit einer gewissen schmerzlichen Sympathie bei dieser Königsnatur zu verweilen, die sensitiv genug war, um das Nahen einer neuen Ordnung der Dinge zu fühlen, aber nicht stark genug, um sie rückhaltlos zu acceptiren. Es war eine Dissonanz in ihm, die Zwiespältigkeit des Dilettantismus. Er war reichbegabt, und hat nichts Dauerndes geschaffen. Er hat die Kunst geliebt, und kein Werk von unbestreitbarer Geltung verewigt seinen Namen. Er war der erste von Preußens Königen, welcher der deutschen Literatur ein freundliches Interesse zeigte, und sie wandte sich von ihm ab. Populär, freisinnig und verheißungsvoll war der Anfang, bedauernswerth das Ende seiner Regierung, sein hoher, schöner Geist gelähmt und er selber zerfallen mit seinem Volke. Der Wind und die Strömung gingen gegen ihn. Die mechanischen Kräfte begannen ihre Arbeit. Die wirthschaftlichen Fragen erfüllten und bewegten das öffentliche Leben, noch ehe die politischen Wandlungen sich vorbereiteten, deren letztes und ganz bewußtes Ziel es war, einer Nation, die bisher nur ein ideales

Dasein geführt, ein in der Realität und Wirklichkeit begründetes zu geben. Das erste Band, welches das zersplitterte Deutschland, oder wenigstens einen wichtigen Theil desselben, wieder in einen fühlbaren Zusammenhang brachte, waren der Zollverein und die Handelsverträge, und der Anstoß zu Beidem ging von Berlin aus. Indem man die Gemeinschaft der materiellen Interessen förderte, legte man langsam und sicher den Grund zu höheren Vereinigungen; und in dem Augenblicke, wo vor dem Potsdamer Thor der Pfiff der ersten Locomotive sich hören ließ und vor dem Oranienburger Thor der Rauch des ersten Fabrikschornsteins in die Luft stieg, war es entschieden, daß Berlin, wie es den Principat der geistigen Arbeit in Deutschland sich errungen, künftig auch die Führerin seiner materiellen Arbeit werden sollte. Und dies trotz der Ungunst seiner Lage in einem entfernten Winkel Deutschlands, in einer Gegend ohne große Gewässer und weit ab von den Meeren. Aber die neue Erfindung der Eisenbahn corrigirte die Fehler der Natur und rückte plötzlich, mit einem Schlage, Berlin in das Centrum des mitteleuropäischen Verkehrs; und während Friedrich Wilhelm IV. eine Verschönerung und Erneuerung der Stadt träumte nach den Mustern von Florenz und Ravenna, kamen, im Gefolge der Eisenbahn, der Maschinenbau und die Börse und machten, immer

gleichen Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, aus der stillen Residenz der Könige von Preußen eine der größten Fabrikstädte des Continents und einen der ersten Handelsplätze der Welt.

Fabriken hatte es vor dieser Zeit in Berlin gegeben; aber die beiden größten, die Porzellanmanufactur und die Eisengießerei, waren königlich, ebenso wie das vornehmste commerzielle Institut, die Seehandlung. Die Hand des Staates war in Allem und die Monopole ließen wenig Raum für die Privatinitiative. Seit einem Menschenalter jedoch hatten zwei Factoren zusammengewirkt, die städtische Selbstverwaltung und eine freiere Richtung in der Handelspolitik, um den bürgerlichen Geist aufzuwecken, und ihm weite Gebiete der Thätigkeit zu öffnen. Also vorbereitet stand ein neues Geschlecht den gewaltigen Impulsen der vierziger Jahre gegenüber. Die großartigen künstlerischen Pläne Friedrich Wilhelm's IV. haben sich nur höchst fragmentarisch verwirklicht in der Schloßbrücke, dem Neuen Museum, und nach seinem Tode noch in der Nationalgallerie; und sein Campo Santo war eine Ruine, bevor es fertig geworden. Aber rings um Berlin entstand gleichsam ein anderes Berlin, ganz voll von Arbeitern und Fabriken — Maschinenfabriken, Fabriken für Eisenbahnbedarf und Metallwaaren, für Zink- und Bronzeguß, Kupfer- und Messingwerke, Webereien, Spinne-

reien, Kattundruckereien, Färbereien, Brauereien; alte Berliner Industrien, wie die der Tuchwirker, der „Raschmacher“, die schon in der ersten städtischen Verfassung ihre Rolle spielen, ferner die Tapisserie- und Phantasiearbeiten, der sog. „Berliner Artikel“, erweiterten ihre Herrschaft bis zu den fernsten überseeischen Märkten, und neue kamen hinzu, ganze Reviere der Stadt im Norden, im Osten und im Süden mit ihrem Qualm, ihren Gerüchen und ihrem tausendfältigen Lärm erfüllend, dem dumpfen Getöse ihrer Hämmer und Walzen, dem Schnurren und Sausen ihrer unzähligen Räder und Spindeln. Dies in der That ist das neue Berlin, welches sich allmälig seit der Zeit Friedrich Wilhelm's IV. in das alte Berlin eingedrängt und es zuletzt ganz verdrängt hat. In diese Periode des Ueberganges fiel seine Regierung; ihm, gerade ihm mußte es beschieden sein, sich der Revolution von 1848 gegenübergestellt zu sehen Das Phantom der deutschen Kaiserkrone senkte sich auf sein Haupt, und er wies sie zurück. Sicher, dies war noch nicht die Zeit und er nicht ihr Mann. In den Stürmen und Fluthen dieses unbändigen Frühlings ging ein edles Leben zu Grunde; doch wer, wenn er genau hinhorcht, vernimmt nicht jetzt schon durch das Brausen und Branden der entfesselten Elemente, mitten in diesem Chaos und Durcheinander politischer, socialer und nationaler

Strömungen, halb verweht, leise, aber nicht undeutlich, eine Stimme — die Stimme eines Unbekannten, die Stimme der Zukunft, die Stimme des Herrn von Bismarck? . . .

III.

Als König Wilhelm den Thron bestieg, zählte Berlin nicht ganz 500,000 Einwohner; in fünfzehn Jahren hatte sich die Bevölkerung verdoppelt, ein Jahr später, 1877, überschritt sie die Million, betrug 1880, bei der letzten Volkszählung, 1,123,608 und beträgt gegenwärtig, 1884, nach ungefährer Schätzung 1,260,000.*)

Dieses ungeheure, in so unglaublich kurzer Zeit bisher niemals, selbst in den amerikanischen Städten nicht erlebte Anschwellen der Bevölkerung konnte nicht ohne Rückschlag bleiben und machte sich zunächst fühlbar in Wohnungsnoth und Zunahme der Sterblichkeitsziffer. Weder räumlich noch sanitärisch war Berlin zur Aufnahme einer in so riesenhaften Proportionen steigenden Einwohnerzahl vorbereitet. Eine Stadt wie Hamburg machte damals, vor zwanzig Jahren noch, einen großstädtischeren Eindruck als Berlin. Bis auf das Straßenpflaster und

---

*) Am 31. December 1884, nach Ausweis des Statistischen Amtes der Stadt Berlin: 1,263,196.

die Straßenbeleuchtung herab war Berlin zurückgeblieben hinter der Zeit. Die Wasserleitung war mangelhaft, eine Canalisation existirte nicht. So fand uns jene gewaltige Invasion friedlicher Armeen, jener Zuzug von allen Seiten. Das Weichbild der Stadt erweiterte sich ringsum, die Stadtmauer fiel,*) das alte Berlin fluthete hinüber in ein neues, weite Gebiete wurden incorporirt, ganze Dorfschaften und ihre Gemarkungen von den steinernen Armen umfaßt, offene Flächen, vormals Gärten, Wiesen und Felder, mit Häusern bedeckt und selbst im Innern sahen wir bejahrte, schöne Parks dahinschwinden, wie z. B. den des ehemaligen Voß'schen Palais, dessen Stelle jetzt die Voßstraße einnimmt. Immer größere Massen theilten sich in den Besitz von Luft und Licht, und immer weniger davon kam auf den Einzelnen**). In

---

*) Unter Friedrich Wilhelm II. gebaut, ward sie mit Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer überflüssig und ist denn auch bald nach ihr (in den Jahren 1867 und 1868) beseitigt worden.

**) Wir schließen uns in Folgendem den außerordentlich wichtigen Publicationen des Berliner Magistrats an, welche, bisher in vier Bänden, die Zeit von 1861—1881 umfassen: Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1861 bis 1876. Berlin, in Commission bei Sittenfeld. Erstes Heft: 1879. — Zweites Heft: 1880. — Drittes Heft: 1881.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1877—1881. Erster Theil: 1883. — Zweiter Theil: 1884.

den sechziger Jahren hatte jeder Berliner von dem gesammten Luftraume Berlins noch über 100 Quadratmeter für sich, um darin zu leben und zu athmen; 1876 sank diese Zahl auf 63, und 1880 gar auf 24, ganz abgesehen von gewissen inneren Stadtbezirken, wo der pro Kopf verbleibende Rest nicht mehr als 13 Quadratmeter beträgt. Dieser Dichtigkeit der Bevölkerung entsprach die zunehmende Häufung der Bewohner in den einzelnen Grundstücken: im Zeitalter Friedrich's des Großen betrug die Durchschnittszahl der Bewohner eines Hauses 26, im Jahre 1860 hatte sie sich verdoppelt, im Jahre 1881 verdreifacht und in einem Bezirke des Stralauer Viertels beinahe versechsfacht, d. h. sie war auf die exorbitante Höhe von 116 gekommen, so daß hier in einem einzigen Hause so viel Menschen wohnen, wie sonst in manchem unserer Dörfer. Grundstücke, die nur eine Wohnung enthalten, sind eine Seltenheit geworden: von über 18,000 Häusern kaum noch 800; wogegen die Zahl der Häuser mit mehr als 20 Wohnungen von 815 im Jahre 1861 auf etwa 4000 im Jahre 1881 gestiegen ist. Bis in die vierziger Jahre war Berlin eine Stadt von ein- und zweistöckigen Häusern; in den sechziger Jahren überwog schon das dreistöckige Haus, in den siebenziger kam das vierstöckige und in den achtziger Jahren das fünfstöckige hinzu. Die Zahl der vierstöckigen Häuser hat sich von 6515 im

Jahre 1876 auf 7558 im Jahre 1881 vermehrt. Das fünfstöckige Haus war im Jahre 1876 noch ein Curiosum. Der Verwaltungsbericht des Berliner Magistrats von 1861—1876 sagt: „sogar 46 fünfstöckige Gebäude wurden bei der Volkszählung ermittelt." Aber bereits jetzt haben wir gegen 800 Wohnungen im fünften Stock neben 30,624 im vierten und 23,289 Kellerwohnungen. In dieser Zunahme der vier und mehr Stock hohen Wohnungen liegt allerdings eine Gefahr, welche dadurch nicht aufgewogen wird, daß die Zahl der Kellerwohnungen, wenn sie nicht schon direct abgenommen hat, doch auch fürderhin nicht vermehrt werden darf. Noch vor zehn Jahren lebte der neunte Theil unsrer gesammten Bevölkerung in diesem unterirdischen Berlin und der vierte Theil derselben ging darin beständig ein und aus, da die Mehrheit der Kellerbewohner Restaurateure, Schank- und Speisewirthe (Budiker), Grünkram-, Mehl- und Vorkosthändler sowie Professionisten jeder Art sind. Von 9654 im Jahre 1861 war ihre Zahl auf 85,840 in 19,240 Kellern im Jahre 1871 gestiegen; und im December 1875 gab es 23,200 Keller. Ihr gesundheitsschädlicher Einfluß machte sich sehr fühlbar; denn die Luft in diesen Kellern ist schlecht, ihre Wände sind feucht und ein Sonnenstrahl dringt selten herein. Sie sind ein Heerd der Infectionskrankheiten und alle andren

Krankheiten, deren Verlauf durch die angegebenen Bedingungen bestimmt wird, fordern in ihnen unverhältnißmäßig viel Opfer. In der dreijährigen Durchschnittsperiode von 1864—67 kamen auf je 1000 Bewohner 21 Todesfälle im ersten bis dritten Stock und 25 in den Kellern. Seit 1875 hat die Zahl der letzteren sich kaum noch vermehrt und in allen Neubauten sind sie gesetzlich ausgeschlossen: an ihre Stelle ist eine Art niedrigen Parterres getreten, über welchem sich das frühere Erdgeschoß als Hochparterre erhebt. Damit ist aber in den meisten Fällen ein Emporwachsen der Häuser zu vier und fünf Stockwerken verbunden; und es muß leider constatirt werden, daß der Gesundheitszustand in solcher Höhe fast noch mehr gefährdet erscheint, als selbst in den Kellern. Die Sterblichkeitsziffer der vier Stock und höher Wohnenden übersteigt um 7 pro Mille die der Bewohner bis zum dritten Stock, um 3 pro Mille die der Kellerbewohner, und sie hat ihren Grund vornehmlich in der vermehrten Kindersterblichkeit und dem erschreckend häufigen Vorkommen von Todtgeburten, die sich aus der Zahl und Steilheit der Treppen nur allzu wohl erklärt, ganz abgesehen von der Hitze des Sommers, die hier oben, unter den Dächern, nicht weniger verheerend wirkt, als in den Wohnungen in der Erde, den Kellern, das Grundwasser. Ein Uebel gegen das

andre abgewogen, steht man hier vor einem Problem, welchem die Stadtverwaltung sich auch keineswegs verschließt. Dazu kommen andere Mißstände in unsren Wohnungsverhältnissen. Schon 1876 machte der Verwaltungsbericht die Bemerkung, daß die Hälfte der Wohnungen nicht den für das Bedürfniß einer Familie erforderlichen Raum gewähren; und der von 1881 muß constatiren, daß die Qualität der Wohnungen immer noch zurückgehe. Von 212,534 Wohnungen waren 74,648 auf einen einzigen Wohnraum beschränkt, 77,648 hatten zwei Zimmer — und doch preßten sich gerade in diesen unzureichenden Wohnungen, außer den Miethern und ihren Familien, noch über 80,000 Chambregarnisten, Aftermiether und sog. „Schlafleute" zusammen. Im Jahre 1871 war der Andrang nach Berlin so stark — in der That betrug er den sechsten Theil der ganzen Bevölkerung — daß factisch kein Raum mehr blieb und 163 Familien, welche kein Obdach fanden, auf freiem Felde vor dem Kottbuser Thor in improvisirten Bretterbuden campiren mußten. Dieses zigeunerhafte Lager, vom Volke „Barackia" genannt, stand, wie man sich in Berlin noch wohl erinnert, monatelang; von seinen Dächern wehten die preußischen und deutschen Farben in zusammengeflickten Lappen und an den Wänden waren mit blauer Kreide die Hausnummern geschrieben. Die

Leute verloren den Humor nicht; aber das Elend war doch noch größer als der Humor davon!

Man wird sich nicht wundern, daß unter solchen gesundheitswidrigen Verhältnissen die Sterblichkeitsziffer, namentlich in dem jüngsten Lebensalter, bedenklich zunahm. Sie stieg in den Jahren von 1861—1876 auf 32 pro Mille gegen 27, resp. 24 pro Mille in den beiden vorangegangenen gleich langen Perioden. Der Verwaltungsbericht von 1876 gibt an, daß damals von den in Berlin geborenen Knaben nur fünf Achtel, von den in Berlin geborenen Mädchen nur zwei Drittel das erste Lebensjahr vollendeten, und durch diese hohe Kindersterblichkeit die durchschnittliche Lebensdauer beim männlichen Geschlecht auf 25, beim weiblichen auf 29 Jahre reducirt ward.

Große und ernste Aufgaben, wie sie in gleicher Schwere noch keiner andern zugefallen sein mögen, waren es daher, welche an die Berliner Communalverwaltung herantraten, als nach einer langwierigen Auseinandersetzung mit dem Staate der Stadt Berlin endlich, am 1. Januar 1876, die Straßenbaulast und als Correlat die Straßenbaupolizei übertragen ward. Länger als jede andere Stadt in Preußen hatte die Residenzstadt sich zu gedulden, bis die Selbstverwaltung eine volle Wahrheit für sie ward: mehr als zehn Jahre, von 1808 bis 1819, hatte es gedauert,

bevor die fiskalische Auseinandersetzung zwischen Staat und Stadt erfolgt war; weitere zehn Jahre mußten vergehen, ehe die Communalbehörden anfingen, sich in eine unzweifelhaft bessere, jedoch ungewohnte Ordnung der Dinge zu finden und in Berlin nicht ausschließlich mehr die Residenz der Könige, sondern ebenso sehr die Stadt der Bürger zu sehen. Aber erst das Jahr 1876 bezeichnet den Moment, wo mit den vollen und ganzen Rechten der Selbstverwaltung unsere Stadt auch die volle und ganze Verantwortlichkeit übernahm; und die Billigkeit erfordert zu sagen, daß sie die ihr gestellten Aufgaben mit dem größten Geschick und der höchsten Energie gelöst hat. Seit dem Tage, wo das Straßenareal in die Verwaltung der Stadt überging, hat sich dasselbe von 1,820,000 Quadratmetern auf annähernd fünf Millionen Quadratmeter erhöht; aber mit dieser erstaunlichen Vergrößerung begann die Verschönerung und Verbesserung in Bezug auf Reinlichkeit und Bequemlichkeit; ja, man darf sagen, daß seitdem erst, auch seiner äußeren Erscheinung nach, Berlin in die Reihe der Weltstädte getreten ist, zu denen es, dem Range nach, schon zuvor gehörte. Die Wasserleitung ist vollständig, die Canalisation — eines der schwierigsten und kostspieligsten Werke — fast ganz durchgeführt. Wie durch einen Zauberschlag hat sich unser berüch-

tigtes Straßenpflaster in Asphalt, Holz, Granit und Kies verwandelt. Unsere Straßenreinigung ist ein anerkanntes Muster und unsere Straßenbeleuchtung, Gas, Sonnenbrenner und elektrisches Licht das Wunder aller Fremden. Aus seinem verwilderten Zustand ist der Thiergarten zu einem der herrlichsten Parks der Welt geworden. Gleicher Sorgfalt erfreuen sich die „Haine“, Friedrichshain und Humboldthain, in unseren Volksquartieren, im Osten und Norden, und eine neue Anlage dieser Art im Süden, am Ufer der Spree, ist im Entstehen. Den Linien der Stadtbahn und Pferdebahn folgend, wurden enge Straßen erweitert, und wo immer neue gebaut wurden, da galt als oberstes Gesetz, daß sie Luft und Licht und Grün haben sollten. Breitere, schönere Straßen, als diejenigen an der Stelle der ehemaligen Stadtmauer, vom Rosenthaler bis zum Landsberger Thor oder an den Abhängen des Tempelhofer Berges und am Rande der Hasenhaide hat weder Paris, noch gar London. Aber es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß auch in großen Revieren der inneren Stadt von zehn Häusern immer fünf niedergerissen und neu gebaut worden sind. Berlin ist in den letzten zwanzig Jahren nicht nur eine doppelt so große, sondern eine ganz andere Stadt geworden; und es fügte sich glücklich, daß fast gleichzeitig mit der Communal-

verwaltung auch die Baukunst selber von den Fesseln staatlicher Bevormundung befreit wurde. Von jetzt ab wurde nicht mehr, wie man es nannte, „vom grünen Tisch" aus gebaut, sondern eine neue Schule von Architekten, welche die Traditionen Schinkel's ehrt, aber von deren geistloser Erstarrung sich nicht mehr einengen und stören läßt, hat Hand ans Werk gelegt und uns mit einem Reichthum und einer Fülle der Bauformen beschenkt, welche Denjenigen, der Berlin zum ersten Male sieht oder nach längerem Zeitraume wiedersieht, in Erstaunen setzen und selbst dem Einheimischen immer neue Ueberraschungen bereiten. Wie im Perikleischen Athen ist auch hier der Baukunst die seltene Gelegenheit geworden, der Hauptstadt eines in schweren Kämpfen geeinten Staatswesens den monumentalen, den festlichen Ausdruck zu geben, vom triumphalen Eingang des Brandenburger Thores bis dahin, wo die Kaiser Wilhelmstraße schon ihre majestätische Baulinie zeigt, und von der Siegessäule des Königsplatzes bis zu den Denkmälern des Belle-Alliance-Platzes und Kreuzberges.

Sicherlich, eine künftige Frau von Staël würde die Physiognomie Berlins nicht mehr uncharakteristisch, ein kommender Heinrich Heine sie nicht mehr monoton nennen können: sie trägt nunmehr jenen großen Zug, der einst ihr historisches Gepräge sein wird. Wir

aber, die Mitlebenden, dürfen uns dessen rühmen, daß dieser rastlosen Thätigkeit zur Verschönerung unserer Stadt, die weniger geräuschvolle zur Seite gegangen ist, welche die Verbesserung der einer Weltstadt anhaftenden Uebel bezweckt; und mit Genugthuung constatiren, daß bereits jetzt eine heilsame Rückwirkung auf den Gesundheitszustand und eine Rückkehr zu den früheren normalen Bedingungen desselben zu bemerken ist. „Erfreulich ist es," sagt der Verwaltungsbericht von 1881, „daß neben der hohen Geburtsziffer für unsere Berichtsperiode eine geringere Sterblichkeit zu verzeichnen ist, als für die sechzehnjährige Periode des vorigen Berichts." Der Durchschnittssatz der Kindersterblichkeit ist von 32 pro Mille auf 30 herabgegangen, der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen von 7 pro Mille auf 12 pro Mille gestiegen — eine Zahl, mit welcher Berlin nur noch um 3 pro Mille hinter den übrigen Städten Preußens zurücksteht, dagegen Wien um 2, Paris sogar um 11 pro Mille übertrifft. Und selbst dieses an sich keineswegs ungünstige Verhältniß ist nach der Meinung unseres Magistrats der Verbesserung noch fähig; der Bericht sagt, daß es zum größten Theil auf Umständen beruhe, welche einem rationellen Streben gegenüber nicht incorrigibel seien. Die Wasserleitung und die Canalisation und die breiten luftigen Straßen haben viel gethan; viel

bleibe noch zu thun, um die localen Krankheitsursachen ungesunder Wohnungen und mangelhafter Ernährung zu beseitigen.

Berlins wunderbar rascher Aufgang, der uns, die Aelteren, fast blendet und betäubt, ist nur der Anfang einer unabsehlichen Zukunft. Mit dem Augenblick, in welchem Berlin Sitz des deutschen Kaiserthums wurde, hatte es gleichsam den lang vorbereiteten und lang erstrebten Punkt erreicht, wo es aus den bisherigen engen Existenzbedingungen einer preußischen Stadt heraus-, und zu der Höhe einer nationalen Stadt emporgehoben ward. Es wurde zugleich ein Mittelpunkt der europäischen Politik und der Mittelpunkt des deutschen Lebens in seiner geistigen Totalität, künstlerischen, wissenschaftlichen, literarischen — unsre Stadt erinnerte sich, was sie, gerade sie der deutschen, nationalen Literatur zu verdanken habe und ihr bisher so spröder Boden weigerte sich nicht länger, neben den Standbildern der großen Krieger und Staatsmänner, auch die der großen Dichter und wissenschaftlichen Entdecker zu tragen. Sie wurde der Sitz des deutschen Parlaments und der obersten Behörden des Reichs, der Markt für Deutschlands Handel, der Stapelplatz seiner gewerblichen Betriebsamkeit; und wer, durch unsre Straßen wandernd, einen Prachtbau neben dem andren erblickt, an welchem die Firmenschilder großer Industrieller und be-

16*

rühmter Geschäftshäuser aus allen Theilen des deutschen Reichs, ihrer Filialen, Commissionslager und Agenturen prangen: der wird eingestehen müssen, daß auch in dieser Hinsicht Berlin die centrale Stadt Deutschlands geworden ist.

Zu dieser ungeheuren Energie des Berliner Lebens trägt nicht wenig der Umstand bei, oder vielmehr resultirt sie zum Theile daraus, daß in der Einwanderung, aus welcher es sich recrutirt, eine Zeitlang das männliche Element überwog und die kräftigsten Altersclassen immer noch überwiegen. Ersteres war 1875 mit einem Ueberschuß von 2 pro Mille vertreten, und unter den Zuziehenden befanden sich mehr als zwei Drittel im Alter von fünfzehn bis dreißig Jahren. Es ist eine alte, oft wiederholte und nach allem bisher Mitgetheilten leicht erklärliche Thatsache, daß es in Berlin, wie man zu sagen pflegt, so wenig Berliner gibt. Schon einer meiner Gewährsmänner aus dem vorigen Jahrhundert bemerkt, daß in Berlin „die echten Berliner“ sparsam zu finden sind; und er fügt hinzu, daß man sich nur in einer hiesigen Gesellschaft zu erkundigen brauche, um zu erfahren, wie viel davon wohl „würckliche Berliner“ seien*). Das Resultat dieser Erkundigung

*) König, Versuch einer historischen Darstellung ꝛc. der Residenzstadt Berlin. 1793.



bleibt er uns freilich schuldig; dafür wissen wir um so genauer, wie das Verhältniß gegenwärtig steht: daß nämlich die weitaus größere Hälfte der Bevölkerung Berlins aus Leuten besteht, welche keine Berliner sind. In der Periode des stärksten Zuzugs, welche mit dem Jahre 1875 schließt, kamen auf 413 in Berlin Geborene 587 auswärts Geborene; und im Jahre 1880, wo normalere Bedingungen zurückgekehrt, war das Verhältniß immer noch wie 434 zu 566. Um diese Zeit stellt sich das Gesetz, nach welchem es in der Welt mehr Frauen als Männer gibt, auch für Berlin wieder her, indem das männliche Element in dem genannten Jahre aus 231,608 geborenen Berlinern und 311,221 Zugezogenen, das weibliche dagegen aus 255,176 Berlinerinnen und 324,325 Zugezogenen bestand. Wenn man daher sagt, es gebe wenig Berliner in Berlin, so muß doch der Wahrheit gemäß hinzugefügt werden, daß es dort immer noch mehr Berlinerinnen als Berliner gibt. Indessen hat dieses ihr Ueberwiegen der Intensität des Berliner Lebens keinen wesentlichen Abbruch gethan; denn sehr activ in dasselbe greift das sog. schwache Geschlecht ein. Mit Ausnahme der Armee, der Marine, der Forstwirthschaft, Jagd und des diplomatischen Corps finden wir Frauen in *allen* Berufsclassen — im Versicherungswesen und in der Rechtspflege zwar nur mit je einer Repräsen-

tantin, in der Fischerei mit deren vier, in der Rhederei und Schiffahrt mit fünf, in der Kirche mit sechs und in der Presse mit vierzig: aber sie präponderiren in der Bekleidungsbranche (44,778 gegen 30,849), unter den Dienstboten (58,930 weibliche gegen 7051 männliche) und unter den von ihren — Renten Lebenden (7287 Rentièren gegen 5288 Rentiers); sie stellen zur Gruppe der Arbeiter beinahe ein Drittel der Gesammtzahl, und Alles zusammen kommen auf 380,196 selbstthätige Männer 177,971 selbstthätige Frauen in Berlin.

Wie konnte nun der Berliner Typus, der doch ein ganz eigenthümlicher ist, einer so massenhaften Infusion fremden Elementes gegenüber sich nicht nur behaupten, sondern auch derart kräftig erweisen, daß jeder Zugezogene mehrentheils schon nach kurzer Zeit zum „richtigen" Berliner wird? Auch darüber gibt der Verwaltungsbericht genügenden Bescheid. Es stellt sich nämlich heraus, daß bei der Zählung von 1880 unter der Gesammtzahl von 635,292 Zugewanderten 46,356 Deutsche „aus dem Reich", von den 575,202 zugezogenen Preußen nur 14,432 aus den „neuen Provinzen", ungefähr die Hälfte des Restes, nämlich gegen 214,000 aus der Mark Brandenburg, und von diesen wiederum gegen 50,000 aus dem Barnim und Kreise Teltow waren, dem alten „Wurzelgebiet des eigentlichen Berlin", wie der Ver-

waltungsbericht sie nennt. Wer aber jemals die kleinen Städte, Flecken und Dörfer der Mark besucht hat, der wird wissen, wie dort, unter fast denselben Lebensbedingungen eines sandigen Bodens, auf den Haiden und an den Seen ein Geschlecht erwachsen ist, welches dem Berliner zum Verwechseln ähnlich sieht, „ein verwegener Menschenschlag“, um Goethe's Wort zu gebrauchen*), ganz wie jener, und der deshalb auch, weil er „Haare auf den Zähnen“ hat, sich in Berlin bald zurecht findet und vortrefflich gedeiht.

Dieses märkische Element zusammen mit den eingeborenen Berlinern bildet nun aber den überwiegend stärksten Theil und eigentlichen Kern unserer Bevölkerung; und dieses Verhältniß, welches auch ihr künftiger Zuwachs sein möge, wird immer annähernd dasselbe bleiben, da seine Ursachen von der Natur gegebene sind.

Der Berliner wird nicht aussterben, noch werden es diejenigen Eigenschaften, durch welche er sich seit Jahrhunderten ausgezeichnet und Berlin zu dem gemacht hat, was es gegenwärtig ist, in alter und neuer Geschichte vielleicht das einzige Beispiel einer Stadt von centraler Bedeutung, welche nichts ihrer Lage, sondern Alles ausschließlich und allein ihrer

*) Eckermann, Gespräche. I, 71.

Arbeit schuldet — undankbare Arbeit zuweilen, harte Arbeit immer, Arbeit seiner Fürsten, Arbeit seiner Bevölkerung — Arbeit auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, lange verkannt, spät erst gewürdigt — Arbeit, so dürfen wir jetzt wohl sagen, nicht umsonst gethan und, so wollen wir hoffen, von Deutschland niemals vergessen!

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Bilder
aus dem Berliner Leben.

Zweiter Band.

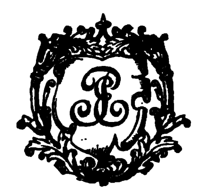
Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Dritte, wohlfeile Ausgabe.

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1891.

Inhalt des zweiten Bandes.

Die frühen Leute.

(Wintermorgen in Berlin. Februar, 1886.)

Ja freilich bin ich einer von Denen, die frühe Stunden halten — mögen meine Freunde darum nicht weniger gut von mir denken! Ich liebe die späten Gesellschaften nicht; ich bin nicht glücklicher, als wenn ich des Morgens aufstehen kann mit klarem Kopf und erfrischter Lust zu den täglichen Geschäften. Ich mag mir des Abends, wenn andere ehrliche und gesetzte Leute zu Bette gehen, nicht den Frack anziehen, um mich in Säle zu begeben, die von Gas und Hitze strahlen, unter einen Haufen geputzter Herren und Damen, die mir (und meistens auch sich unter einander) gleichgültig oder langweilig sind; mit denen ich Gespräche führen muß, die weder sie noch mich interessiren, bald mit Diesem, bald mit Jenem, um die Zeit hinzubringen, Gespräche, die keinen Anfang und kein Ende haben. Auch die Musik zwischen elf und zwölf ist mir fatal, und ich glaube, diesen Herren und Damen nicht minder, die den Augenblick nicht erwarten können, bis sie sich, hungrig wie die Wölfe, nach Mitternacht zur Tafel

setzen, — wenn sich nicht etwa, zum Schrecken Aller, ein Büffet aufthut, wo die Hand und Gabel Jedes gegen Jeden erhoben ist — und dann Gott noch mehr als ihren Wirthen danken, wenn die Sache zuletzt überstanden — um morgen Abend von Neuem anzufangen und jeden Abend, drei Monate lang, den ganzen Winter hindurch, sich zu wiederholen.

Wer mich vergnügt sehen will, der muß in eine von den kleinen Wirthsstuben kommen, in denen man an Tischen von unpolirtem Eichenholz sitzt. Die Platten sind so weiß und so rein gescheuert, daß man alle Masern und Adern des ursprünglichen Wuchses darin erkennen kann; und dies allein schon würde hinreichen, mir ein Gefühl des Behagens zu geben. Wenn ich eintrete, pflegt es noch still zu sein; kaum, daß hier oder dort, an dem einen Tisch oder dem andern, ein früher Gast sitzt, gleich mir selber. Die Lichter brennen nur halb, und der Kellner, der mich kennt, gibt sich keine Mühe, sie höher zu schrauben. Denn er weiß, daß ich die mittlere Helligkeit und die mittlere Temperatur bevorzuge. Er kennt mich und meine Gewohnheiten, und meinen Platz; wir haben uns nicht sehr viel zu sagen und hegen doch die größte Hochachtung vor einander. Er bringt mir meinen Wein und mein Couvert und meine Zeitung, und läßt mich alsdann allein. O, wie die Einsamkeit Einem wohl thut in solch' einer gemüth-

lichen Wirthsstube! Sich endlich einmal ganz selber zu gehören — kein überflüssiges Wort sprechen, keine leere Frage beantworten zu müssen, thun und denken zu dürfen, was Einem gefällt — oder auch gar nicht zu denken — zu träumen! Und wie vielerlei, wie schön läßt sich träumen vor einem Glase mattgelben jungen Moselweins, in dem die feinen Schaumperlchen auf- und niedersteigen! Von den sonnigen Bergen, an denen er gewachsen, von den lieblichen Thälern und dem vielfach gewundenen Flusse, von den alterthümlichen Städtlein an seinen Ufern, ihren hügeligen Straßen, Kirchen, Schlössern und sonstigem Gemäuer — von der Augusta Trevirorum, dem herrlichen Trier, von der Porta Nigra, der Arena, den Kaiserpalästen, in einer Landschaft und unter einem Himmel, die — ich weiß nicht welchen Zauber südlicher Weichheit athmen, daß sie, vor anderthalbtausend Jahren, den Römern Constantin's die Täuschung der fernen, transalpinen Heimath gaben und heute noch uns, den Nachkommen der Barbaren, Sehnsucht erwecken, unendliche, ungestillte, nach der Stadt, die vor allen andern Städten war, und noch immer ist — bis wir ihn auftauchen sehen, aus dem Morgengrau, den gelben Tiber — bis er uns zum ersten Male seine Fluth entgegenrollt — mit einem grünen Thalkessel und scharf umrissenen Gebirgskamm, mit Cypressen und Pinien, und einer weidenden

Schafheerde und einem Hirten im Ziegenfell, mit dem weiten Blick über die bläulich schimmernde Campagna und dem weißen Aquäduct und dem schwärzlichen Steinhaufen und der mächtigen Kuppel, von der aufgehenden Sonne vergoldet — bis der Zug in die Halle einläuft und der Schaffner, die Thüren öffnend, von Wagen zu Wagen ruft: „Roma!“ . . . .

Nun, meine Herrschaften, ist es Zeit, daß ich gehe. Denn ich kann auf die Minute berechnen, wie lang ich gebrauche, um von meinem Glase Brauneberger bis nach Rom zu gelangen. Jedesmal, wenn der Zug hält und der Schaffner ruft, ist auch der Moment da, wo das Stübchen sich mit Leuten füllt, die nicht vom Forum oder Capitol, sondern aus dem Königl. Schauspielhaus oder Deutschen Theater kommen — braven Leuten, die gewaltigen Hunger und nicht minderen Durst haben, und denen ich alles Gute wünsche, so wie es mir vorher zu Theil geworden ist. Gemächlich mach' ich meinen Heimweg durch die klare Winternacht, und es hat noch nicht elf von meinem Kirchthurm geschlagen, Ihr könnt Euch darauf verlassen, so suche ich mein Lager, in der frohen Erwartung einer guten Nacht und eines guten Morgens.

Aber solch' ein Wintermorgen kommt langsam, langsam; und ich bin gar nicht unwillig, wenn ich,

von einer Zeit zur andern erwachend, dem Gange der Nacht folgen kann. Wann wird es einmal still, ganz still in einer Stadt wie Berlin? Der Platz, an dem ich wohne, gehört nicht zu den lauten Gegenden; keine Verkehrsstraße berührt ihn, bei Tage wenig lärmend, verstummt er gänzlich bei Nacht. Nur aus weiter Ferne, ringsumher, wie das Branden des Meeres hinter den Dünen, vernehm' ich das Leben der Hauptstadt, das wohl etwas schwächer wird, aber niemals ganz erstirbt. Da läuft noch ein später Eisenbahnzug ein oder aus, und ich höre den Pfiff der Locomotive, ganz weit und ganz schwach. Das Rollen der Wagen ist zu einem monotonen einschläfernden Geräusch gedämpft, das jetzt sich im Umkreis zu verlieren scheint, jetzt erneut aus demselben hervorbricht — wie das Meer zur Ebbezeit immer weiter zurücktritt und doch immer wieder anschlägt. Es sind die Wagen und Equipagen, in welchen die geputzten Herren und Damen, die sich eben „gesegnete Mahlzeit" gewünscht haben, nach Hause fahren. Manchmal verirrt sich ein solches Gefährt, das mit müdem Gerassel über die Steine holpert, auf unsern Platz; denn wenn abseits der Welt, leben wir doch nicht völlig außer der Welt. Der Wagen hält; ich höre, wie der Kutschenschlag geöffnet wird — oder ich höre vielmehr, wie man sich alle Mühe gibt, ihn zu öffnen, ohne daß er

Miene machte, sich zu rühren, eben so wenig wie der Kutscher. Worauf das ganze Bild vor meiner Seele steht: er, der Treffliche, fest in seinen dicken Mantel gewickelt, mit der Fuchsbalgkappe über den Ohren und den pelzgefütterten Stiefeln bis über die Knie — beide unbeweglich, der Kutscher und der Kutschenschlag, als ob die Sache sie nichts anginge — was, im Grunde genommen, doch auch der Fall ist. Es ist, als ob es sie nur interessire, zu sehen, wie die Nachtgäste sich aus ihrer schwierigen Lage befreien. Und sie müssen es sich wohl gefallen lassen und fertig zu werden suchen, so gut sie können. Denn wir, auf unserm Platze, sind bescheidene Leute; wir fahren nicht erster Classe, wenn wir eine Droschke zweiter Classe haben können. Endlich, endlich fliegt der Schlag auf und wieder zu, das Fuhrwerk setzt sich in Bewegung, verliert sich, ich weiß nicht in welcher Richtung, und nun ist es eine Weile still — so still, daß ich das Ticken meiner Wanduhr vom Gange her deutlich vernehmen kann. Trauter Klang — Musik aus der Kinderzeit! Diese Uhr ist so alt — so alt wie ich denken kann. Sie stand im Elternhaus, auf dem Treppenabsatz; ich habe ihr Tick-tack schon als Knabe gehört, genau so, wie ich es jetzt höre, hier, in der Winternacht, in Berlin. Ah, wenn sie sprechen wollte, wie viel könnte sie verrathen — wie viel erzählen von Dingen, die nur sie gesehen

— von schlaflos stürmischen Nächten des Frühlings und der Jugend; von Sommernächten, voll vom Rauschen des einsamen Mühlbachs, voll von Düften des Jasmins, voll von leisen Gesängen! . . . Aber es ist gut, daß ich es jetzt allein bin, der ihre Sprache noch versteht.

Und sie beschämt noch, in ihren alten Tagen, den Kirchthurm auf dem Platze, der so viel jünger ist. Denn dieser, mit seiner großen Uhr und seinen beiden Zifferblättern, ist ein recht unzuverlässiger Gesell — ich will nichts gegen ihn sagen, beileibe nicht — denn auch ihn habe ich sehr lieb, ich könnte nicht ohne ihn leben, und er würde mir sehr fehlen, besonders in den Nächten, wenn er einmal ganz schwiege — was er übrigens, bei plötzlichem Witterungswechsel, auch manchmal thut. Mag die Thurmuhr falsch schlagen, wenn sie nur schlägt! Sie ist für mich die Stimme der Nacht, wobei ich freilich — um der Wahrheit die Ehre zu geben — nicht verschweigen darf, daß sie bei Tage manches Unheil anrichtet. Keiner traut ihr, und Alle berufen sich auf sie — der Barbier, wenn er zu spät kommt, die Köchin, wenn sie mit dem Mittagessen nicht fertig wird, das Hausmädchen, wenn sie Sonntags von ihrem Ausgang nicht zeitig zurück ist. Aber laßt sie, wir haben Alle unsere Fehler — Menschen und Kirchthürme; wir müssen Nachsicht mit einander

üben, und darüber schlaf' ich in Frieden wieder ein — schlafe, schlafe, bis mich Etwas weckt wie der Schlußaccord einer verhallenden Melodie, die sich seltsam mit dem Traumzustand des Erwachens zu vermischen scheint, — wahrhaftig, es ist der Kirchthurm, von welchem es Dreiviertel schlägt! Dreiviertel! Wenn man nur wüßte, was folgen wird! Es ist noch dunkel. Nur ein Schimmer der Gaslaternen stiehlt sich von unten herauf durch die freigelassene Ritze der Jalousien und wirft einen zitternden Lichtstreif an die gegenüber stehende Wand. Ganz vereinzelt und sehr weit entfernt läßt sich das Rollen eines Wagens vernehmen — ist es der letzte der späten Gesellschaften, ist es der erste der frühen Arbeit — ist dies der Moment, wo das Ende der Nacht und der Anfang des Tages in Berlin einander begegnen? Noch bevor ich die Frage mir beantwortet, bin ich wieder eingeschlafen, und wenn ich, nach einem gesunden und festen Schlaf, in dem mich nichts mehr stört, wieder erwache, schlägt es abermals; und jetzt, auch wenn ich die Schläge nicht zählte, würde ich wissen, daß es sechs Uhr ist — sechs Uhr früh. Denn diese Stunde hat ein ganz eigenes Colorit des Tones, das sie von allen anderen Stunden des Tages und auch der Nacht unterscheidet. Es ist nicht mehr der vereinzelte Stoß oder Laut, der durch die Stille dringt: es ist das

Erwachen der Hauptstadt, das ich in tausend Zeichen aus der Entfernung vernehme, die Wiederkehr des allgemeinen Lebens, das auch das meine weckt und in Spannung setzt. Diese Stunde möcht' ich, könnt' ich nicht verschlafen: es ist, als rausche die Fluth näher und näher heran, bis der Augenblick kommt, wo auch ich mich wieder hineinstürzen darf. O, diese Verkünder des neuen Tages, mit Allem, was er Unbekanntes, Unvorhergesehenes, Ueberraschendes in sich bergen mag — wie ich sie liebe! Da ist wieder der Pfiff der Locomotive — jedoch so viel heller, freudiger, hoffnungsreicher; wer weiß, welchen glücklichen Menschen sie heute zur Heimath, zu den Eltern, zur Braut, zur Geliebten bringen wird! Ah, so jung zu sein, wie er — wie er, klopfenden Herzens, dem schnellen Zuge noch vorauszufliegen durch die Winterlandschaft, zum ersehnten Ziele hin . . . . Und immer neue Laute, nicht mehr in weiten Zwischenräumen auftauchend und wieder dahinsterbend, nein, mit scharfem Accent einsetzend in die wachsende Bewegung, die von allen Seiten zur Stadt drängt, in ihre Straßen und auf ihre Märkte; und nun auf einmal ein leichtes Wägelchen, das in munterem Tempo herankommt und mit einer Art fröhlichen Allegro's über den Platz rennt. Wenn ich das höre, nach dem zuweilen schweren Andante der Nacht, dann ergreift Freude mein Herz — denn es ist der Milchmann,

der Milchwagen. Er kommt zwar nur von Schöneberg oder Wilmersdorf — aber er kommt doch vom Lande und bringt uns die gute Milch — und dem ersten folgt der zweite, und dem zweiten der dritte; und wo sie halten in der Nachbarschaft, diese traulichen Gespanne mit dem mageren Pferdchen und den blechernen Kannen, da wird es lebendig, da geht es hinein und heraus, da wird Feuer angezündet auf dem Herde, da steigt Rauch aus den Schornsteinen und da fangen die Kaffeemühlen an zu klappern ... Nein, nein, ich bin Keiner von Denen, die das Leben unerträglich und den folgenden Tag noch langweiliger finden, als den vorhergegangenen; ich, im Gegentheil, finde, daß jeder neue Tag die Verheißung von etwas Besserem in sich trägt, und daß das Alltägliche das Beste von Allem ist; und so lange noch der Milchmann und der Milchwagen kommen, bin ich zufrieden.

Jetzt ist sieben Uhr nicht fern; der Wintertag in Berlin beginnt und seine Boten sind geschäftig, die uns unser leibliches und unser geistiges Brot bringen, die für uns sorgen, die geräuschlos ihre Arbeit thun, halb noch unter dem Schleier der Nacht, damit Alles hübsch in der Reihe sei, wenn wir aufstehen. Aber ich muß mich eilen, wenn ich sie noch erblicken will. Denn diese frühen Leute sind pünktliche Leute; sie lassen nicht auf sich warten, aber sie

warten auch nicht, und den Tag wollt' ich nicht loben, wo wir nicht, Jeder von uns den Andern, zu genau derselben Zeit an genau derselben Stelle träfen. Der Erste von ihnen ist fast eine mythische Figur, nur sichtbar im Zwielicht, wenn die Nächte am längsten und die Tage am kürzesten sind. Dann sehe ich ihn wohl über den Platz schreiten, den Laternenmann, und phlegmatisch eine Flamme nach der andren auslöschen, die schläfrig sind wie vom langen Brennen; und im Halbdunkel mit seinen hohen Häusern und schneebedeckten Dächern liegt dann dieser kleine Ausschnitt der Welt vor mir. Aber im Morgengrau, wie wohl thut diese erste Spur der Helligkeit, die dem Anbruch des Tages vorausgeht — des wirklichen Tages, der unsre Kraft aufs Neue herausfordert und uns die Welt gleichsam zum zweiten Male schenkt; und wie köstlich ist der Anhauch der frischen, herben Winterluft, wenn er, Lebenslust und Freudigkeit weckend, uns zuerst entgegenweht, und mit all' diesen Zeichen und Verkündigungen rings um uns her eine Stimme wie die des Predigers in uns spricht: „Es ist das Licht süße und lieblich die Sonne zu sehen" .... „Morjen, Morjen!" schallt es hinüber und herüber. Eine eigene Population bewegt sich in der kleinen Straße. Es ist der Bäckerjunge, der mit dem hohen Korb auf den Schultern daher kommt, und die Zeitungs-

frau, welcher ein nicht minder gefüllter Korb am Arme hängt. Der Bäckerjunge trägt schwer an dem Ernste seines Berufs; er unterscheidet sich von allen andern Jünglingen dieser Stadt. Er pfeift nicht, er treibt keinen Unfug — Nichts reizt weder seine Neugier noch seinen Muthwillen, und sein einziges Vergnügen scheint darin zu bestehen, daß er mitten durch die Sperlingsschar geht, welche jetzt, am Tische des Ueberflusses schwelgend, sich auf einem leeren Droschkenstande niedergelassen hat und die verstreuten Körner aufpickt. Aber die Berliner Sperlinge haben nichts von der Ursprünglichkeit ihrer Natur eingebüßt; sie sind die frechsten, die man sich denken kann, und thun dem Bäckerjungen nicht einmal den Gefallen, fortzufliegen. Denn sie kennen seine Gemüthsart. Die Zeitungsfrau dagegen ist ein muntres Wesen in gesetzten Jahren, und mit einer Art mütterlichen Wohlgefallens sieht sie auf ihren jungen Freund herab, wenn er ihr, in der mehlbestaubten Kappe und mit dem Geruche frischen Backwerks vor sich her, an den Thüren begegnet. Friedlich in ihrem Tragkorb, wie gute Kameraden, schlummern neben einander Regierung und Opposition, Freisinn und Reaction, Culturkampf und Socialdemokratie; und mit derselben Liebe trägt sie dies Alles umher und schützt es sogar, wenn es regnet oder schneit, mit einem Zipfel ihres braunen Um-

schlagetuches. Sie hat etwas Mütterliches, wie gesagt; und ist eine Philosophin obendrein. Man muß sie beobachtet haben, wie sie die Hintertreppen hinauf- und heruntersteigt und ihre Blätter vor die verschlossenen Thüren wirft — mit einem Gesichtsausdruck, als wollte sie sagen: schlaft Ihr nur! So lange Ihr schlaft, hat die Welt Ruhe! Wie viel besser ist es auf Erden, wenn die noch nicht aufgestanden sind, die den vielen Lärm machen; auch der noch nicht, der im Parlamente sich zu rühmen pflegt, daß er am frühesten von allen aufstehe! . . . .

Der einzige, mit der Auctorität und Gewalt des Gesetzes Bekleidete, der um diese Zeit an den Ecken der Straßen auftaucht, ist der Schutzmann. Aber auch er ist jetzt ein gemüthlicher Mann gegen das, was er in den späteren Stunden des Tages vorstellt. Er ist der gute Freund der Portiers, die mit Schneeschippe, Besen, Schaufel und Aschenkasten herauskommen, um den Bürgersteig gangbar zu machen. Sie haben den größten Respect vor dem Schutzmann, in dessen Zügen alsdann manchmal Etwas erscheint wie ein menschliches Lächeln. Davon wissen auch nur wir, die frühen Leute, zu erzählen. Denn wer hätte sonst jemals einen Berliner Schutzmann lächeln sehen?

Indessen bin ich in den Thiergarten hinausgetreten und die Pracht und Schönheit des Winter-

morgens beginnen ihr magisches Spiel. Wie ein Zauberpalast steht er vor mir, dieser unvergleichliche Park. Seine dunklen, hohen Säulen, die Bäume, mit phantastischen Kränzen von Schnee behängt, mit der bläulichen Fernsicht seiner Alleen und dem schimmernden Eisspiegel seiner Seen — mit dem Monde, der groß und golden noch im klaren Aether des Westens schwebt, mit dem feurigen Morgenroth, das den ganzen Osten färbt. Das Eichhörnchen schlüpft über den Weg, die Krähe schwingt sich hoch über die Schneekrone der Kiefer. Hier und dort und immer mehr beleben sich die Pfade, die von den Seitenstraßen nach dem Brandenburger Thor und den Linden, aus dem Innern der Stadt in unsere Vorstadt und von Moabit in die Geschäftsgegenden des Westens führen. Handwerksleute sind es, Schneidermamsellen, Putzmacherinnen und Ladenmädchen; Buchhalter und Comptoiristen, tüchtige Männer, die dem Anscheine nach gut geschlafen und gut gefrühstückt haben, mit sich und der Welt in Frieden leben und deren Behagen nichts vergleichbar, wenn sie so des Morgens von Haus kommen, ihre erste Cigarre im Munde. Wie der Duft derselben mir zu Herzen geht, trotzdem ich nicht darauf schwören möchte, daß es 85er Importen sind. Aber er weckt liebliche Vorahnungen nichtsdestoweniger und ich freue mich jedes Mal, wenn ich diesen Männern begegne. Denn sie

geben mir, indem sie, wichtig und laut mit einander redend, ihrem Geschäfte zusteuern, an jedem Morgen aufs Neue die Zusicherung eines Glücks, das, gleichsam mitten inne zwischen den Bahnen des Ruhms und des Ehrgeizes, der Macht und des Reichthums, von diesen weder berührt noch gestört wird. Hier auch, wo eine Querallee mündet, ist die Stelle, an der ich jahrelang ein merkwürdiges Paar traf — frühe Leute, wie wir Andern, und immer mit dem Glockenschlag. Zuerst, in der Dämmerung, konnte ich sie nicht recht erkennen; ich sah nur, daß sie Arm in Arm gingen, und hörte nur, wie sie beständig mit einander sprachen, als ob sie junge Eheleute wären, die sich unendlich viel zu sagen haben. Aber sie waren in der That ein alter Mann und eine alte Frau, die sich zärtlich zu lieben schienen und denen offenbar der Morgenspaziergang so zuträglich war, daß sie mit behenden Schritten dahin gingen, immer untergefaßt und immer plaudernd. Philemon und Baucis, dacht' ich, wenn sie vorüber kamen, und oftmals blieb ich stehen, um den beiden Alten, Liebenden, nachzuschauen. Aber eines Tages kam er allein und eines andern Tages blieb auch er aus; und seitdem suche ich im ganzen Thiergarten die beiden verschlungenen Bäume, die einst Philemon und Baucis waren.

Und hier auf einmal, wo der schmale Baum=

gang nach der breiten Thiergartenstraße sich öffnet, bin ich mitten unter der Jugend, die jetzt, wenige Minuten vor acht, in hellen Haufen zur Schule strömt. Aus dem Morgenroth tritt die Sonne heraus und beleuchtet mit ihrem ersten goldnen Strahl diese fröhliche Schar, die sich wie eine kleine Armee dem gemeinsamen Ziel entgegen bewegt. Und hier unter ihnen, mit so manchem halbvergessenen Wort aus halbvergessenen Büchern, das ich erhasche, werden die alten, glücklichen Erinnerungen wach, von der rosenfingrigen Eos und dem vielgewandten Odysseus — und da, wahrhaftig — es sind die Verwandlungen des Ovid, Buch acht, Vers 616 — es ist die Geschichte von Philemon und Baucis, die der eine Junge dem andern abhört:

Während um Beider Gesicht schon wuchs in die Höhe der Wipfel,
Wechselten Worte sie noch, so lange sie konnten, und sprachen
Beide zugleich: „Leb' wohl, o Gemahl!"

Es ist gut, daß ich nicht weit mehr von Hause bin. Vom Thurme des Kirchthurms herab schlägt es acht, und vor der Routine des Tages verblaßt die Poesie der frühen Leute. Die Briefträger machen die erste Runde; die Herren Barbiere sind in vollem Trab; die gelben Wagen des heiligen Stephan, die braunen der Packetgesellschaft, die dunkelgrünen und olivenfarbenen des Magistrats, des Kammergerichts

und der Ministerien beginnen ihren Dienst, mit unleidlichem Rasseln sausen die Metzgerwagen um die Ecken herum und das melodische „Kooft Sand! Sand! Sand!“ klingt hinter ihnen her.

Bei diesem Rufe pflegt Berlin sich aus dem Schlafe zu erheben; aber wenn Diejenigen, die sich jetzt, noch verdrießlich von dem letzten Souper, die Augen reiben, wenn sie wüßten, welch' auserlesene Genüsse diese erste Stunde des Wintertages in sich birgt, vielleicht daß sie's auch einmal versuchten, und wär' es auch nur, weil der Morgenkaffee und die Morgencigarre wahrscheinlich in ganz Berlin Niemandem besser schmeckt als uns, den frühen Leuten!

Der Frühling in Berlin.

(April 1884.)

Wir Berliner datiren den Frühling vom 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, wenn ihr Inselchen im Thiergarten sich mit Blumen bedeckt und die beiden Denkmäler, ihres und das des königlichen Gemahls gegenüber, der winterlichen Bretterhüllen entkleidet werden. Dann schimmert ihr Marmor zuerst wieder weißlich durch das keimende Grün und dann beginnt für uns der Frühling; unabhängig vom Kalender — und meistens auch vom Wetter — ist der Berliner beharrlich darin, sich ins Freie zu setzen und sich den Schnupfen zu holen. Unerbittlich und unbarmherzig öffnet alsdann der Berliner Droschkenkutscher zweiter Klasse sein edles Fuhrwerk, nimmt die Fenster heraus, schlägt das Dach zurück und läßt das feurige Roth seiner Plüschpolster zum Himmel schreien, wobei jedoch er selber, ein kluger Mann, seinen dicken, blauen Wintermantel um Gotteswillen nicht ablegt, sondern weiter trägt bis etwa zu den Hundstagen. Denn er kennt das Berliner Klima.

Wir Anderen aber, mag es auch sonst wieder stürmen und schneien und im übrigen Europa noch Winter sein, wir haben Frühling, und eins nach dem anderen treffen seine Zeichen und Boten ein, der erste derselben nicht der Storch oder die Schwalbe, sondern „der Bock".

An diesen glaubt der Berliner Droschkenkutscher, wenn er auch sonst von ironischer Gemüthsart und ein Skeptiker ist. Da thront er auf seinem Hochsitz, schlummernd in der März-Nachmittagssonne, während sein Gaul melancholisch den Kopf senkt und das linke Vorderbein vor das rechte stellt. Aber Leben kommt in das Roß und Bewegung in seinen Lenker, sobald vom Bürgersteig herüber das Wort: „Nach dem Bock" erschallt. Er dreht sich auf seinem Sitze halb herum, ein verschmitztes, „verständnißinniges" Lächeln fliegt über sein breites Gesicht — „Nach 'm Bock? Na, denn man zu!" — Die Fahrt beginnt, das Schöneberger Ufer entlang — der Himmel strahlt von Abendroth; auf der Schöneberger Brücke steht ein dichter Menschenhaufen. „Was ist denn da los?" frage ich meinen Kutscher. — „Na, wat wird et denn sind? Seh'n Se denn nich den schwarzen Wagen? Se haben da wen aus'm Wasser jezogen." — Ein Selbstmörder! Und die Brücke, das Wasser, der Todtenwagen selber und der ganze Horizont darüber leuchten vom Frühlingsabendglanz. Meinen

Kutscher aber interessirt die Sache nicht weiter; nachdem er einen Augenblick stille gehalten, läßt er sein Rößlein wieder traben, dem erstrebten Ziele zu. Noch sind die Bäume der Möckernstraße dunkel, fast schwarz, Stamm und Geäst oben abgekappt und nackt vom vorigen Herbst. Aber der rothe Zettel mit den beiden Böcken, der den Beginn der Saison anzeigt, prangt vor jedem „Lokal" und jeder „Materialwaaren-, Mehl- und Vorkosthandlung" — und mir wird so eigen heimathlich zu Muth, als ich hier wieder in das Gebiet meiner Wanderungen vom vorigen Herbste komme. — Nun hält der Kutscher unten am Tempelhofer Berg, auf der Belle-Alliancestraße. Sein Angesicht verklärt sich, als ich ihn einlade, ein Seidel „Bock" zu trinken und ihm die kleine Münze dafür einhändige. Er steigt herunter und ruft einen kleinen Jungen, der am Wege steht: „Du, paß ufs Ferd, un wenn Eener kommt, sag det ick en' Koffer herunterhole." — Dann folgt er mir, der alte Schelm, in seinem schweren Mantel, aber fidelen Herzens; als ich an der Kasse das Billet für mich löse, steht er hinter mir und sagt: „Der Kutscher geht mit durch" — und als wir am Büffet sind: „hier ist das Bier" und verlangt — der Unverschämte! — daß ich's ihm noch einmal bezahlen soll. Doch was thut man nicht „auf dem Bock!" Im Garten ist Frühlingsmilde, die Bäume ragen,

schon leicht ausgeschlagen, in den dunkelnden Abend-himmel — Musik, Schaukeln, Buden und Anprall von Kugeln gegen wunderbare Persönlichkeiten in blauen Fräcken und mit Federhüten — „Wer 1 Figur umwürft, erhält ein schönes Präsent“ — „Wer 2 Figuren umwürft, erhält ein noch schöneres Präsent.“

Uebrigens ist es noch still hier oben. Der Bock-biertrinker en masse erscheint erst, wenn die Lichter brennen; und mit Familie nur an den beiden ersten Tagen der Woche. Dann wimmelt es hier freilich und kein Stuhl ist unbesetzt in dem großen Garten und fast noch größeren Saal. In dem letzteren interessiren mich besonders die Wandanschläge. Der eine derselben besagt, daß die Bierseidel weder mit-genommen noch zerschlagen werden dürfen. Der andere enthält einen Preiscourant von harten Eiern, in aufsteigender Linie von zwei bis fünfzig mit dem üblichen Rabatt. Großer Gott, welcher Mensch in der Welt oder welche Zahl von Menschen ist im Stande, fünfzig Stück harter Eier zu verzehren?

Nicht ganz so lustig wie der Bock ist der Wohnungswechsel, ein anderes Merkmal des Früh-lings in Berlin. Der Umzug beginnt vor dem 1. April und ist nach dem 5. noch lange nicht zu Ende, in allen Stadttheilen, in allen Straßen und ganz Berlin das Oberste zu unterst kehrend. Wenn

man hört, daß es in Berlin gegenwärtig ungefähr 300 000 Wohnungen gibt und daß im Verlaufe von zwei Jahren mehr als die Hälfte dieser Wohnungen ihre Miether wechseln, so kann man sich einen Begriff von dem Lärm und Tumult machen. Beim Frühlingsumzug, dem stärksten des Jahres, mögen hunderttausend Menschen in Bewegung sein. Die alten Miether verlassen das Haus, die neuen kommen; dann sind die grünen Wagen, die Möbelwagen, in Permanenz, von früh bis spät rasseln sie dahin oder halten vor den Thüren, ganze Haushaltungen in sich bergend, jenen Wagen meiner Jugend gleich, in welchen die Kunstreiter und Menagerien kamen. Wenn ich an einem solchen Frühlingsmorgen spazieren gehe, dann steht das Innere manchen Hauses ganz und gar auf der Straße, Betten und Spiegel, Kochgeschirr, Wiege, Großvaterstuhl und Familienporträts, Alles auf dem Trottoir oder an die Gitter der Vorgärten gelehnt und Jeder, der vorüber kommt, kann sich's besehen, wenn es ihm Vergnügen macht. In den Häusern wird gehämmert und geklopft, und überall riecht es nach Oelfarbe. Und immer dazwischen, gegen Abend, findet der Umzug der Dienstmädchen statt, nicht alle mit ihren Klavieren (obwohl es auch dafür nicht an Beispielen fehlt), aber alle mit ihren Kommoden, vorn auf dem Kutscherbock. Die Kommode ist von dem Berliner Dienstmädchen

unzertrennlich, sie kommt mit ihr und sie geht mit ihr; und um diese „Ziehzeit“, wenn das Heer der weiblichen Dienstboten Berlins auf dem Marsche ist, sieht man von Eintritt der Dämmerung bis zehn Uhr Abends wenige Droschken, die nicht vorn die Kommode und innen, so unbequem wie möglich sitzend, das Mädchen zeigen, das dem ungewissen Schicksal des neuen Dienstes entgegensteuert. Ihr Freund und Vertrauter, wenn irgend einer, ist der Droschkenkutscher, besonders wenn er ein Wittmann, und nicht selten die Folge dieser häufigen Beziehungen (denn kein Dienstmädchen in der Welt ist dem Wechsel so sehr ergeben, als das Berliner) ein zartes Verhältniß, zuweilen auch die Ehe mit dem „jolly cabman“, wie er in der Londoner Ballade heißt.

Indessen kann man in diesen Tagen der Völkerwanderung auch andere schöne und nützliche Dinge auf dem Kutschbock einer Droschke sehen — z. B. einen rothen Sammetsessel, und in dem Sammetsessel den Kutscher, wie er vergnüglich seinem Pferde die Peitsche gibt. „Das ist Ihre Sache,“ sagte Berthold Auerbach einmal, als uns ein solches Fuhrwerk an der Ecke der Bendlerstraße begegnete, „das mach' ich Ihnen zum Geschenk,“ — wofür ich denn hier, nach so vielen Jahren, dankend quittire.

Mittlerweile kommen wohl, nach diesem sonnigen Vorfrühling, die kalten, windigen Tage wieder, mit

einem grauen Himmel, unter welchem aber der Rasen und die Büsche gelinde weiter grünen. Auf meinem Balkon, durch die Strohhülle dringen die zierlichen Spitzen der Krokus, das Zeichen, daß man die schützende Decke nunmehr entfernen könne, und eines Tages, im Sonnenschein, stehen sie da mit ihren weißen und lilafarbenen Blüthen. Der Rasen des Kirchplatzes unten fängt an, heller zu schimmern und um das Standbild des Evangelisten Matthäus, der ihm und der Kirche den Namen gibt, quillt es lebendiger im Bosquet. Wie still und traut ist dieser Platz, mit dem abendlichen Lampenschein im grün-umrankten Pfarrhause — mit dem Thurm und der Thurmuhr, die den regelmäßigen Gang unseres Tagewerks begleitet, mit dem Fliedergebüsch, das jetzt die ersten Blattknospen zeigt, und dem Kirchlein selber, dessen alter Spottname fast nur noch in einem zierlichen Gedichte von Gottfried Keller fortlebt:

Polkakirche.

Wie nach dem Rezept geschaffen,
Fein und niedlich ist der Tempel,
Angemess'nen jungen Leuten
Ein erbaulich Bauexempel!

Und dennoch ist es schön, am Sonntagmorgen ihre Glocken und ihre Orgel zu hören, wenn der melodische Klang und Schall durch die werkeltägliche Luft von Berlin dahergetragen wird und sie, wenn

auch nur auf kurze Zeit, mit der Ahnung eines Friedens erfüllt, der nicht von der Gunst der Menschen und nicht von den Launen des Zufalls abhängt; oder am Mittag, wenn die Sonne hoch über dem Thurme steht, seinen gezackten Schatten auf dem leuchtenden Grunde des Rasens zu sehen und den Heiligen unseres Platzes auf seinem rothen Sockel mitten im keimenden Grün. Alsdann, am Nachmittage, beginnt das Spiel und Geschrei der Kinder — auch sie Boten des Frühlings und von allen die besten. Wie oftmals haben sie mich schon in meinem Nachmittagsschlafe gestört, und ich kann ihnen doch nicht ernstlich böse sein, diesen Straßenjungen, wenn sie rund um den Rasen herumlaufen und dazu mit ihren gellenden Stimmen jauchzen, daß man es straßenweit vernimmt. Keinen dieser kleinen Taugenichtse kenne ich mit seinem Namen; aber jeden kenne ich an seiner Stimme. Da ist namentlich einer, ein blonder Krauskopf, mit einer blauen Soldatenmütze und dem Hemd hinten heraus. Sobald ich den höre, weiß ich, daß es Frühling ist. Er ist in allem voran bei den Frühlingsspielen, die sich von denen des Herbstes sehr genau unterscheiden: denn auch die Spiele der Kinder haben ein jedes ihre Saison; im Herbste fliegen die Drachen, im März rollen die Murmeln, im April schnurren die Kreisel und im Mai wird das Tonnenband ge-

schlagen. All' diese Spiele kommen und gehen und folgen einander, regelmäßig und in der hergebrachten Ordnung von Jahr zu Jahr und von Generation zu Generation, wie die Jahreszeiten selber, wie die Wandervögel fortfliegen und wiederkehren zu ihrer Zeit. Wer sagt es ihnen im fernen Afrika, am Rande der Wüste, daß es nun Frühling wird in Berlin und daß sie sich zum Fluge rüsten sollen übers Meer? Und wer sagt es diesen kleinen Burschen, daß sie zu derselben Zeit die halbvergessenen Murmeln vom vorigen Jahre hervorholen und damit spielen sollen auf den Straßen? Aber da sind sie wieder, die Vögel, die Kinder und die Murmeln, genau wie vor hundert oder vor neunzig Jahren, wo der kleine Ludwig, in einer von Smidt's wohlbekannten „Devrient-Novellen" seine glorreiche Laufbahn damit beginnt, daß er einem armen Schlucker, der nicht mitspielen kann und darum von den Genossen verhöhnt wird, seine schönsten Alabasterkugeln schenkt; derselbe Ludwig, der, als er der Große geworden, gutherzig und leichtsinnig bis an sein Ende, verhungerte Genies von den Wanderbühnen bei Lutter und Wegener mit Champagner traktirte. Wer in diesen Frühlingstagen durch die Straßen Berlins geht, nicht die Hauptstraßen, deren unaufhörliches Gedränge längst die harmlosen Kinder und ihre Spiele verscheucht hat, sondern die stilleren Neben-

straßen, in welchen noch etwas von der alten Gemüthlichkeit und dem alten holperigen Pflaster ist, der bemerkt wohl auf letzterem allerlei kabbalistische Quadrate, mit den Worten „Himmel“ und „Hölle“ hineingeschrieben, sonderliche Linien und Striche mit Kreide gezeichnet und Löcher zwischen den Steinen ausgehöhlt, und Kugeln von mancherlei Größe und Farbe, und einen Trupp Jungen umher mit sehr ernsthaften Gesichtern. Ich unterfange mich nicht, in die Geheimnisse dieses Spiels einzudringen, welches, wie mir scheint, so viele Varietäten hat, als Straßen in Berlin sind. Die Hauptsache jedoch ist und bleibt, was der gesunde Menschenverstand schon eingibt, daß nämlich die Kugel oder Murmel in das Loch läuft. Dann entsteht nicht selten Streit und Handgemenge unter den Spielkameraden, die scharf aufpassen, daß Alles mit rechten Dingen zugehe. Zuweilen aber auch feiern sie das Ereigniß in Eintracht und Liebe, und in der Lützowstraße z. B. sah ich sie um das Loch herummarschiren, wozu sie den wohlbekannten Vers sangen:

Lirum, larum Löffelstiel,
Wer das nicht weiß, der kann nicht viel.

Die Berliner Jugend ist reich an Spielversen und nicht nur den allgemein üblichen; es gibt auch solche, die ganz spezifisch Berlinische sind, wie z. B. der des Abzählens „Ong, dong, dree“, der offenbar

aus der französischen Kolonie stammt; oder die Spottverse, die sich über den Kadetten lustig machen, der „Kaldaunenschlucker drinkt'n Kaffee ohne Zucker" oder über den Leutnant, der sich „vor'n Dreier" Schwamm kauft „unter'm Mühlendamm". Denn die Ader des Spottes, eines gutmüthigen Spottes übrigens, der selbst Etwas vertragen kann, ist diesen Kindern angeboren; wie wären sie sonst auch Berliner Kinder? In ihrem Munde nehmen Verse, die wir selber in unserer Heimath und Jugend gehört oder gesungen haben, durch den Berliner Dialekt nicht nur einen neuen, drolligen Ausdruck, sondern manchmal eine scharf pointirte Wendung an, die wir zu Hause nicht kannten.

Und nun, mit den Vögeln in den Lüften und den Murmeln, dem Kreisel und dem Tonnenband auf Erden ist es Frühling geworden in Berlin. Ueber die Wipfel der Potsdamerstraße fliegt ein Schimmer von Grün und das Aprikosenbäumchen in der Bendlerstraße thut sich auf in bräutlichem Erröthen. Die Rasenstreifen am Kanal färben sich und die Hängeweide an der chinesischen Botschaft — einst die Villa von der Heydt — berührt mit ihren fein befiederten graziösen Zweigen den Spiegel des Wassers. Am Fliedergesträuch des Matthäikirchplatzes kommen dunkle Spitzen zum Vorschein; ein Farbenspiel und Farbenwechsel beginnt, von bräunlich zu bläulich und

violett, bis eines Morgens alle vier Büsche sich über und über mit Lila bedeckt haben — riesigen Blumensträußen gleich am Rande des Rasens und mit prangendem Goldregen untermischt. In der Victoriastraße blühen Rothdorn und Goldlack und in der Bellevuestraße die mächtigen alten Kastanien, in ihrem jungen Laubschmuck eine der herrlichsten Alleen, mit zierlichen Vorgärten und springenden Fontainen und Blumenparterres links und rechts, leuchtend und funkelnd in allen Lichtern des Regenbogens, die breiten, steinernen Stufen hinan, zu den kleinen, vornehmen Häusern dahinter. — — —

Muß man wirklich ein Berliner sein, um zu empfinden, wie schön es um diese Zeit in Berlin ist, wenn die Masse des Grüns und der Blumen ihren belebenden Sauerstoff und Frühlingsathem durch all' unsere Straßen sendet; wenn der Thiergarten in lichter Laubfülle prangt, wenn seine lieblichen Teiche und Seen von blauen Morgennebeln schimmern, und die große Wiese, wie von einem Zauber umschwebt, Goethe'sche Worte ins Gedächtniß ruft:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh —

Als in den zwanziger Jahren Heinrich Heine die schöne Friederike Robert von der Spree nach den

Ufern des Ganges fortführen wollte, um dort, vor ihr niederkniend, zu sagen: „Madame, Sie sind die schönste aller Frauen“, da war es wohl leicht für ihn, den Spötter zu machen:

> Verlaß Berlin mit seinem dicken Sande
> Und dünnen Thee und überwitz'gen Leuten,
> Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,
> Begriffen längst mit Hegel'schem Verstande.

Gab es jemals ein so ödes Berlin — war sie zu irgend einer Zeit die „eitle, kalte, falsche Stadt“, von der Dingelstedt in den vierziger Jahren mit dem Ghasel Abschied nahm:

> Leb' wohl, der Dichter weist enttäuscht auf ewig Dir den Rücken,
> Kalt dünkt es ihm, so lang er saß in Deinen stolzen Mauern
> Und niemals wollt' ihm drin ein Lied, ein stimmungsvolles glücken.

Er wußt es besser, der werthe Gottesmann und fromme Sänger, in den mittleren Jahren des großen Kurfürsten Diakonus der Nikolaikirche, dort unten in dem Propsteigebäude der Propstgasse, einer jener Gassen von fast mittelalterlichem Aussehen, die sich mitten in diesem modernen Berlin, zwischen Post- und Spandauerstraße und um die Kirche herum, erhalten haben. Kam selten auch über den spitzen Thurm und zwischen den eng aneinander gedrückten Dächern die Sonne herein: in dem Herzen dieses

durch herbe Prüfungen gegangenen Mannes war immer Sonnenschein und die Heiterkeit des guten Gewissens. Er dichtete das schöne Sommerlied, eines der schönsten vielleicht, das wir haben: „Geh' aus mein Herz und suche Freud'" — und er dichtete die herrlichen Kirchenlieder, welche — wie wir in Scherer's Literaturgeschichte lesen — nicht mehr Chorpoesie sind, sondern der eigenste Gesang des Einzelnen. „Was Gerhardt im Geistlichen begann, hat Goethe im Weltlichen vollendet."

Zu denken, aus des berufenen Lehrers Darstellung deutlich zu wissen, daß in diesem Sande der Quell „jener unvergleichlichen modernen deutschen Lyrik" entsprang, „des höchsten Stolzes unserer neueren Poesie," reicht das nicht hin, um über unserer Stadt einen Frühlingsglanz auszubreiten, der die verborgene Wahrheit an den Tag bringt und den Witz der Spötter verdunkelt? Poesie, Prosa — was will das heißen; es sind Gegensätze, die sich ergänzen in Menschensein und Menschenwerk. Ja, nüchtern waren die Berliner und nüchtern ihre Stadt, die Pflege des Schönen, Kunst und Dichtung, konnten nicht Lebensaufgaben des ringenden preußischen Staates noch der Residenz seiner Könige sein. Aber dafür erwuchs aus demselben Sande, der zuerst das Rauschen und Rieseln des deutschen Liederbornes vernahm, der deutsche Reichsgedanke, in seinen An=

fängen auch ohne viel Aufhebens und bescheiden, wie jener zur Zeit des großen Kurfürsten, aber mit der Ernte der Zukunft in sich. Und war es nicht eine tapfere Pflege des Ideals, zwei Jahrhunderte lang in beständigem Kampfe mit der rauhen Wirklichkeit, immer wieder angegriffen oder, um dem Angriffe zuvorzukommen, zum Angreifen gezwungen, und wenn nicht besiegt, doch verhöhnt, mißachtet, geringgeschätzt, noch am Vorabend von Königgrätz, bis die glorreiche Sonne des Jahres 1870 aufging? Leute, die Berlin vor zwanzig Jahren kannten, wundern sich, wie diese neue Herrlichkeit, die Berlin zu der schönsten der Städte macht, so rasch emporgekommen ist. Ah, meine Herren, was Sie sehen, ist nicht in zwanzig Jahren geworden — es brauchte zweihundert, um zu werden. Solche Geduld und Ausdauer aber in Zähigkeit und Kraft ist es, was ich heroisch nenne — und heroisch ist noch mehr als poetisch: denn jenes schließt dieses in sich. Wenn der Acker bestellt und gut durch den Winter hindurchgebracht, vor Verwüstung der irdischen und unterirdischen Feinde behütet worden ist, dann braucht es nur einen Frühlingstag, und das helle junge Grün, unter dem Schnee gewachsen, ist da. So steht nun auch überraschend die helle, junge Reichshauptstadt vor Aller Augen. Justinus Kerner hat einmal gesagt, daß Berlin der Kopf sei, der für Deutschland denke; doch ich glaube, daß schon jetzt

auch das Herz Deutschlands in Berlin schlägt. Unsere Heldenzeit ist noch unbesungen; aber so gewiß sie ihren Maler, ihren Bildhauer und ihren Baumeister gefunden hat, so gewiß wird sie auch ihren Dichter finden — denn

„so oft im erneuenden Umschwung,
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach."

Es liegt in dem natürlichen Verlauf der Dinge, daß für die deutsche Literatur, wie für alle anderen wichtigen Lebensäußerungen unserer Nation, Berlin dereinst der schöpferisch anregende Mittelpunkt sein wird. Inzwischen wollen wir geduldig warten. Wir wollen ein Jeder seiner Arbeit nachgehen und ein Jeder seines Lohnes froh werden. Wir wollen den Werth des uns beschiedenen Tages anerkennen, ohne darum der alten Zeiten zu vergessen; und indem wir den Horizont um uns her immer weiter, immer grandioser sich spannen sehen, nicht aufhören, mit liebevollem Blicke die kleinen Züge, humoristische und andere, unseres Volkslebens zu beobachten, dieses gemüthlichen Volkslebens, das immer noch, auch unter den so sehr veränderten Verhältnissen, in Berlin zu finden ist, und das Gott bei seiner ursprünglichen Tüchtigkeit erhalten möge. Reicher, prächtiger, üppiger sieht jeder wiederkehrende Frühling unsere Stadt; aber er ist doch immer noch derselbe Frühling, der er war

in den Tagen von Paulus Gerhardt; und auch sie, „die hochgelobte Nachtigall", wenn sie gegen Abend an einer geschützten Stelle des Thiergartens, aus der Ferne und umwogt vom dumpfen Wagenlärm zu singen beginnt, stimmt immer noch dasselbe Lied an, das einst, vor zweihundert Jahren, den geistlichen Liedersänger entzückt hat.

Der Norden Berlins.

(Mai 1884.)

Unter allen Weltgegenden unserer Stadt ist es diese, von welcher man in den übrigen am wenigsten weiß; woraus indessen noch nicht folgt, daß die Bewohner derselben Recht haben, wenn sie den Norden als das „Stiefkind" Berlins darzustellen lieben. Ein Blick auf den Plan genügt, um zu zeigen, daß das Areal dieses Stadttheils umfangreicher ist, als das irgend eines anderen in Berlin; und ein zweiter Blick an Ort und Stelle selbst wird uns zeigen, daß auch hier Magistrat und Stadtverordnete die guten Väter sind, welche keinen Unterschied machen in der Sorgfalt und Liebe für die jüngeren oder älteren Sprößlinge.

Wohl ist dieses ungeheure Terrain noch weit davon entfernt, mit Häusern bedeckt zu sein, und das Meiste, was vorhanden, neuer Anbau, nicht älter, als das Jahr 1861. Gewaltige Lücken gähnen noch dazwischen, offenes Feld, Haide, Straßen, kaum in den ersten Anfängen bezeichnet. Nach allen Richtungen gelangt man bald ins Freie, wo sich nur

noch in beträchtlichen Abständen von einander, hier oder dort, ein Haus erhebt, dessen Zusammenhang mit Berlin durch den allgemeinen Baucharakter oder das Straßenpflaster oder die Stränge der Pferdebahn angedeutet wird. Aber eines Tages wird der leere Raum ausgefüllt, Feld und Haide werden verschwunden sein unter einer compacten Häuser- und Straßenmasse; denn auch im Norden drängt die Bauthätigkeit unaufhörlich vorwärts, er ist der Sitz einiger unserer wichtigsten Industrien: die Gegend, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend der Arbeiterbevölkerung, wo sie am dichtesten beisammen ist, und wo man sie am besten in der Nähe sehen kann, bei der Arbeit sowohl, als in den Feierabendstunden — ein Stadttheil, sehr verschieden nicht nur von dem opulenteren Centrum und Westen, sondern auch von dem besser bewohnten, gewerbereichen Osten und Süden — ein Stadttheil obendrein, in welchem man stärker als irgendwo sonst in Berlin den frischen Mörtel- und Kalkgeruch des Werdenden hat und selbst die gewohnten Erscheinungen unter einem Lichte sieht, welches ganz neue Seiten derselben und des Lebens in Berlin überhaupt hervorhebt.

Der Norden von Berlin wird nach der Stadtseite hin durch die Straßenzüge begrenzt, welche sich vom Oranienburger Thore bis zum Prenzlauer erstrecken. Oranienburger Thor, Hamburger Thor,

Rosenthaler Thor, Schönhauser Thor, Prenzlauer Thor — dies Alles ist Norden von Berlin. Die Namen der Thore sind geblieben, obwohl diese selbst gefallen. Aber es ist noch nicht lange her — und man kann an den Bezeichnungen leicht ermessen, wie lange — da war Berlin zu Ende, wo jetzt Elsasser- und Lothringerstraße, breit und prächtig, wie Avenüen sich ausdehnen, und damals schmale Pfade, mit allem Abfall der Nachbarschaft bedeckt, hinter einer trübseligen Stadtmauer die Communication vermittelten. Sie hießen auch nicht Straßen, sondern „Communicationen“ und gingen um die ganze Stadt herum; es gab eine Communication am Potsdamer und am Anhalter Thor, wie hier eine Communication am Rosenthaler und am Prenzlauer Thor, und ihr Aussehen war überall dasselbe.

Seltsame Erinnerungen werden in Demjenigen wach, welcher zu der Zeit, als Omnibusse nur selten und Pferdebahnen noch gar nicht waren in Berlin, in diese fernen Gegenden wanderte; als an der Stelle, wo stolz über ihrem Treppenbau die Nationalgalerie sich jetzt erhebt, eine verwitterte Rotunde stand mit der halb herabgebröckelten Inschrift: „Königliches Gesundheitsgeschirr“; als auf dem Hacke'schen Markte Verkaufsbuden und Metzgerscharren, und an der Peripherie der Stadt, hier im Norden, dicht hinter der Linienstraße, die Mauern

und die Thore waren, und jenseits derselben nur noch einzelne Straßenfragmente, Chausseen und Kirchhöfe. Dies Alles mochte wohl noch aussehen, wie es vor hundert Jahren ausgesehen hatte — ein Rest des alten, zum Theil noch Fridericianischen Berlins, dessen äußerste Straße, nach Norden hin, die Linienstraße war, die Grenzlinie, die Circumvallation der damaligen Spandauer- und Georgen-, oder, wie sie seit Preußens erstem Könige (1705) hieß, der Königsvorstadt. —

Hier, zwischen Hamburger und Rosenthaler Thor, lag nur noch eine Art von Arbeitercolonie, das sog. Neu-Voigtland für die bei den vielen königlichen Bauten beschäftigten Maurer und Zimmerleute aus Sachsen und dem Voigtland, welche während des Sommers in Berlin waren und mit dem Winter in ihre Heimath zurückzukehren pflegten. Der Name des Voigtlandes hat sich noch lange für diese Gegend erhalten und mag erst allmälig, mit der völligen Neugestaltung derselben, abgekommen sein; aber ältere Bewohner wissen noch wohl, was er zu bedeuten hatte. Das Voigtland war eine verrufene Stätte der Armuth und des Elends, in welche Niemand sich gern hinauswagte. Ein Pamphlet vom Ende des vorigen Jahrhunderts („Schattenriß von Berlin, 1788") beschreibt es als „eine Vorstadt vor dem Rosenthaler Thore, die den größeren Diebes-

banden von jeher zum Schlupfwinkel gedient hat"; und eine Beschreibung Berlins vom Ende der zwanziger Jahre („Berlin, wie es ist", Leipzig 1827) nennt das Voigtland „den eigentlichen Sitz, gleichsam das Hauptquartier des Pöbels ... Geht man durch eine der drei Straßen dieser Vorstadt, so sehen aus jedem Fenster eine Menge zerlumpter, schmutziger Gestalten." Der ehemaligen Bevölkerung von Bauhandwerkern war hier ein hungerndes Proletariat von Webern, Wollspinnern und Tagelöhnern gefolgt, welche, von der übrigen Welt gemieden, dies Quartier gleichsam für sich allein hatten. Man scheute sich fast, davon zu sprechen; aber tief war der Eindruck, als zu Beginn der vierziger Jahre Bettina von Arnim in „Dies Buch gehört dem König" ihre herzzerreißenden Schilderungen aus dem Voigtlande veröffentlichte. Sie war dort gewesen, die tapfere, kleine Frau mit dem menschenfreundlichen Herzen, hatte das Vertrauen der Leute sich erworben und die Geschichte ihres Jammers sich erzählen lassen; in den vergilbten Blättern, wenn man sie heute liest, ist noch immer der Geruch von ungesunden, dumpfen Stuben und von Lumpen. So hab' auch ich Ende der fünfziger Jahre das Voigtland noch gesehen — kahl, trostlos, ein Bild, um Einem im Traume den Athem zu benehmen — die großen traurigen Familienhäuser, in welchen viele Hunderte dieser Armen

zusammengepferchtwaren, und die nicht minder traurigen kleinen, einstöckigen Häuser, deren Fenster und Dach den Erdboden fast berührten und durch deren Thüren man hinunterstieg, wie in einen Keller. Einzelne derselben kann man noch heute dort finden, zwischen den modernen, hohen, palastähnlichen Gebäuden, welche den Platz des alten Voigtlandes bedecken, seitdem im Jahre 1872 die Stadtmauer abgebrochen und die Thore niedergerissen worden sind.

In dieser jüngsten Vorstadt von Berlin, welche wirklich in ihrer jetzigen Erscheinung nicht viel über zwanzig Jahre zählt, steht in einem sehr merkwürdigen Gegensatz die benachbarte Linienstraßengegend, über welcher, an einigen Stellen, noch der Hauch des Alten und Alterthümlichen liegt. Das beherrschende Bauwerk derselben ist die Sophienkirche, seltsam, barock, im Geschmacke Friedrichs I., nach dessen dritter Gemahlin Sophie Luise sie genannt ist. Diese Kirche liegt noch, inmitten eines unserer volkreichsten Quartiere, von ihrem Friedhof umgeben, wie in einem Garten — alte, hohe Bäume sind rings um sie her und wohlerhaltene Gräber mit Blumen und Epheu, mit Gittern und wunderlich altmodischen Denkmälern, über welchen der Thurm, gleichfalls im prunkhaften Zopfstil des vorigen Jahrhunderts emporragt. Hier ruhen — oder hier ruhten

Ramler und die Karschin; denn nur noch ihre Gedenktafeln an der Sakristeiwand sind erhalten. Hier ist Zelter begraben, Goethe's Zelter. Es ist ein Stück achtzehntes Jahrhundert, eingehegt und eingefriedigt mit seinen alten Grabhügeln und dichtem Grün zwischen einigen der Hauptverkehrsadern des heutigen Berlins und dem stattlichen Gebäude des Handwerkervereins in der Sophienstraße schräg gegenüber. Wer diesen weltentlegenen, der Gegenwart wie entrückten Winkel von Berlin in der rechten Stimmung sehen will, der sollte hierher kommen, wenn „des Tages Stimmen schweigen", oder zu verhallen beginnen. Ich sah ihn in der Abenddämmerung, als der Mond eben über die Kirchhofswipfel heraufkam und die Gräber und Grabsteine silbern zu beleuchten anfing, während von den Straßen her das entfernte Geräusch des heimwärts ebbenden Lebens scholl, und auf dem einsamen, vom ersten Mondenstrahl berührten Pfad eine junge Diaconissin in weißem Kopftuch und schwarzem Gewande zu der von Lichtern hellen Sacristei ging. Es war, mitten in diesem großen, tumultuösen Berlin, wie ein leiser, sanfter Nachhall von Matthison's und Gray's Kirchhofselegien — „far from the maddening crowd".

Die Linienstraße dagegen möcht' ich meinen Lesern lieber an einem freundlichen Frühlingsnachmittage zeigen, wenn, etwa nach einem gelinden

Regen, sich ein leichter Wind aufgemacht hat, der den dicht aneinandergereihten Häusern Kühlung und in die Höfe dahinter gute Luft bringt. Denn dies ist eine sehr belebte Straße, die Grenze zwischen dem centralen Berlin und dem Norden, recht ansehnlich in ihrem oberen Theile, bis zum Koppenplatz, mit hübschen Wohngebäuden, Fabriken, Magazinen und hier und dort einem beladenen Frachtwagen vor den Thüren. Vom Koppenplatz ab nimmt sie den Charakter des Kleinhandels und des Kleingewerbes an: mit all' den starken Gerüchen und lauten Stimmen, die damit verbunden sind; aber auch mit manch' einem übrig gebliebenen Zuge des Kleinlebens, für welchen man im großstädtischen Straßengewühl weder den Raum noch den Humor mehr hat. Der Leiermann z. B., der Proscribirte, den sonst allerwärts das Placat abweist: „Hier darf nicht musicirt und gebettelt werden", — in diesen Volksquartieren ist er immer noch eine beliebte Figur. Man kennt ihn, den Invaliden, an seinen Krücken, mit der Frau hinter sich, die seinen Leierkasten trägt; und man freut sich, wenn er kommt. Denn nach den Mühseligkeiten, der Last und Hitze des Tages ist er der Verkünder und Bote der nahenden Feierstunde. Wenn er gegen Abend erscheint, bringt er gleichsam die Ahnung dessen mit, was weitab von diesen Hinterhäusern und Höfen zu liegen scheint; und wäh-

rend sich da und dort ein Fenster öffnet und eine kleine Münze herabfällt, hat sich auch flugs schon um ihn herum eine Runde von Kindern gebildet, die nach den Rythmen zu tanzen anfängt. Die Kinder sind die Tyrannen dieser Gegenden. Sie sind überall und sie sind Einem überall im Wege, schreiend, laufend, tanzend und springend. Es sind ihrer so viele! Aber sie haben auch so guten Mutterwitz! Da steht ein kleines, naseweises Ding mit langen, gelben Zöpfen mitten auf dem Trottoir, und ihre Gespielinnen, Hand in Hand, im Kreise um sie her.

„Was spielt Ihr denn da, Kinder?"

„Ringel-Ringel-Rosenkranz!"

Ich kann mich nicht enthalten, dem hübschen, muntern Mädchen über das gelbe Haar zu streichen.

„Bitte, bitte," ruft sie, „nich anfassen."

„Et färbt ab," ruft eine Andere muthwillig, und Alle lachen. Dann schließen sie die Kette wieder und jauchzend um die mit den gelben Zöpfen herumspringend, singen sie:

Ringel-Ringel-Rosenkranz,
Setz' ein Töppken Wasser an,
Morgen woll'n wir waschen.
Jroße Wäsche, kleene Wäsche;
Wenn der Hahn wird krejen,
Schlagen wir'n uf'n Brejen —

Mit diesen kleinen wehrhaften Berlinerinnen ist nicht zu spaßen, wie man sieht.

Der Koppenplatz, nach einem verdienten Bürger Berlins vom Anfange des vorigen Jahrhunderts genannt und ungefähr auf der Mitte der Linienstraße gelegen, hat eine lange, nicht eben heitere Geschichte. Wie an so vielen anderen Plätzen Berlins wandeln wir auch hier auf Gräbern — und auf was für Gräber! An der Mauer eines der letzten Häuser des Koppenplatzes, da wo dieser in die Große Hamburgerstraße mündet, erhebt sich, über zwei Stufen, ein bescheidener Säulenbau, dessen Hinterwand, auf einer schwarzen Marmortafel, in schon verwitterten Goldlettern, die Inschrift trägt: „Herr Christian Koppe, Rathsverwandter und Stadthauptmann zu Berlin, widmete diesen Platz und dessen Umgebung im Jahre 1705 als Ruhestätte den Armen und Waisen, in deren Mitte Er selbst mit den Seinigen ruhen wollte und ruht. Sein Andenken ehrt dankbar die Stadt Berlin. 1855." Dieses Denkmal, mitten in dem Gewühl von Menschen und dem betäubenden Gerassel von Karren und Wagen, welches statt der früheren Einsamkeit und Oede jetzt hier herrscht, bezeichnet die Stelle, wo einhundertfünfzig Jahre lang das Armenhaus und Hospital gestanden hatte, nach welchem, bis Ende der dreißiger Jahre, die heutige Auguststraße „Hospi=

talstraße" hieß. Rings umher lag der Armenkirchhof, der, nachdem bereits zuvor auf dem von der Armendirection angewiesenen Baugrund die heutige kleine Hamburger= und kleine Auguststraße entstanden waren, um die gleiche Zeit, in den fünfziger Jahren, in den Koppenplatz verwandelt und durch Abbruch des Hospitals in directe Verbindung mit der Auguststraße gebracht ward.

Auf dem, Fidicin's Buch über Berlin beigegebenen Plane vom Jahre 1842 ist der Koppenplatz noch als „Armen=Kirchhof" mit Kreuzen bezeichnet, und auch das verrufene „Thürmchen" war noch da, jenes Armenhaus und Hospital, dessen Hausvater der Todtengräber war, und dessen Leichen zur Section an die Anatomie abgeliefert werden mußten. Dieser dunkel=mysteriöse Platz spielt in Gutzkow's Buch „Aus der Knabenzeit" eine Rolle. Als der Knabe schon zur Schule ging, verführte ihn eines Tages ein Kamerad, zum Rosenthaler Thor hinauszuwandern. „Die Gegend war entlegen genug. Das Voigtland hatte den übelsten Ruf. Auf dem Wege dorthin lag ein niedriges altes Haus mit einem Thürmchen . . . das in geheimnißvoller Wechselbeziehung zu dem westlichen Quadratflügel der Akademie*) stand. Zwischen dem Thürmchen und der

*) In diesem Flügel der Akademie, nach der Charlottenstraße, befand sich damals die Anatomie, dicht daneben war

Akademie ging in stillem Abenddunkel ein polternder, dumpfhallender Karren. Da bringen sie schon wieder Einen! sagte der Vater, wenn unterm Fenster um die neunte Stunde das Rollen des schauerlichen Wagens erklang. Dann war es ein Selbstmörder oder ein Hospitalit, der zur Anatomie vom Thürmchen geliefert wurde, oder von der Anatomie schon geöffnet, zerschnitten und stückweise wieder zurück zum Thürmchen gefahren wurde, um dort sein Grab zu finden." Es waren traurige Gräber, „hier und da mit dünnem verbrannten Rasen bedeckt, doch alle namenlos, ohne Kreuze, ohne den Schatten eines Baumes, den Schmuck einer Blume".

Heute bietet der Platz einen anderen, fröhlicheren Anblick. Die Gräber und das Thürmchen sind verschwunden; dafür sind Blumenbeete und Promenadenwege da und Bänke, auf welchen die Arbeiter ausruhen, wenn sie auf ihrem Heimwege hier vorüberkommen, und Kinder und kleine und große Häuser ringsum und der spitze Thurm und das Kreuz der Sophienkirche, welche über den Häusern hereinschaut, und viel freundliches Grün von Gebüsch und Bäumen,

---

und ist heute noch der Kgl. Marstall; und hier, in diesem Theile des Gebäudes, an der Ecke der Universitätsstraße, gegenwärtig mit einer von der Stadt gewidmeten Gedenktafel bezeichnet, ward Gutzkow geboren, dessen Vater erster Bereiter des Prinzen Wilhelm, des jetzigen Kaisers, war.

welches weit in die Linienstraße, hinauf und herunter, gesehen wird. Und welch' ein farbenreiches Bild neuesten Berliner Lebens, wenn man auf den Platz vor dem Rosenthaler Thore hinaustritt — desjenigen Lebens, welches überall in dieser großen Stadt pulsirt, nirgends aber, zu gewissen Stunden des Tages, stärker, intensiver, als hier. In Frühlingsabendsonne getaucht liegt dieser weite Platz, in welchen fünf Straßen münden. Rechts und links öffnen sich die Lothringer- und die Elsasser-Straße, zwischen oder hinter deren hohen, schönen Gebäuden kaum noch ein Ueberbleibsel der alten Communication, Schuppen, Schornstein oder nackte Brandmauer sichtbar ist, in der Mitte boulevardartig mit Bäumen bepflanzt, die hier, in der Breite des Bodens und freien Circulation der Luft, vortrefflich gedeihen. Und welches Durcheinander von Pferdebahnwagen, Omnibussen und Menschen! Denn dies ist die Stunde, wo die Fabriken schließen und die Arbeiter heimkehren; und wenn man um diese Zeit in die Linienstraße hinein, etwa bis zur Gollnowstraße gehen wollte, so würde man es, bei der Enge dieser Straßen und ihrem schmalen Trottoir, oft schwer genug finden, überhaupt vorwärts zu kommen. Denn die ganze Schar der Arbeiter wälzt sich hier in dichter Masse dem Wandernden entgegen. Sie kommen vom Nordosten der Stadt und ziehen alle

gegen Norden. Hier aber spaltet sich der Strom und ein Arm desselben, in immer noch starkem Volumen, geht zum Schönhauser Thore, der andere zum Rosenthaler. Tausende ziehen an uns vorüber, zumeist Männer, jeder mit seinem Blechkesselchen in der Hand, viele von ihnen bleich, hager, leidend; doch auch Frauen darunter, solche, die hier meistens in der Textilindustrie und Confectionsbranche beschäftigt sind, Blumenmacherinnen, manche frischere, hübsche Erscheinung unter ihnen, Putzmacherinnen, Schneiderinnen, einige von ihnen ganz modisch gekleidet und alle sauber. An den Straßenecken stehen an diesen Frühlingsabenden Kinder, welche ihnen Flieder verkaufen, den Busch für fünf Pfennige; und hinter ihnen her fahren kleine, niedrige Wagen, mit einer Frau darin, die einen braunen, breiten Strohhut trägt, wie die Marktfrauen, und einem Mann voran, in hohen Tönen beständig etwas rufend, was für den Uneingeweihten erst allmälig verständlich wird: „Bücklinge kauft! Bücklinge kauft, kauft, kauft!“ Dieser Wagen bringt den kleinen Leuten die Leckerbissen zu ihrem Abendbrot: Radieschen, Rettige, Grünzeug, Heringe, Flundern und vor Allem Bücklinge, die große Frühlingsdelicatesse dieser Gegenden.

Die Haupt- und Geschäftsstraße, der Bazar des Nordens, ist die Brunnenstraße, namentlich in ihrem

unteren und ältesten Theil, etwa bis zur Veteranenstraße. Hier ist Laden an Laden, und am Abend, wenn die Lichter funkeln, blitzt und schimmert es hinter den Fenstern, vor denen, auf beiden Seiten, eine kauf- und schaulustige, wenig verwöhnte Menge hin- und herwogt. Hier sind auch die großen, sog. „Waaren-Abzahlungs-Geschäfte", welche durch ganze Stockwerke reichen und in denen man — auf Borg! — Alles haben kann, von einem Hemdenknopf angefangen bis zu completen Ausstattungen und Hauseinrichtungen. Ob das System für den Arbeiter das richtige, ja nur überhaupt ein empfehlenswerthes sei, vermag ich nicht zu sagen; es wird viel von der Anwendung im einzelnen Fall abhängen. Mein Vorhaben, ein solches Etablissement kennen zu lernen, „Berlins größtes, feinstes und reellstes", wie es sich auf seinen, massenhaft zur Vertheilung kommenden gelben Zetteln nannte, ward durch eben den Mann vereitelt, der sie vertheilte. „Ach, Sie jehen ja da nich hin," sagte er, indem er mich von oben bis unten mit einem Blicke voll Verachtung und Mißtrauen musterte. Doch sei schon hier bemerkt, daß mir von Seiten unserer Arbeiter, so häufig ich auch auf diesen Wanderungen mit ihnen zusammengetroffen bin, niemals unfreundlich oder nur unhöflich begegnet worden. Wenn man sie um Auskunft fragt, so bleiben sie stehen auf den Straßen oder erheben sich

von ihren Sitzen. Rußig und müde, wie sie sind, rücken sie zusammen und machen Platz auf den Bänken — was die feineren Herren im Thiergarten und in den Pferdebahnwagen nicht regelmäßig thun, nicht einmal vor Damen. — Man kann sich getrost unter diese Leute setzen und ein Gespräch mit ihnen anknüpfen, sie werden immer ruhig und vernünftig antworten. Nur muß man freilich vermeiden, ihnen aufzufallen und sich nicht die Miene geben, sie beobachten zu wollen. „Wech da mit de Ojen“, rief mir ein bestaubter Bursche von einem Arbeitswagen herunter, als ich mir die Lorgnette aufsetzte, um ihn anzusehen; doch er war bald wieder versöhnt, als ich das Aergerniß entfernte und setzte gutmüthig hinzu: „Na, wenn's weiter nischt is!“ Und ein andermal, oben am Humboldthain, als dieselbe Lorgnette an einem Baume hängen blieb, ohne daß ich's wahrgenommen, kamen zwei junge Arbeiter raschen Schrittes auf dem einsamen Wege hinter mir her, bückten sich zur Erde, suchten, reichten mir, noch bevor ich Zeit gefunden, ein Wort zu sagen, das abgebrochene Stück und entfernten sich hierauf, zufrieden mit meinem Danke.

Die erste Spur der Brunnenstraße findet sich auf den Plänen von Berlin aus den zwanziger Jahren. Bis dahin war dies eine Chaussee, die

nach dem Gesundbrunnen führte und, ebenso wie die gegenwärtige Straße, nach demselben hieß. Friedrich der Große ließ sie mit einer Allee bepflanzen, von welcher auch heute noch, weiter oben, Reste zu sehen sind, Linden von mehr als hundertjährigem Alter, hier und dort, an den unbebauten Stellen, zwischen einem Häuserblock und dem anderen. Denn die Brunnenstraße, mit ihrer Fortsetzung, der Badstraße, vom Rosenthaler Thore bis zum Gesundbrunnen fast dreiviertel Stunden lang, bildet noch kein zusammenhängendes Ganzes; immer wieder, im Hintergrunde der Nebenstraßen, erscheint die freie Fläche, auf welcher sich jetzt die Züge der benachbarten Bahnhöfe rangiren, und gleich hinter der Stralsunder-Straße, die breit und luftig zum Vineta-Platz abzweigt, endet hier überhaupt die regelmäßige Bebauung. Nun kommt man an langen Bretterwänden vorbei und kann, durch die geborstenen Fugen blickend, den eingehegten Acker sehen, auf welchem hier ein einzelner Mann gräbt, dort ein Häuflein Kinder auf Grasplätzen spielt. Dies ist das Kartoffelfeld der Armen, welches von unserem Magistrat, zu billigem Pachtzins, Land und Saatkartoffeln, an Hülfsbedürftige vergeben wird, aber nur an solche, welche die würdigsten und mit einer großen Zahl von Kindern gesegnet sind. Jede dieser Familie erhält eine Parcelle von etwas über vier Aren durch das Loos zu-

gewiesen und jede größere der Abtheilungen wird unter einen städtischen Aufseher gestellt, der für Ordnung zu sorgen hat und die Leute in der besten Art der Bearbeitung ihres Ackers unterrichtet. Der Kartoffelbau der Armen — kein Almosen, sondern nur die Gewähr einer besseren Erwerbsgelegenheit für Diejenigen, die derselben werth erscheinen — ist ein althergebrachtes Institut der Stadt Berlin und hat in neuerer Zeit an Ausdehnung noch zugenommen. Das Areal, welches 1861 etwa 6500 Are betrug, ist im Jahre 1881 auf mehr als 11 000 gewachsen, der Pachtzins dagegen um ein Geringes herabgesetzt (von 9 Mk. auf $8^3/_4$) und erst ganz kürzlich ein neues Regulativ erlassen worden, in welchem u. A. bestimmt wird, daß die so gewonnenen Kartoffeln nicht verkauft, sondern nur für den eigenen Bedarf verbraucht werden dürfen*). Allerdings, je weiter die Stadt vorschreitet, desto mehr muß der Acker hinausrücken; und auch hier, in der Brunnenstraße, sieht man schon neben demselben große Placate, welche dem Vorübergehenden die Wahl lassen, das betreffende Terrain als Kartoffelfeld zu pachten oder als Baugrund zu kaufen.

Erst auf der Höhe, dem Humboldthain gegen=

*) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin. 1880, S. 236—238. — 1884, S. 132, 133 und im Anhang, S. 244.

über, bei der Rügenerstraße, beginnen die Häuser wieder, aber in immer weiteren Abständen, bis zur Badstraße, welche direct nach dem Gesundbrunnen hinunterführt. Dieser nach Preußens erstem König, unter dem er entdeckt ward, Friedrichs-Gesundbrunnen und später (1799) der Königin Luise zu Ehren Luisenbad genannt, bildet jetzt den äußersten Punkt im Norden unserer Stadt. Aber, wiewohl seit dem Jahre 1861 incorporirt, hat doch der Gesundbrunnen immer noch etwas Apartes, was diesen Ort sowohl von der Stadt als von der Vorstadt unterscheidet, etwas Ruhiges und Altmodisches, was an seine besseren und vornehmeren Zeiten erinnert. Wie die Tannen und Hügel von Freienwalde, die trauliche kleine Stadt mit dem Schloß und dem Bad uns das Bild des großen Kurfürsten zurückrufen, so der Gesundbrunnen das seines Sohnes. Seine Blüthezeit erlebte das Bad unter der Regierung Friedrichs des Großen, welcher es an einen Doctor med. Behm verpachtete. Die Bewirthschaftung des Brunnens, welcher nach dem Befund des Collegii medici „vorzüglich eisenhaltig und bei Nervenübeln anwendbar" war, muß ein nicht unersprießliches Geschäft gewesen sein; denn wir lesen in den Grundbüchern, daß dieser Doctor nach und nach alle zwischen den Berliner Hufen und der Panke belegenen Ländereien — die Weddingsländereien, auf denen heute sich ein ganzer

Stadttheil erhebt — und zuletzt auch den Brunnen eigenthümlich erwarb. Er war es, der den Heilquell in Stein faßte, der ein Tempelchen darüber errichtete, schöne Promenaden anlegte, Gebäude für die Badegäste, nebst großem Saal und Bogengängen vor den Häusern aufführte, Alles im damaligen Stil und zum Theil noch heute sichtbar, aber freilich in eine Gartenwirthschaft verwandelt.

Zwei Jahre vor seinem Tode, September 1784, war der große König einmal selber hier. Dr. Behm war bereits verstorben und der Brunnen in das Eigenthum seiner Erben übergegangen. Das Gespräch, welches der König damals mit einem derselben geführt, ist uns aufbewahrt worden. — „Habt Ihr viel Brunnengäste gehabt?" — „Nein, Ew. Majestät, kaum ein Drittel gegen sonst." — „Warum das?" — „Es war Anfangs des Sommers immer kühle Witterung." — „Wann baden die Leute? im Juli, August und September?" — „Nein, Ew. Majestät, im Juni, Juli und August." — „Warum nicht im September?" — „Es pflegt dann schon kühle Abende zu geben, wo man sich leicht erkälten kann." — „Warum nicht gar! es ist ja das schönste Wetter. (Es war diesen Tag sehr warm) .... „Sind Merian und Sack (der Hof- und Domprediger) hier gewesen?" — „Nein, Ew. Majestät. Merian hat sich ab und zu in Pankow aufgehalten. Sack aber ist schon zu alt, und die Füße

wollen nicht mehr fort; seine Seelenkräfte sind aber noch die nämlichen." — „Wie alt ist er?" — „Einundachtzig Jahre." — „Nun, man kann auch nicht ewig leben . . . . Wer besorgt Euch dies hier?" — „Ein Meier muß das Vieh füttern und den Acker bestellen, ein Inspector aber das Uebrige besorgen." — „Kann der davon leben?" — „Er ist Traiteur mit dabei, kann auch barbieren und zur Ader lassen." — „So, so (lachend) . . . . Was sind das für Häuser hier herum?" — „Die gehören alle zum Brunnen, nur die Papiermühle nicht." — „Aber die in der Entfernung?" — „Das sind Colonistenhäuser, welche Ew. Majestät vor zwei Jahren haben bauen lassen, und es sind Gärtner darin angesetzt." — „Ja, ja, das weiß ich . . . Da (auf den Flügel sehend) wohnen wohl die Brunnengäste?" — „Ja, Ew. Majestät." — „Und hier ist vermuthlich die Küche?" — „Ja, Ew. Majestät." — „Gott behüt' Euch!" *)

Steht er nicht leibhaftig vor uns, der Alte, der im Lapidarstyl zu uns spricht und, geistig frisch bis zuletzt, nicht müde wird, zu fragen? Hören wir ihn nicht, wie er sich um alle, selbst die kleinsten Angelegenheiten, die das Wohl seiner Unterthanen betreffen, bekümmert; sehen wir ihn nicht, wie er mit

*) (Stein), Charakteristik II, 208, cit. in „Friedrich der Große, Denkwürdigkeiten seines Lebens", II, 364. — Leipzig, 1886.



der Spitze seines Krückstocks im Erbsstroh herumfährt?

Jetzt kommen königliche Gäste nicht mehr hierher; der Gesundbrunnen ist ein Ort geworden, zu welchem die Bewohner der Rosenthaler-Thor-Gegend an den Sonn- und Festtagen hinauspilgern. Der beschaulichen Stille, der Eleganz und Mode des 18. Jahrhunderts ist das Volksfest mit Aeronauten, Akrobaten und Feuerwerk gefolgt. Zwar wird auch dieses lauschige Plätzchen, welches mit seiner Laubfülle, seinen saubern Häusern zu beiden Seiten der breiten, wohlgepflasterten Straße, mitten in Gärten, noch immer einen behaglichen Eindruck macht, und dessen Alltagsbevölkerung zum größten Theil Wirthe und Kaufleute sind, in absehbarer Zeit durchaus berlinisirt sein. Schon zweigen sich von der Hauptstraße des Oertchens, der Badstraße, Seitenstraßen mit den hohen, wohlbekannten kasernenartigen Gebäuden und billigen Arbeiterwohnungen ab und die Feldwege, wenngleich noch tief im Sande, bezeichnen doch bereits künftige Straßen — eine davon, die „Residenzstraße", mit allerdings heut erst einem einzigen Haus, in welchem „Heringe und Kartoffeln" verkauft werden und zwar, wie auf einem Brett mit Kreide geschrieben steht: „en gros et en détail".

Gleich so vielen andren Orten um Berlin herum führt auch der Gesundbrunnen noch ein halbes

Traumleben, aus dem er nur am Sonntag erwacht. Kommt man indessen an einem stillen Tage der Woche hierher, dann erfüllt diese Scene, Saal und Garten, sich wundersam mit den Gestalten von ehedem; und in der Dämmerung der Arkaden sitzend, glaubt man sie noch einmal zu sehen, die galanten Herren in den gestickten Sammetröcken, den zierlichen Degen an der Seite und den Hut unter dem Arme, die schönen, muthwilligen Damen, die unter ihrem Puder und ihrer Schminke und ihren Schönpflästerchen so bezaubernd zu lächeln verstanden, während aus einem Tempelchen herüber, wie die begleitende Musik zu diesem Bilde, das Plätschern der Quelle tönt — der alten Quelle, welche das einzig noch Lebendige aus jener vergangenen Zeit ist. Bis in den Anfang unseres Jahrhunderts blieb der Gesundbrunnen oder das Luisenbad ein Rendez-vous für die gute Gesellschaft von Berlin, die sich auf ländlichen Ausflügen hier zu treffen liebte, und wir können uns vorstellen, wie da, wo jetzt Pferdebahnwagen und Omnibusse auf- und abfahren, die schweren Kutschen unsrer Altvordern unter den jungen Bäumen fuhren, welche ihr großer König gepflanzt. Ringsumher und vorwärts, soweit das Auge reichte, war offnes Feld, war Sand und Haide; nur zwischen Rosenthaler und Hamburger Thor erblickte man spärliche Anfänge der Bebauung — die kleinen Häuser

der Bauarbeiter im Voigtland und jene Colonie von Gärtnern, welche der König hierhergesetzt — „Es sind da noch so manche Stellen, die ich unmöglich so lassen kann, sie haben mich oft traurig gemacht, wenn ich sie passiren mußte“ — die Anfänge der heutigen Gartenstraße. Darüber hinaus umspannte der Horizont eine hügelige Sandfläche, auf deren einer Erhöhung, dem sog. „Galgenberg“, ein Rest verwitterter Steine noch daran erinnerte, daß hier bis vor Kurzem das Hochgericht gestanden hatte, der Galgen.

So war die Gegend, heute mit Tausenden von Häusern bedeckt und von Hunderttausenden bewohnt — eine der betriebsamsten in Berlin, mit großartigen Vorstadtstraßen, voll von dem Geräusche der Arbeit, bis spät in die Nacht.

Doch auch unter den Häusermassen erkennt man noch die alten natürlichen Merkmale des Bodens. Dieser Theil von Berlin ist eine Hochebene; und die Straßen, welche vom Rosenthaler Thor herauf führen, zeigen eine stark ausgeprägte Hebung — stark für unser an die Fläche gewöhntes Auge, dem es eine sehr angenehme Ueberraschung bereitet, sich hier plötzlich ein Straßenbild öffnen zu sehen, mit Hügel und Thal, auf welchem Licht und Schatten wechseln, und einer bunten Staffage von Wagen und Fußgängern, bergab und bergan. Die Höhe dieses

Plateaus und die höchste bebaute Stelle von Berlin überhaupt bezeichnet die Zionskirche, welche gar anmuthig und freundlich aus einer Umgebung dichten Grüns, von Gebüsch, Rasen und Blumen emporstrebend, all' diese Straßen voll alter und neuer, kleiner und großer Häuser beherrscht. Von hier aus nimmt der Höhenzug eine nordwestliche Richtung, mit dem ehemaligen Brunnenberg, wo heute der Humboldthain liegt und dem ehemaligen Galgenberg, wo heut in ihrem oberen Theil Acker- und Gartenstraße den alten Platz des Hochgerichts umschließen. Lange noch hieß er „Galgenplatz", bis er, im Jahr 1861, diesen Namen gegen den freundlicheren des „Gartenplatzes" vertauschte.*)

Aecker sind nicht mehr in der Ackerstraße, noch Gärten in der Gartenstraße, noch Weinberge am Weinbergsweg. Und dennoch blühten sie einst, reicher, üppiger, als irgendwo in Berlin, hier an den südlichen Abhängen des Plateaus, welche die Mittagssonne haben; und hochberühmt war „Wollank's Weinberg". Der Weinberg ist verschwunden; aber die Wollanks sind geblieben, und wie sie lange die große Dynastie dieser Gegend waren, so zählen sie noch immer zu den ältesten, geachtetsten und populärsten Bürgern von Berlin. Als im Juli 1881

*) Hermann Vogt, Die Straßennamen Berlins, S. 27. Berlin, 1885.

„der alte Wollank" zu seinen Vätern versammelt und in dem Erbbegräbniß der Wollanks in der benachbarten Ackerstraße zur Ruhe gebracht wurde, da war der ganze Stadttheil in Bewegung. Jetzt, hinter einer Mauer, welches sie nach drei Straßenseiten, dem Weinbergsweg, der Fehrbelliner- und der Veteranenstraße hin umfaßt und auf einem Grundstücke, welches seit mehr als hundert Jahren den Wollanks gehört (vorher war es der gräflich Sparre'sche, zuletzt der Mollard'sche Weinberg), steht an einer leichten Bodenanschwellung die moderne Wollank'sche Villa. Durch das Thor und zierliche Gitterwerk in der Front hat man einen Blick auf den sanft ansteigenden, sammetgrünen Rasen, auf das vornehme weiße Haus unter den bejahrten Bäumen, welche mitten in dieser aufgeregten Zeit und diesem unruhigen Stadtviertel dem altererbten Besitz Etwas bewahrt zu haben scheinen von der beschaulicheren Stille der Vergangenheit, deren Zeugen sie noch gewesen und deren letzte Reste sie sind.

Noch ein Haus ist hier, an dem ich nicht unbewegt vorübergehen kann; ein Gebäude von fast palastartigem Aeußern, hoch auf einem Hügel — das jüdische Waisenhaus, mit dem Namen seiner Stifter, des nun längst verstorbenen Ehepaares Moritz und Sarah Reichenheim, über dem Portal. Oft, an solchen Nachmittagen, wenn die Kinder im Garten

spielen, oder gegen Abend, wenn ihre Stimmen aus dem Betsaale schallen, gedenke ich des bescheidenen, einem kleinen, aber bedeutenden Freundeskreise stets geöffneten Thiergartenhauses und der beiden trefflichen Menschen, welche Gutes übend darin lebten und, selbst kinderlos, für die Verwaisten ihres Volkes diesen Palast errichteten; und ich gedenke dann zuweilen auch des schönen Gedichtes, in welchem Heinrich Heine seinen Oheim Salomon besang und der Thränen, „die er weinte ob der unheilbar großen Brüderkrankheit". . . .

Einsamer war es hier, vor so viel Jahren, als man auf „Wollanks Weinberg" noch zwischen Gärten und Hecken wanderte; mannigfach waren die Attractionen dieses weit entlegenen Bezirks, und unter ihnen nicht die geringste für uns das Vorstädtische Theater der Mutter Gräbert. Wer weiß jetzt noch von dieser einst so populären Figur und wer noch von ihrem Theater, welches unter dem Namen „Germania-Theater" eine Weile gegen den Wind und das Wetter weiter kämpfte, bis es heut, an diesem Frühlingsnachmittag, als ein vollständiges Wrack vor mir liegt — eine Ruine, von der morgen nichts mehr zu sehen sein wird. Und ich hab' es doch in seiner Glorie gekannt, in jenen besseren Tagen, wo noch nicht mehr als vier oder fünf Theaterzettel an

den Anschlagssäulen erschienen und der schönste von allen der der Mutter Gräbert auf dunkelrothem Papier. Gespielt ward in ihrem Theater wöchentlich nur viermal und es mußte schon hoch kommen, wenn es ein Stück bei ihr über zwei oder drei Vorstellungen hinaus bringen wollte. Denn die Bewohner von „Wollank's Weinberg" verlangten beständig Novitäten; sie gingen jede Woche viermal ins Theater und viermal jede Woche wollten sie ein neues Stück sehen. Dieses anspruchsvolle Publikum war kein geringes: es waren die reichgewordenen Schenkwirthe, Bierbrauer, Schlächtermeister und Professionisten überhaupt, die sich hier auf dieser gesunden und luftigen Höhe zur Ruhe gesetzt hatten, mit behäbigen Frauen und gebildeten Töchtern, die mit Passion ihre „Mühlbach" lasen. Diese Leute — deren Nachkommen jetzt Gott weiß in welcher „feinen Gegend" des Westens von Berlin wohnen, Equipagen halten, Diners geben und das Opernhaus besuchen — betrachteten das Vorstädtische Theater als *ihr* Theater, und Mutter Gräbert war die Frau, die ihr Jahrhundert verstand — die echte Theaterprincipalin; man wird ihres Gleichen nicht wiedersehen! Es hatte einmal auch einen Vater Gräbert gegeben und er hatte sogar das Theater gegründet; aber selbst für uns, die jüngere Generation, war er schon eine mythische Person geworden, und um seinen Namen, wie um den des

Gründers von Rom, hatten sich ganze Sagenkreise gebildet.

Seine Laufbahn begann in den Weißbierstuben Berlins, wo er komische Lieder sang und possenhafte Gedichte vortrug. Nach einiger Zeit hatte er sich so viel zusammengesungen, daß er ein Liebhabertheater vor dem Rosenthaler Thor erst miethweise, dann käuflich erwerben konnte; das Glück begünstigte ihn, das Geschäft blühte, und demnächst errichtete er das größere Theater auf dem Platze, wo das der Liebhaber gestanden. — Ein patriarchalisch-ökonomisches Verhältniß herrschte; Mutter Gräbert sorgte für die Küche des Etablissements und Vater Gräbert für das Weißbier und die Bühne. Er machte das Repertoire, leitete die Proben, engagirte die Mitglieder. Er war ein eifriger Widersacher der Tantième; seine Ausgabe für ein neues Stück betrug in der Regel einen — Silbergroschen. Denn die meisten seiner Novitäten bezog er aus der Leihbibliothek in der Großen Hamburgerstraße. Sollte aber einmal in außergewöhnlichen Fällen ein Originalstück aufgeführt werden, so löhnte Vater Gräbert den Dichter mit zehn Thalern Courant ab, wenn eine Mordthat darin vorkam; und mit fünf Thalern, wenn dies nicht der Fall war. Auch das Honorar, welches er seinen Künstlern bewilligte, hielt sich durchaus im Preiscourant der alten Haupt- und Staatsactionen: einige

bekamen nichts, andere acht Thaler monatlich; die höchste Gage, die er zahlte, betrug fünfundzwanzig Thaler. Durch solch weise Maßregeln entfaltete sich das Kunstinstitut vor dem Rosenthaler Thor zu einem ungeahnten Flor und manch hübsches Talent, das diesen Ursprung später verleugnete, stieg aus seinem Podium empor. Am besten aber stand sich Vater Gräbert selbst; er kaufte das Grundstück neben seinem Musentempel, machte einen schönen Garten daraus, baute ein Sommertheater hinein und bewirthete in jedem Jahre, zu des Königs Geburtstag, fünfzig Invaliden, die er am Ende des Gastmahls noch mit einem Thaler beschenkte. Als nun aber Vater Gräbert, nach so rühmlichem Leben, sein Stündlein nahen fühlte, da ging er nicht etwa in sich, wie wir anderen Sünder insgemein, sondern er fing an — Austern zu essen. Da konnte man ihn an jedem Morgen in der langen Vorderstube seines Etablissements sitzen sehen, Rollen austheilend, den Speisezettel entwerfend, seufzend über die Nichtigkeit des Daseins und — sechs Dutzend Austern vor sich. Es liegen keine genauen Berichte darüber vor, wie lange und wie viel Austern er gegessen; aber das Mittel mußte probat, oder, als er es zu gebrauchen anfing, sein Ende noch nicht so nahe gewesen sein. Denn in der Wehmuth seines Herzens baute er aus den Austernschalen Tempel und Altäre zum Schmucke

seines Gartens auf; und wenn auch die undankbare Nachwelt so grausam war, die frommen Denkmale dieses Erzvaters zu zerstören, so hatte sich doch wenigstens eine von diesen Muschelgrotten, groß genug für eine büßende Magdalene, oder zwei, mit einem Kreuz auf dem Dach und einem Kreuz an der Thür, erhalten und ich selbst habe sie oft genug bewundert, wenn ich mit den übrigen Besuchern des Theaters, zwischen einem Act und dem anderen, hinaus kam in den Garten. Wie dem nun auch sei — endlich mußte Vater Gräbert den Schauplatz so vieler Freuden, Gastmahle und Triumphe verlassen; und einem Modus in seinem Testamente gemäß, wurde er in einer Mitternacht, unter Sang und Klang, bei Fackelschein begraben.

Das Erbtheil dieses ausgezeichneten Mannes fiel seiner Frau zu. Sie hatte sich bis dahin nicht bemerklich gemacht, still und sittsam vielmehr zwischen den Schmortöpfen des Untergeschosses gewaltet. Wie denn aber der Krieg sich seine Feldherren selbst erzieht, und die Noth es ist, welche groß und erfinderisch macht: so stieg nun auf einmal das Aschenbrödel von Wollanks Weinberg aus der Tiefe herauf, — den Kochlöffel und die Weißbierflasche in der einen, den Zügel des Thespiskarrens in der andern Hand, und der Ruhm von Mutter Gräbert fing an, denjenigen des Vaters Gräbert zu verdunkeln. Eine

rüstige Matrone, mit aufgeschürzten Aermeln und hochrothem Gesicht, so habe ich sie noch gekannt und gesehen, gleich vornan in der ersten Stube hinter dem Schänktisch, in der ernsten Ausübung ihrer dreifachen Pflicht begriffen — in die Küche hinunter kommandirend, die Kellner controlirend und nur dann und wann einmal verschwindend, um auf der Bühne Ordnung zu machen.

Lang, lang ist's her! — Neben dem ausgebrannten Nationaltheater, auf dessen altem Grund hinter Bretterverschlägen schon Neubauten emporwachsen — aber Miethscasernen, keine Musentempel mehr, denn die Musen, so scheint es, fliehen diese Gegend, welche sie doch einst so sehr geliebt! — neben diesem Wirrwarr von Steinen und Gerüsten steht noch das ehrwürdige Haus der Mutter Gräbert; aber in welchem Zustand! An den beiden Pfosten der geschlossenen Eingangsthür kleben die halbabgerissenen, halb vom Regen verwaschenen blauen, grünen und rothen Zettel des Germaniatheaters und darüber erhebt sich ein ominöses Brett, an welchem die Worte stehen: „Hier sind Baustellen und Gebäude auf Abbruch zu verkaufen.“ Und ein rother Strahl der Frühlingsabendsonne färbt die Kastanien im Garten, welche jetzt noch einmal blühen, wie sie geblüht haben in unserer fröhlichen Jugend — aber zwischen Kalkgruben, aufgewühlten Erdmassen, frischem

Mauerwerk und einem fast ganz schon zerstörten Gebäude im Hintergrund, über dessen einzig noch stehender Wand ich beim schwindenden Tageslicht die Gold-Inschrift erkenne: „Laetitia 1845.“*) — Und das ist das Ende von Mutter Gräbert.

Von der Zionskirche her aber läuten die Glocken; sie läuten das Pfingstfest ein, und überall in den Straßen ist ein rühriges Treiben und der liebliche Duft von Maien. Ich glaube nicht, daß man auf dem Lande sich so lebhaft mit dem Feste freut, „das da feiern Wald und Haide“, oder vielmehr diese Freude so lebhaft ausdrückt, wie in der Stadt, und vornehmlich der unsren, als ob der zurückgehaltene Natursinn der Stadtkinder nur eine Gelegenheit suche, um überzuquellen. Man weiß, wie dann nicht nur Haus und Hof mit frischen Maien bekränzt werden, sondern auch Flaschenbierwagen und Milchwagen, Arbeitswagen und Droschken, die kleinen Läden und die Keller; und hier, auf Wollanks Weinberg und wo sonst in Berlin gebaut wird, rauschen und wehen die grünen Büsche bis hinauf in die höchsten Spitzen der Baugerüste, ja sogar in den Steinhaufen, mit denen die Straßen gepflastert werden, stecken diese Zeichen des nahenden Pfingstfestes. Indessen kommen uns viele Frauen entgegen, alle beladen mit Maien,

*) Jetzt erhebt sich an dieser Stelle schon eine große Fabrik (1885).



mit Calmusstauden, mit schweren Körben und mancherlei Paketen, sie steigen vom Arcona-Platz herab, wo heute Markt ist und sie zum Fest eingekauft haben. Die großen Märkte in diesen Gegenden sind die Sonnabend-Märkte und sie werden am Nachmittag und Abend abgehalten, damit der Arbeiter auf seinem Heimwege sie benutzen kann. Ich entsinne mich noch aus früheren Jahren des Samstagabend-Marktes auf dem Pappelplatz, einem kleinen Dreieck von Platz vor der Berg- und Ackerstraße, bunt von Lichtern und gedrängt voll von Menschen und Buden. Aber mit der wachsenden Ausdehnung und der zunehmenden Bevölkerung dieses Stadttheils ward der Pappelplatz allmälig zu klein befunden und der Markt von der alten Stelle nach dem neuentstandenen Arcona-Platz verlegt, einem geräumigen, luftigen Square, viel schöner und größer als jener — er mag im Umfang ungefähr dem Gensdarmenmarkt gleichen — mit hohen, neuen Häusern im Geviert und einer stattlichen Gemeindeschule, die sogar einen Thurm hat, als monumentalem Abschluß. Trotzdem scheinen die Marktfrauen mit der Veränderung nicht sehr zufrieden. Eine von ihnen, eine Gemüsefrau, bei der ich mich erkundigte, wie das Geschäft hier oben gehe, klagte, daß es auf dem Pappelplatz besser gewesen. Da seien die Arbeiter gekommen und hätten gekauft, mit dem Wochen-

lohn in der Tasche; hier herauf aber, „auf den Berg“, möchten sie nicht steigen. Dennoch bietet der Markt auf dem freien, schönen Platz, zumal an diesem Pfingstsonnabend, ein sehr anziehendes Schauspiel mit der bunten Menge, die sich zwischen den Buden und Zelten auf- und abdrängt, mit all' den guten Sachen, die darin aufgehäuft sind; mit dem Geruch von frischem Kuchen — Napfkuchen in allen Formaten und Weißbrot vom Gesundbrunnen bergehoch übereinander gethürmt — mit dem Abendlicht und dem Geläute der Glocken, welches unablässig von der Zionskirche herüberklingt. Wagen, hoch mit Maien beladen, stehen in den einmündenden Straßen und Calmusbüschel sind auf allen Tischen und in allen Händen — denn ohne diese Pflanze, welche lange schon an unsren Sümpfen und Gewässern wild wuchert, kann der kleine Mann in Berlin sich Pfingsten nicht wohl denken. Er stellt die Blätter in einem Wasserglas ans Fenster seines Zimmers, das sie mit ihrem schwachen Aroma erfüllen und aus der Wurzel macht sein Junge sich Flöten, deren schnarrender Ton um diese Zeit, als die eigentliche Pfingstmusik, an allen Ecken und Enden von Berlin gehört wird.

Unabsehbare lange Straßen ziehen sich von hier hinaus ins Freie.

Diese Straßen waren vor vierzig, fünfzig Jahren

noch wirkliche Landstraßen, auf denen der gesammte Personen- und Güterverkehr der damaligen Zeit sich bewegte; Chausseen, auf welchen Frachtwagen und Postkutschen fuhren, durch das Hamburger Thor nach den mecklenburgischen Landen und Hamburg, durch das Rosenthaler und Schönhauser Thor nach Pommern und Stettin, durch das Prenzlauer Thor nach Stralsund, durch das Landsberger Thor nach Ostpreußen u. s. w. Dergleichen Chausseen oder Alleen gab es damals in allen Richtungen von Berlin.

In dem rascher vorwärts geschrittenen Westen, wo die Potsdamer Straße noch 1831 „Chaussee nach Potsdam", und im Süden, wo die Belle-Alliance-Straße noch 1842 „Weg nach Tempelhof" hieß, sind die Bezeichnungen verschwunden, während sie sich hier auf dem etwas länger zurückgebliebenen Strich erhalten haben, von der Chausseestraße im Norden bis zur Prenzlauer Chaussee und Landsberger Allee im Nordosten. Und nicht nur der Namen, sondern auch, je weiter man kommt, ein gewisses ländliches Ansehen, welches sich zuletzt zu einer Art ländlicher Einsamkeit steigert. Denn wiewohl jetzt Häuser stehen und fortwährend gebaut werden, wo vor nicht langer Zeit Gärten und Felder waren, so haben diese Straßen doch meist ihre natürliche Breite beibehalten, welche in der Schönhauser Allee so beträchtlich ist, daß man an manchen Stellen kaum

noch von der einen Seite nach der anderen hinübersehen kann und auf diese Weise gar nicht mehr das Gefühl hat, in einer Straße zu sein. Dichte Gruppen alter, schöner Kastanien stehen noch in der Kastanien-Allee, welche von der Zionskirche hierherführt und sie geben, zumal in der Blüthezeit, mit ihrem Grün und Silber der endlos langen Straße einen freundlichen, traut anheimelnden Charakter. Seitenstraßen zweigen sich von diesem Plateau langsam bergab zur Schönhauser Allee, der großen Communicationsader des Ostens mit dem Norden, wie es die Brunnenstraße die des Centrums und die Chausseestraße die des Westens ist. Kreuzt man die Schönhauser Allee, welche mit der beständigen Bewegung von Menschen und Wagen einen äußerst lebendigen Eindruck macht, so befindet man sich in einer stillen, noch wenig bebauten, mit vielen offenen, nur von Bretterzäunen umschlossenen Straße, der Pappelallee, das Ende derselben bezeichnet das Ende der Stadt überhaupt. Auf dem Wege dorthin sieht man eine Mauer mit einem Schilde darüber, welches besagt, daß dies der Kirchhof der freireligiösen Gemeinde. Klein, wie diese Gemeinde sein mag*), ist auch ihr Kirchhof der kleinste, den ich in Berlin gesehen habe.

*) Wenn ich den Verwaltungsbericht 1877—81 (I, 97) richtig verstanden habe, so zählte sie 1880: 1173 Mitglieder gegen 710 im Jahre 1875.

Die Mitglieder derselben gehören zumeist dem Stande der kleinen Gewerbtreibenden und Arbeiter an; und bescheiden wie der Saal, in dem sie sich zur gemeinsamen Andacht versammeln, ist auch der Kirchhof, auf dem sie begraben werden. Aber er ist äußerst sauber gehalten, liegt schon fast ganz im Freien und auch auf seine Gräber scheint diese Sonne des Pfingstvorabends freundlich, friedlich hernieder. Auf der Straße vor demselben ist es ganz einsam und still, bis auf die Kinder, die mit nackten Füßen auf dem holprigen Steinpflaster herumspielen. Doch auch hier noch, an der äußersten Grenze Berlins, hat man die ganz bestimmte Empfindung der Sicherheit, welche die Zusammengehörigkeit mit einem großen Ganzen gibt. Zwar einen Schutzmann habe ich hier — und auf meinem ganzen Wege — nicht gesehen und mich verlangte auch nicht nach ihm. Aber dafür sah ich — erstens — einen Sprengwagen mit dem Bären, dem Wappenbilde der Stadt Berlin, welche hier, in dieser entlegenen, armen Straße, so gut für Reinlichkeit sorgt, wie in irgend einer der vornehmsten des Thiergartenviertels; und zweitens sah ich, als fast das letzte Haus, eine Gemeindeschule — eines jener stattlichen Gebäude, die sich überall in diesen Volksquartieren wie die festen Burgen guter Gesittung erheben und den für eine Weile von allen Banden der gewohnten Umgebung abgelösten Wandrer mit

einem wundersam frohen Vorgefühl der Zukunft erfüllen.

Immer schon, indem man diese Straße hinangeht, hat man vor sich einen weißlich dämmernden Streifen mit dem Blau des Himmels darüber; und hier endlich ist kein Berlin mehr — kein Haus mehr, so weit der Blick reicht, nur eine Windmühle und sandiger Hügel. Hier sind wir im Freien. Vor uns liegt die Heinersdorfer Gemarkung. Der Geruch des Kornfeldes ist in der Luft und die Spitzen der Halme, vom Abendwinde geschaukelt, schimmern röthlich in der untergehenden Sonne. Weit hinüber dehnt sich der Abendhimmel, weit und blau, nur an den Rändern dunstig von der Atmosphäre der Stadt, in welcher ein und eine Viertelmillion Menschen athmen und arbeiten, von deren ungeheurer, stundenweiter Ausdehnung man aber hier oben nichts sehen kann. Man sieht nur das Nächste, das nächste Haus, die nächste Straße, die Windmühle, den Sandhügel — und eine Lerche schwirrt über den Feldern und singt, wie ich sie habe singen hören, einst, auf den Hügeln meiner Heimath, am Vorabend des Pfingstfestes . . .

Kehrt man nun von hier in die Schönhauser Allee zurück, so mag sie Einem wohl mit ihren Gärten und Villen und Häusern und Pferdebahnen

und Omnibussen wie eine Stätte alter Cultur erscheinen. Hier ist Alles bepflanzt und bebaut, — nur der Platz an der „einsamen Pappel", ganz oben, ist noch, wie er war, so lange Menschen sich erinnern können. Hier, auf dem freien Felde, ging es einst stürmisch her in den Volksversammlungen des Jahres 1848, welche die „einsame Pappel" berühmt gemacht haben. Aber jetzt ist es auch dort still. Auf dem spärlichen Graswuchs lagert hier und dort ein Arbeiter, der seine Zeitung liest oder sein Abendbrot verzehrt oder sich zum Schlaf ausgestreckt hat; ein paar Kinder tummeln sich an den sandigen Abhängen, ein paar Spaziergänger kommen über den kaum erkennbaren Pfad, und in der Mitte, schon im Schatten, steht sie selber, die Pappel — der einzige Baum weit und breit — und am Rande des Feldes glühend roth der Ball der untergehenden Sonne.

Wenn man nun weiter zum Schönhauser Thor abwärts geht, so geräth man in ein dichtes Volksgewühl. Von rechts und von links funkeln die Lichter und schallt Musik aus den Gärten der großen Brauereien, welche von dem behäbigen Mittelstand der benachbarten Gegend besucht werden. Die eigentlich populären Vergnügungslocale, wo man unglaublich viel für wenig Geld zu sehen und zu hören bekommt, und welche gleichfalls hier, an der Einmündung der Kastanienallee in die Schönhauser Allee

liegen, sind heute noch dunkel. Aber in hellstem Glanze werden sie morgen strahlen; denn mit dem ersten Pfingsttag und einem Frühconcert eröffnen sie ihre „Saison“. Dann werden Puhlmann's Garten, die Neue Walhalla und der Berliner Prater mit Tausenden gefüllt sein. Im Hintergrunde steht ein kleines Theater, auf welchem, unter freiem Himmel, abwechselnd sentimentale Sängerinnen und Tanzkünstler sich produciren, Komödien und Zauberpossen aufgeführt werden, von denen jedoch nicht der dritte Theil der bis an den äußersten Rand gedrängt stehenden oder sitzenden Zuschauer ein Wort verstehen oder einen Ton erhaschen mag, wie gespannt sie auch lauschen. Gleichzeitig ist vorn in einem Saal am Eingang „Ball“; wird geschossen, gewürfelt, „gewogen“, die „Kraftprobe“ gemacht und Billard gespielt; werden an einem Tische „belegte Stullen“ und Würste verkauft, an zwei Büffets Bier, „die Weiße“ und der „Gilka“ geschänkt, und Garten und Tische mit abgerissenem Papier bedeckt, da die meisten dieser Gäste sich ihre Mahlzeiten selber mitbringen. Und sie müssen sich für diese Gelegenheiten ganz gehörig verproviantiren; denn solch ein Vergnügen dauert lang. Es kommt noch der Luftballon, eine „Zaubersoirée“, die Illumination und das Feuerwerk, verbunden mit einem Militärconcert, welches in früheren Jahren die Schlacht bei Leipzig darzustellen pflegte,

jetzt aber, mit vielfachem Kanonendonner, gewöhnlich die von Sedan aufführt. Schon bedecken die rothen, grünen, gelben und blauen Zettel mit einem Programm, welches an die fünfzig Nummern zählt, die Pforten dieser Musentempel extra muros; und mit Befriedigung entnehme ich einem jeden von ihnen, daß allhier, unter so viel Zerstreuungen, doch noch immer „Familien Kaffee kochen können". Aber in die Form und Fassung dieses altehrwürdigen Ausdrucks ist ein gewisses Schwanken gekommen. „Hier können Familien Kaffee kochen" — so hieß es früher, und das war deutlich, das konnte man verstehen; diese fünf Worte hatten etwas Monumentales: sie waren wie ein Paragraph der Verfassung, involvirten alle Möglichkeiten und schlossen jede Willkür aus. Was soll ich nun davon denken, daß es gleich auf dem ersten dieser Zettel heißt: „Hier können Familien an Wochentagen Kaffee kochen". Nur an Wochentagen? — Das nimmt der Sache den halben Werth; und es beruhigt mich keineswegs, daß die beiden folgenden Zettel wieder einzulenken scheinen, indem sie sagen: „An allen Tagen können Familien Kaffee kochen", und „Familien können zu jeder Tageszeit Kaffee kochen", oder der vierte gar: „Den geehrten Damen ist die Kaffeeküche geöffnet". Ah, ces Dames! — Diese „geehrten Damen", und noch mehr die höflichen Wirthe machen mir bange; und ich muß ge-

stehen, daß es mir, ein paar Tage später, als die Familien und der Kaffee bereits in vollem Gange waren, eine ordentliche Erleichterung gewährte, Zeuge zu sein, wie der höfliche Wirth Nr. 4 einen harmlosen Jüngling, der nichts Böses gethan, außer daß er einen Blumentopf in den Armen hielt und sich, um besser nach der Bühne hin sehen zu können, ein wenig auf die Fußspitzen hob, nach alter guter Väter Sitte an dem Kragen nahm und aus dem Locale warf. Dieser Zug von Gemüthlichkeit rührte mein Herz und rettete meinen Glauben an die Zukunft; denn ein grober Wirth und die kaffee-kochenden Familien, die gehören nun einmal zusammen im Berliner Volksleben und werden nur miteinander daraus verschwinden. —

Wir befinden uns in einem Uebergangsstadium, Straßen, Häuser und Menschen; und von dem Alten wird bald wenig genug mehr zu sehen sein, besonders in diesen Gegenden. Hier z. B., an der Ecke der Acker- und Elisabethkirchstraße, welch' letztere damals, vor etwa zwanzig Jahren, noch gar nicht existirte, war ein kleiner Cigarrenladen, in welchem ich eine der merkwürdigsten Bekanntschaften meines Lebens machte. Der Eigenthümer des Ladens, Herr Queva mit Namen, fabricirte und verkaufte nämlich nicht nur Cigarren, sondern auch Gedichte, und

Beides, Cigarren und Gedichte, hing an einem Bindfaden aufgereiht vor seinem Schaufenster. „Eigenes Fabrikat" stand mit großen Buchstaben in weißer Farbe daran geschrieben. Herr Queva verfertigte seine Gedichte nicht gerade auf Bestellung; aber er besaß ein feines Ohr für die jeweilige Stimmung und richtete sich darnach ein, behandelte die Ausschreitungen der Mode, die Putzsucht der Köchinnen, die Crinolinen, die Figuren auf der Schloßbrücke, kurz, die Fragen der Zeit, mischte sich wohl auch in Politik, namentlich die äußere, da mit der inneren damals nicht viel zu machen war. Er war ein Herr in mittleren Jahren, von untersetzter Statur, ein schwarzer Bart umrahmte sein Gesicht, und ich erinnere mich, daß er immer gestickte Pantoffeln trug. So stand er hinter seinem Ladentisch, wenn ich an den Mittwoch-Nachmittagen hierher kam, um ein Viertelstündchen mit ihm zu plaudern und von seinen inzwischen erschienenen neuen Gedichten zu kaufen. Denn diese schienen mir besser, als seine Cigarren, weswegen ich mich ihm auch immer nur als ein Liebhaber der Poesie, niemals aber als ein Raucher von Profession zu erkennen gab. Einige seiner Verse sind mir noch im Gedächtniß, wie z. B. die gelegentlich unserer Mobilmachung von 1859 entstandenen, in welchen er den Kaiser der Franzosen folgendermaßen haranguirt:

Det Du uff Preußen 'nen Gieper hast, det jlooben wir Dir schon;
Wir wollen Dir aber nich als Gast, Du oller Kronensohn.

Und dennoch hat der Volkspoet der Ackerstraße, wie mir aus einer seiner späteren Effusionen hervorgeht, es erlebt, den also von ihm Besungenen als Gast auf der Wilhelmshöhe zu begrüßen. Ja, es ist wie ein Traum, wenn man auf dieses Vierteljahrhundert zurückblickt! Wohl steht noch das Haus an der Ecke und ich erkenne den Laden, das Fenster und in den alten, halbverwischten Buchstaben das „eigene Fabrikat" — aber ach! — der Dichter und die Gedichte sind verschwunden und nur die Cigarren sind geblieben und hohe Gebäudemassen ringsumher.*) Die Acker- und die Gartenstraße, die damals hier, am Pappelplatz, ein Ende hatten, sind ins Grenzenlose hinausgewachsen, bis hinauf nach dem Humboldthain, mit neuen Straßensystemen zwischen

*) Nach der ersten Veröffentlichung obiger Skizze („Deutsche Rundschau", April 1885) schrieb mir ein freundlicher Leser der genannten Zeitschrift: „Queva, von dem man nach Ihrer Schilderung annehmen sollte, daß er nicht mehr unter den Lebenden weile, verkauft zwar keine Cigarren mehr, dichtet aber nach wie vor" (— „unter Assistenz seiner Tochter", wie ein zweiter Correspondent hinzufügt). „Die neuesten in Berlin gesungenen Leierkastenlieder haben ihn zum Verfasser." Von dieser erfreulichen Thatsache, die mir übrigens nicht ganz unbekannt war, sei hier, mit gebührendem Danke, Notiz genommen.

sich, die jetzt zwei ganze Stadttheile, den „Wedding“ und das „Spandauer Revier außerhalb“ bilden. Prachtvoll erhebt sich in ihrer Mitte der Stettiner Bahnhof, und an ihrem Rande brausen unaufhörlich die Züge der Ringbahn, deren eiserne Stränge die Stadt umgürten. Arbeiter mit ihren Kindern auf den Armen stehen vor den Thüren und aus den Fenstern schauen Mann und Frau gar einträchtiglich auf die Bewegung in den Straßen und den Abendhimmel, der sich weit und golden gegen Westen spannt. Freilich, mehr Poesie war in der Welt, als Mutter Gräbert noch lebte und Herr Queva noch sang, da, wo jetzt Fabriken sind, hin- und hergehende Locomotiven, hohe Häuser, Rauch und Lärm. Aber etwas ist die Prosa doch auch werth; und mitten unter diesen Fabriken, und gleichsam umbrandet von der großen Arbeiterströmung, steht ein schöner, äußerst solider Ziegelbau, durch einen stillen Hof vor den allzu lauten Stimmen der Straße geschützt, und von Grün und Gartenanlagen gar freundlich umgeben. Es ist das Humboldt-Gymnasium, welches seit nunmehr zehn Jahren besteht — eine Stätte der Wissenschaft und eine Huldigung für sie, hier auf dem Boden der mechanischen Arbeit im äußersten Norden von Berlin. Es war eine verdienstliche That unserer Stadtverwaltung, dies Haus gerade in dieser Gegend zu begründen; und ich er-

innere mich noch des ersten Directors, des feinen, liebenswürdigen, leider allzu früh verstorbenen Schottmüller, mit welchem Vertrauen und Muth er an seine Culturarbeit ging, als das Gymnasium nur erst in den untersten Classen eröffnet werden konnte. Wenn er jetzt noch lebte, würde er sehen, wie die Anstalt florirt und es sowohl an Schülerzahl, wie an glücklichen Resultaten mit den andern Gymnasien der Hauptstadt aufnimmt. —

In der Bergstraße war es auch, wo ich durch eine Fülle frischen Grüns überrascht ward, dessen ich mich aus den früheren Jahren nicht entsann; und auf einmal, durch eine Pforte hereintretend, befand ich mich in einer außerordentlich belebten, gartenartigen Anlage. Dies ist der alte Sophienkirchhof, der in den dreißiger Jahren noch benutzt ward. Der ursprünglich älteste war der, den ich meinen Lesern bereits gezeigt habe, in der Sophienstraße, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch Kirchhofsgasse hieß. Hierauf ward der Kirchhof in die damals noch unbebaute Gegend vor das Hamburger Thor verlegt, zwischen der gegenwärtigen Berg- und Gartenstraße, und vor etwa fünfzig Jahren geschlossen, nachdem man den neuen Sophienkirchhof noch weiter hinaufgerückt, über den heutigen Pappelplatz hinaus. Was mich immer und immer wieder auf diese Berliner Kirchhöfe zieht, das sind die

Bilder und Erinnerungen der alten Tage. Wie viel irdische Größe, wie viel Ruhm und wie viel Unglück ruhen hier beisammen! Jeder Kirchhof dieser großen Stadt ist voll von Schatten, die wieder lebendig werden, wenn man ihre Namen nennt. Hier ist das Grab von Charlotte Stieglitz, und auf dem Kreuze desselben sind die Worte: „Wir werden uns wiedersehen, freier, gelöster!“ — die letzten, mit denen sie, das junge, blühende Weib, ihr Leben opferte, wähnend, daß ein großer Schmerz allein ihren zurückbleibenden Gemahl zu großen dichterischen Thaten wecken könne — den Unglücklichen, der nun neben ihr ruht, ohne die große dichterische That, die sie von ihm geträumt! . . . Hier, auf dem neuen Sophienkirchhof, ist auch das Grab Lortzing's, und wer auf dem mehr als bescheidenen Denkstein diesen Namen liest, dem mag das Herz wohl übergehen in dankbarer Erinnerung an die vielen lieblichen erquickenden Melodien, deren Schöpfer er war, und in Wehmuth über das Schicksal dieses wahrhaft spontanen Talents, welches im kleinen Genre so groß war! Er hat es nicht erleben sollen, der nach unstätem Wandern kaum achtundvierzigjährig und im Elend starb, seine Werke mit dem königlichen Glanz unseres Opernhauses aufgeführt zu sehen, wo sie, mitten zwischen den Banalitäten des Tages und der gespreizten Unnatur den unbefangenen Hörer anmuthen

wie die Wald- und Quellenfrische der echten Natur, so voll von reiner Heiterkeit, und so frei von jeder Spur des mühsam Gemachten — so ganz, wie von selbst geworden!

Deutsch war sein Lied, und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid.
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus, das Lied tönt fort.

Mittlerweile hat der Magistrat dem ehemaligen alten Sophienkirchhof seine jetzige freundliche Gestalt gegeben, und derjenige, dem die Nachbarschaft dankbar dafür sein muß, war ein früherer Berliner Bürger, der im August 1877 zu Dessau verstorbene Rentier Heyse, der die Stadt Berlin zur Erbin seines großen, über eine Viertelmillion Mark betragenden Vermögens einsetzte. Er überließ dem Ermessen des Magistrats die Verwendung der Zinsen „zur Förderung alles Dessen, was für die bedürftigen, aber fleißigen, talentvollen Bewohner der Stadt nützlich ist". Er wünschte auch, daß ein Theil des Einkommens „zur Verschönerung der Stadt, zur Bepflanzung mit Bäumen" verwandt werde. Dann fuhr er fort: „Insbesondere empfehle ich die Ueberschüsse als Beitrag, wenn es sich ereignen sollte, daß geschlossene Begräbnißplätze zu Erholungsplätzen für Alt und Jung eingerichtet werden sollten . . . Es

wäre eine Wohlthat für die Bewohner und ein Schmuck für die Stadt, wenn die in und um die Stadt noch bestehenden schattigen Begräbnißplätze den Nachkommen für spätere Zeiten zu Erholungsplätzen erhalten würden . . . Die Liebe zu meiner Vaterstadt führt mich zu dieser Betrachtung"*).

Im Sinne des guten Mannes wurde demgemäß der alte Sophienkirchhof in eine Stätte der Erholung für diesen Stadttheil verwandelt, der an solchen Plätzen bisher besonders arm gewesen war. In dem Berliner Wohnungsanzeiger wird er noch immer als „Kirchhof" aufgeführt, aber die Leute dieser Gegend nennen ihn „Spielplatz". Er nimmt noch den ganzen Raum zwischen Berg- und Gartenstraße ein, nach welcher sich ein zweiter Ausgang öffnet, und hat seinen eigenen, vom Magistrat bestellten Aufseher, der des Abends die beiden Pforten verschließt. Von den Gräbern ist keine Spur mehr, aber noch stehen und rauschen die hohen, alten Bäume, und auf den Bänken, die sich hier reichlich vorfinden, oder auf Schemeln, hölzernen Stühlen und Rohrsesselchen, die sie sich selber mitgebracht haben, sitzen hier in der Abendkühle die Bewohner der angrenzenden Straßen, alte und junge Ehepaare traulich beisammen, und die Kinder jagen sich auf dem

*) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin, 1877—1881. II, 55.

Rasen, während durch das Grün der Gebüsche die großen Feuer der anstoßenden Hoppe'schen Maschinenfabrik leuchten. Für den Wanderer, der hierher kommt, ist es ein erfreuender Anblick, zu sehen, wie für das heranwachsende Geschlecht überall in dieser Stadt gesorgt ist; und nachdem er vielleicht vor einer Stunde dem Spiele der Jugend im Thiergarten zugeschaut, nun auch hier in diesem dichtbevölkerten Quartier, unter Fabriken und Schornsteinen, Scharen fröhlicher Kinder zu begegnen, weniger elegant und nach der Mode gekleidet als jene, Proletarier-Kinder, aber doch auch mit ihrem bescheidenen Antheil an frischer Luft und belebendem Grün, und ebenso glücklich in ihrer harmlosen Lust, wenn es gleich Gräber sind, auf denen sie spielen. —

Endlich bietet sich mir auch in der Ackerstraße noch ein Anblick, welcher allein genügen würde, den ungeheuern Abstand von Einst und Jetzt darzuthun, oder gewissermaßen in einem Bilde zu zeigen: ich meine die Meyer'schen Familienhäuser, welche den Platz einnehmen, wo früher die Baracken des Voigtlandes gestanden haben. Auch damals gab es hier schon „Familienhäuser“. Aber wie es darin ausgesehen, das ist in dem Buche Bettina's von Arnim beschrieben: „Am leichtesten übersieht man einen Theil der Armengesellschaft in den sog. Familienhäusern. Sie sind in viele kleine Stuben abgetheilt,

von welchen jede einer Familie zum Erwerb, zum Schlafen und Küche dient. In 400 Gemächern wohnen 2500 Menschen ... Der Vater webet zu Bett und Hemden und Hosen und Jacke das Zeug und wirkt Strümpfe, doch hat er selber kein Hemd. Barfuß geht er und in Lumpen gehüllt. Die Kinder gehen nackt, sie wärmen sich eines am andern auf dem Lager von Stroh und zittern vor Frost ... Kreuzweis wird durch die Stube ein Seil gespannt, in jeder Ecke haust eine Familie; wo die Seile sich kreuzen, steht ein Bett für den noch Aermeren, den sie gemeinschaftlich pflegen ..." *) Wenn man mit solchen Zuständen die gegenwärtigen Familienhäuser vergleicht, dann begreift man, welche Fortschritte wir seitdem gemacht haben. Colossal in ihrem Umfange, geben sie dem Verhältniß sichtbaren Ausdruck, in welchem mit sparsamster Ausnutzung des vorhandenen Raumes zugleich für das häusliche Wohlbefinden und die sanitäre Zukömmlichkeit großer, dicht zusammen wohnender Menschenmengen gesorgt werden kann. Dem Erbauer oder Begründer mag das Beispiel der Peabody-Buildings in London vorgeschwebt haben, soweit System und Einrichtung in Frage kommen. Denn von Wohlthätigkeit ist hier keine Rede; diese Familienhäuser sind Miethshäuser mit

*) „Dies Buch gehört dem König." S. 534, 535.

etwa fünfhundert Einwohnern. Sie gleichen einer kleinen Stadt, wimmelnd von Menschen und mit jeder Art von Hantirung. Die Front des Hauptgebäudes, mit zwei mächtigen Portalen, flankirt die Ackerstraße; dahinter öffnen sich fünf Höfe, jeder mit zwei vierstöckigen Quergebäuden, durch welche ein gewölbter Durchgang führt, mit zwei Seiteneingängen für die Häuser selbst. In den Höfen herrscht das Leben einer Straße; Kinder spielen fröhlich umher, Werkstätten von jeglicher Beschaffenheit sind in vollem Betrieb, und Frauen, welche Grünkram und Obst feil halten, sitzen an den Ecken. Den Hintergrund des letzten Hofes bildet eine Badeanstalt mit einer großen Uhr, welche die Zeit in diesem Gebäudecomplex regelt, und vorn, am Straßenportal, hängt eine fast die ganze Wand bedeckende Tafel mit den Namen der Einwohner, daneben allerlei sonstige Benachrichtigungen, über die nächste Postexpedition, die nächste Polizeistation u. s. w., und das Hausreglement. Ich muß sagen, daß dies Alles einen guten Eindruck machte, wie ich bei Zwielicht die Höfe durchschritt, in welchen so viele Hunderte dicht zusammen leben und dennoch einander nicht im Wege sind. Die Luft in den angemessen geräumigen Höfen war nicht schlecht, und als ich sie verließ, fingen eben die Gaslaternen an, ihr reichliches Licht in denselben zu verbreiten.

„Von hier, vom unheimlichen Voigtland, der damaligen Höhle des Pauperismus," erzählt Gutzkow in seinem Buch aus der Knabenzeit, „zogen sich einsame, endlos scheinende Sandflächen bis nach Tegel hin . . . Da lag der Gesundbrunnen und eine Saharawüste, die man den Wedding nennt und auf dessen tief im Sande angelegten Laufgräben, Schanzen, kleinen Belagerungsforts die Artillerie zu exerciren pflegte."

Sehen wir uns heute diese Gegend an. — Was ihr die Signatur gibt, das sind die großen Fabriken; sie voran, die Borsig'sche und nebenan die Eggels'sche, die Schule unsrer großen Maschinenbauer aus den dreißiger Jahren des Jahrhunderts, aus welcher auch Borsig hervorging. Es sind dies, nebst der inzwischen eingegangenen Freund'schen die ältesten unserer Fabriken; diejenigen, in welchen die jetzt so hochentwickelte Maschinenbau- und Eisen-Industrie von Berlin ihren Anfang nahm. Ein Wald von Schornsteinen dehnt sich dahinter aus und wird immer dichter, je mehr dem Norden zu. Denn die Richtung der Zeit geht in diese noch wenig bebauten Lagen, wo Grund und Boden billiger und die Kohlen und das Eisen, durch die dorthin führenden Bahnen, näher sind. Aber immer noch ist die Borsig'sche Maschinenbau-Anstalt, da, wo ehemals das Oranienburger Thor war, gleich am Eingang der Chausseestraße, mit ihrem Thurm,

ihren Arkaden und den Emblemen und Figuren der Arbeit über ihrem Portal, das Wahrzeichen dieser Gegend — weithin sichtbar, wenn man die Friedrichstraße heraufkommt.*) —

Es ist ein wunderlieblicher Sonntagsmorgen im Juni — der erste Juni, der erste Pfingsttag.

Heute hat die Chausseestraße ein sonntägliches Aussehen und nur hier und dort über einem Schornstein kräuselt noch ein leichtes Wölkchen in die wolkenlose, blaue Luft. In den tiefen Höfen, wo die Berge von Steinkohlen lagern, ist Alles still, und in den Vorgärten, wo selbst hier, zwischen Rauch und Ruß und Zink- und Eisenguß der Frühling emporgekommen ist, flimmert das junge Laub in der Sonne, vermischt mit Flieder, dieser holden, genügsamen Blüthe,

*) Die Eggels'sche Anstalt ist unterdessen schon verschwunden; aber auch die Borsig'sche hat dem Druck der ungünstigen Conjuncturen nicht länger zu widerstehen vermocht. Als ich zum letzten Male, in der Mittagsstunde, vor dem Eingangsthore stand, strömten nicht mehr die Scharen der Arbeiter heraus, wie sonst, nur noch einzeln kam ein Mann oder eine Frau; stille geworden war es an dieser Stätte vormals so gewaltiger menschlicher Thätigkeit und nicht lange mehr, so werden auch hier die Feuer erloschen, wird das ganze Terrain mit Häusern und Hinterhäusern dicht bedeckt und der Name der Borsigstraße Alles sein, was an eine für die Entwicklung der Industrie in Berlin so wichtige Epoche erinnert. (Anmerkung vom 4. Februar 1887.)

die den Boden von Berlin liebt und um diese Zeit des Jahres ihren Duft durch alle Straßen sendet.

Auch der Pferdebahnwagen, in dem ich fahre, hat heut ein anderes Aussehen und ein anderes Publikum als gewöhnlich. Nicht nur festtäglich sind die Leute gekleidet, es liegt auch in ihrem Benehmen etwas Ruhiges und Feierliches, was gegen den Wochentagslärm und Geschäftshabitus, der hier sonst gemeiniglich herrscht, sehr wohlthuend absticht. Bejahrte Männer oder Frauen, von ihren Töchtern liebevoll unterstützt, kommen in den Wagen; viele haben Blumen in der Hand, mehrere noch das schöngebundene, wohlerhaltene Gesangbuch.

Am Ende der Fahrt, aus der Häusermasse, ragt plötzlich der Thurm einer neuen Kirche empor, der Dankeskirche auf dem Weddingplatz.

Hier war einst ein weites, von der Panke bewässertes, mit Weidengebüsch umgebenes Haideland, von den Umwohnern das Weidicht, Wedig*), und in den alten Urkunden „up dem Wedding" genannt. Noch im 13. Jahrhundert stand hier ein Dorf, von welchem aber nichts geblieben, als ein Hof oder eine Meierei, ein sog. Vorwerk, welches an der heutigen Reinickendorfer Straße lag und lang im Besitz der Krone war. Unter dem großen Kurfürsten ward es

---

*) Cotta, Heimathkunde, S. 81.

von seiner Gemahlin, der wirthschaftlichen Dorothea als Schäferei benützt, unter Friedrich dem Großen aber in Erbpacht gegeben, während zugleich der Anbau des umliegenden, in Parcellen ausgetheilten Haidelandes begann. Indessen ging es langsam damit vorwärts. Aeltere Berliner mögen sich der endlosen Chaussee wohl noch erinnern, auf der sie wenigstens einmal im Sommer nach Tegel hinausfuhren. Es war kein großes Vergnügen auf der staubigen Landstraße, immer in der Sonne, bis das schattige Grün des Dörfleins und Parkes erreicht war. Aber der Berliner war es damals nicht besser gewöhnt. Die Chaussee führte mitten durch den Wedding und gab uns, die sonst niemals hierher gekommen wären, Gelegenheit, diese Gegend in ihrem fast noch ursprünglichen Zustande zu sehen. Als zu Beginn des Jahrhunderts diese „Kunststraße" angelegt ward, da waren auf der ganzen Strecke von der Panke ab vier Wohnhäuser und außerdem nur Windmühlen, welche damals wie jetzt, immer weiter hinausgedrängt, das Ende von Berlin bezeichneten. Nach diesen Mühlen ward die Straße später genannt, Müllerstraße, heute wohlgepflastert, mit zwei Pferdebahnen und mit Häusern auf beiden Seiten, wenn auch noch in zuweilen ziemlich weiten Abständen. Im Jahre 1801 aber, als die Stadt den größeren Theil des Wedding erwarb, während

der sog. „kleine Wedding“ noch in Privatbesitz blieb, zählte das ganze Gebiet nicht mehr als 150 Bewohner; und es bestand aus Sandwüsten, Sümpfen, Luchen und Fennen, hin und wieder von einem Stück spärlicher Fichtenwaldung unterbrochen. Um es urbar zu machen, verpachtete der Magistrat die Ländereien in größeren und kleineren Parcellen an sog. „Colonisten“, die ihre Arbeit vortrefflich thaten. Auch der Wedding, wie so mancher andere Stadttheil des gegenwärtigen Berlins, der heut in voller Herrlichkeit prangt, war, wie dieses ganze Berlin, einst aus solch' unscheinbaren Anfängen hervorgegangen; nur daß dieser jüngste von unseren Stadttheilen die Kennzeichen seiner Entstehung noch am deutlichsten zeigt und gleichsam vor unseren Augen den Proceß in allen seinen wesentlichen Zügen noch einmal wiederholte, durch welche dieser unwirthliche Boden in eine der glänzendsten Städte der Welt verwandelt ward. Als die Stadt Berlin im Jahre 1817 von dem letzten Erbpächter Vorwerk und Ländereien unter gleichzeitiger Ablösung der Erbpacht erwarb, waren nicht mehr als siebenundzwanzig Colonistenstellen vorhanden. Aber schon im Jahre 1820 hatte sich die Zahl derselben auf mehrere Hundert erhöht, 1823 zählte der Wedding 160 Wohnhäuser und 1146 Einwohner, vier Jahre später 226 Wohnhäuser, 16 Fabriken und Mühlen, 2217 Einwohner, und im

Jahre 1842 beschreibt Fidicin den Wedding als „eine ziemlich weitläufige Colonie, welche sich von der Chausseestraße bis zum Gesundbrunnen hinzieht und in mehr als 350 Grundstücken mit 3700 Einwohnern besteht.“ So weit ab von Berlin war der Wedding damals, daß noch zu Fidicin's Zeiten der seit Bebauung der Bergstraße hierher versetzte Galgen stand, das Hochgericht, an welchen noch immer die Namen der Hoch- und der Gerichtsstraße erinnern. Aber wenn auch über ein weites Terrain verstreut und sehr entfernt noch von einer eigentlichen Concentration, hatte doch inzwischen schon der Keim eines Gemeindelebens sich zu entwickeln begonnen. Das Erste, was der Magistrat von Berlin für die neue Schöpfung that, war der Bau eines Schulhauses, welches der nachmaligen Schulstraße den Namen gab, anfänglich nur *ein* Klassenzimmer und *eine* Lehrerwohnung enthielt, und am 15. October 1821 mit fünf Knaben und sechs Mädchen eröffnet ward. Vierzehn Jahre später, 1835, kam die Kirche — die schöne kleine Nazarethkirche, welche König Friedrich Wilhelm III. nach Schinkel'schem Entwurfe bauen ließ. Nun steigerte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Bevölkerungsziffer der Colonie, neue Straßen entstanden, die vorhandenen dehnten sich aus und endlich, im Jahre 1861, ward der Wedding in den Stadtbezirk von Berlin incorporirt. Nicht lange, so

genügte die kleine Kirche nicht mehr und eine zweite größere, die Dankeskirche, wuchs empor, mit einer neuen Gemeinde, zu welcher die Parochie der Nazareth-Kirche 4100 Seelen abzweigte.*)

Dies ist in allgemeinen Umrissen die Geschichte des Wedding, der, zur Zeit seiner Incorporation 10 716 Einwohner zählend,**) heute noch immer unser am schwächsten bebautes und am dünnsten bevölkertes Terrain ist, aber doch, in Anbetracht der kurzen Zeit seit seiner Umwandlung aus Acker- und Haideland in Wohngebäude, sowie seiner nichts weniger als begünstigten Lage, die größten Fortschritte von allen Stadttheilen aufweist.

Wenn der Wedding, wie der ganze Norden Berlins überhaupt, vorwiegend von den weniger bemittelten Klassen, Arbeitern und kleinen Leuten bewohnt wird, so folgt doch nicht daraus, daß dies ausschließlich der Fall sei. Freilich stand der Wedding lange im Ruf, eine Ablagerung des Berliner Gesindels zu sein, und nicht ohne Grund, da wegen

*) Viele von den hier angeführten Daten verdanke ich der inhaltreichen kleinen Schrift „Geschichte der Nazareth-Gemeinde auf dem Wedding zu Berlin", welche zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens der gegenwärtige Pfarrer derselben, Herr L. Diestelkamp, veröffentlicht hat.

**) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin, I. 1879, S. 38, und Fidicin, Berlin, S. 116.



der billigen Miethen und der größeren Entfernung von der Berliner Controle viel zweifelhaftes Element sich gerade hierherzog in das noch nicht völlig geordnete Gemeindewesen. Aber diese Zustände haben sich längst regulirt, und wir dürfen dem um das innere, geistige Leben seiner Parochie, sowie namentlich durch Errichtung einer Arbeiter-Colonie innerhalb derselben, sehr verdienten Pfarrer wohl glauben, wenn er (in der citirten Schrift S. 21) sagt: „Wer aber einmal in hiesiger Gegend ansässig geworden, merkt bald, daß es sich recht gut hier wohnt, daß die hiesige Bevölkerung eine überaus friedliche und angenehme und das Vorurtheil mancher Bewohner feinerer Viertel, als ob man hier nicht sicher wohnen könne, ganz unbegründet ist.“ Gleichwie in den übrigen Theilen des Nordens haben auch hier viele Fabrikherren sich in der Nähe ihrer Fabriken zierliche Villen in schönen Gärten gebaut; und in nicht wenigen dieser hübschen Häuser, welche die gute Luft des fast noch offenen Landes haben, wohnen Beamte, Lehrer und kleinere Rentiers.

Als ich zuletzt auf dem Weddingplatz war, im Jahre 1879, da war Alles noch Sand ringsum, ein freudloser Anblick. Jetzt präsentirt er sich schon ganz anders, er hat die geschlossene quadratische Form, ist fast so groß wie der Dönhofsplatz, und in der Mitte, auf einer Erdherhöhung, steht die Dankeskirche. Man

weiß, daß diese Kirche zur dankbaren Erinnerung an die zweimalige providentielle Errettung unseres Kaisers von den Attentaten des Jahres 1878 aus freiwilligen Beiträgen erbaut und am 3. Januar 1884 eingeweiht worden ist. Bei einer Dankeskirche, welche dem Andenken des ersten Deutschen Kaisers im wiedererstandenen Deutschen Reich gewidmet sein soll, erschien es dem Erbauer, August Orth, angemessen, in den Formen an die Traditionen unserer Deutschen Kaiserzeit anzuknüpfen: er wählte demgemäß den romanischen Stil unter Mitbenutzung der Constructionen der späteren Gewölbebauten. Aus gelben Verblendsteinen und Terracotten aufgeführt, macht das von allen Seiten freistehende Gotteshaus mit seinen hohen, hellen Fenstern, seiner Kuppel und seinem schlank aufstrebenden Thurm einen lichtvollen, erhebenden Eindruck; doppelt so, weil es hier steht, der Mittelpunkt eines neuen Gemeindelebens und zugleich das erste monumentale Bauwerk von einem jetzt schon großen historischen Charakter in dieser Gegend, die vor wenigen Jahren noch Einöde war, einzig bewohnt von kleinen Pächtern, Ackersleuten und Schäfern, welche keine Geschichte hatten und nichts als leicht verwischbare Spuren gelassen haben.

Freilich steht die Kirche noch kahl auf ihrem steinigen Hügel und der Platz selbst ist baumlos. Aber auch hier wird die Stadt gewiß für den

Schmuck des Grüns sorgen, welches viel dazu beitragen dürfte, diese bis jetzt ziemlich monotone Fläche freundlich zu beleben und der Kirche den rechten Hintergrund zu geben. Es ist hier eben Alles noch in einem merkwürdigen Mittelzustand begriffen, halb Dorf, halb Stadt, und wenn man weiter hinauskommt, halb Feldweg, halb Straße. Niedrige Häuser aus den Colonistentagen, manche mehr Hütten als Häuser, mit Fenstern, die die Erde berühren und einem steilen Dach darüber, wechseln mit großen kasernenartigen Gebäuden, die den Stempel der ersten städtischen Bebauung tragen; dann wieder lange, kahle, halbverfallene Gartenmauern, mit irgend einem verwitterten Haus dahinter, das in seiner völligen Einsamkeit wie verwunschen aussieht, und auf einmal Baugerüste mit Constructionen darin emporwachsend von der allermodernsten Form. Aber das Werdende, Ringende freut das Auge; man hat auch hier das Gefühl, mitten in einer mächtigen Entwickelung zu sein, und dazu tönt in vollen Strömen Orgel und Choral aus der Dankeskirche, während die Sonne hoch steht über dem Platz, auf welchen kein anderer Schatten fällt, als nur der verkürzte des Thurmes.

Von hier führt die Müllerstraße weiter, bis hinaus nach dem Dorf und Schlößchen der Humboldt, nach Tegel, die alte Tegeler Chaussee, schnurgerade,

unabsehbar, sie selber die Fortsetzung der Chaussee=straße, und beide zusammen fast doppelt so lang als die bis jetzt längste Straße von Berlin, die Große Friedrichstraße vom Belle=Alliance=Platz bis zum Oranienburger Thor. Wenn einst die Müllerstraße fertig bebaut ist, wird man in einer Linie, die nur an zwei Stellen, dem Belle=Alliance=Platz und dem Oranienburger Thor in einem stumpfen Winkel leicht von der geraden abweicht, den ganzen Weg vom Kreuzberg bis Tegel, das heißt vom südlichsten bis zum nördlichsten Punkte Berlins, drei Stunden lang unter nichts als Häusern wandern.

Einstweilen jedoch ist die Müllerstraße nur erst streckenweise bebaut, links sind Fabriken, rechts sind Gärten; dann kommt wieder eine Reihe Häuser, zwischen denen sich gleichfalls noch großentheils unbebaute Straßen abzweigen, dann wieder offnes Land, so daß man meint, hier sei die Stadt am Ende, bis sie nach einiger Zeit abermals beginnt. Viel Grün ist hier und Alles gut gehalten. An der Ecke der Gerichtsstraße, die, vom Humboldthain herabkommend, hier in die Müllerstraße mündet, ist eine schöne, umfangreiche Anlage, Ruheplatz genannt, mit Rasenplätzen, Bosquets und schattigen Bäumen, unter welchen die Kinder spielen und alte Männer in sonntäglichem Behagen mit der langen Pfeife sitzen. Etwas weiter, ebenfalls auf einem Platze

mit Rasen, Beeten und Büschen, an denen der Flieder in voller Blüthe steht, die Nazarethkirche; der Schlußchoral tönt in den stillen Mittag hinaus, und die Kinder halten ein in ihren Spielen. Nun öffnen sich die Thüren des bescheidenen Gotteshauses, das nicht einmal einen Thurm hat, und die Andächtigen kommen heraus, meist Frauen und Mädchen, aber auch manch' ein ernster, an Mühsal gewöhnter Mann, den kleinen Sohn an der Hand führend, — manch' Einer, den die Mütze, die er trägt, als zum Arbeiterstande gehörend kennzeichnet; alle sehr einfach, jedoch dem Festtag angemessen gekleidet, die Frauen in wenig auffälligen Farben.

Von hier ab hören die Häuser fast ganz auf und man hat zu beiden Seiten die Landschaft: zur Linken das Grün und den dunklen Waldstreifen der Jungfernhaide, zur Rechten die Sandhügel der Reinickendorfer Gemarkung. Hier sind nur noch Kirchhöfe; der nächste der Begräbnißplatz der Charité. Die Königliche Charité, wie man weiß, ist die große Heilanstalt Berlins, welche schon von Friedrich Wilhelm I. angelegt, doch erst seit Friedrich d. Gr. und später zu der gegenwärtigen Ausdehnung erweitert worden. In ihr werden durchschnittlich 1450 unbemittelte Kranke verpflegt, die meisten davon städtische Kranke. Der Begräbnißplatz dieser Anstalt, sowie der Universitätsklinik, ist der Charitékirchhof; hier

werden alle diejenigen Verstorbenen bestattet, welche noch Angehörige haben. Eine bestimmte Zahl der übrigen Leichen muß zu Unterrichtszwecken zur Anatomie geliefert werden. Jedoch setzt die betreffende Verordnung (welche schon aus dem Jahre 1718 stammt) ausdrücklich fest, daß dies nur mit den Leichen solcher Personen geschehen dürfe, welche jeden Familienanhalts hierselbst entbehren: „notorisch ganz verkommener Personen, um die sich Niemand kümmert“. Doppelt Unglückliche! Fremd, arm, verkommen und ohne Familie! Zwar schwebt jener unheimliche Schrecken, welchen uns Gutzkow in seinen Erinnerungen „aus der Knabenzeit“ schildert, nicht mehr um den bei nächtlicher Weile dahinrasselnden Wagen. Aber wie sehr hat die Ziffer derer, die mit demselben befördert werden, sich mit der zunehmenden Einwohnerzahl Berlins vermehrt! Für den Charité-Kirchhof fehlen mir die genaueren Angaben. Aber auf den beiden anderen großen Armenkirchhöfen Berlins, dem in der Gerichts- und dem in der Friedenstraße, war das Verhältniß in den sechzehn Jahren, von 1861 bis 1876 bereits 18 827 zu 4101; und in den fünf Jahren, von 1877 bis 1881 sogar 10 427 zu 1366. So rapide mit der Größe wächst auch die Armuth und das Elend. Diese sogenannten „Anatomieleichen“, die Särge mit Körpertheilen aus der Anatomie, finden an einer abgesonderten Stelle

des Armenkirchhofs ihren Platz, und sie sind es, welche den Armenkirchhöfen etwas so unsäglich Trauriges geben. Einen solchen Armenkirchhof, den in der Friedenstraße — vor dem Landsberger Thor — habe ich früher bereits einmal geschildert*). Aber viel hat sich seitdem auch hier zum Bessern geändert: im Jahre 1879 wurde der eine, im Jahre 1881 der andere der beiden städtischen Armenkirchhöfe geschlossen und ein großer Gemeindefriedhof im Osten der Stadt, bei Friedrichsfelde, eröffnet, nicht nur für die Armen allein, sondern als Begräbnißplatz für Jeden, der hier zu ruhen wünscht, und zwar für Mitglieder aller Confessionen. Noch ist es ein weiter, mühseliger Weg, der aus Berlin hierher führt. Die Stadt verliert sich hinter dem Wanderer, der durch die Frankfurter Allee kommt, die Häuser treten in immer größeren Abständen auseinander, bis sie fast unmerklich in die Vororte Lichtenberg und Friedrichsberg übergehen — halb städtisch, halb dörflich gebaut, und nun das flache Land ringsum, dürftige Felder zu beiden Seiten, leicht ansteigend, mit einer Straße, durch die man tief im Sande watet, und einer doppelten Reihe uralter Linden mit knorrigen Stämmen und spärlichem Laube. Nun kreuzt die Bahn den Weg und nun

*) „Bilder aus dem Berliner Leben", Erstes Bändchen, S. 63—65.

erst zweigt sich eine steingepflasterte Straße ab, die zu der mäßigen Höhe leitet. Hier stehen wir vor einem epheuumrankten Gitterthor, über welchem ein einfaches Kreuz sich erhebt und darunter die Inschrift: „Gemeindefriedhof für Berlin". Tritt man durch eine der angelehnten Thüren, so ist man aus der Sandwüste, die Berlin umgibt, wie in einen Garten versetzt, mit Bosquets und Ruhebänken und weiten Wiesenflächen. Vor einer Stunde noch mitten in dem dichten Gewühl von Berlin, umgibt uns hier Einsamkeit und vollkommene Stille, Blumenduft und Geruch des frischen Grüns. Auch hier ist den Armen nicht mehr gegeben als ihre Nummer, ihre $2^1/_2$ Fuß Erde und je zwischen zwei Horizontalreihen ein Gang von zwei Fuß Breite; doch eine sorglich gepflegte Rasendecke breitet sich über jedes Quarré von Gräbern hin, das man wohl einen „Todtenacker" nennen darf, und die melancholische, echt märkische, leicht hügelige Landschaft mit dem unermeßlichen Gewölbe des Himmels darüber bildet den für das Gemüth beruhigenden Abschluß. Es ist ein schöner Sieg der Humanität, daß der Arme fortan nicht auch im Tode noch gekennzeichnet sein soll; und Manchem von uns, der mitten im Kampfe steht — Manchem der seinen Gott im Herzen trägt und in jedem Menschen seinen Bruder sieht, wird es wohl thun zu denken, daß es wenigstens eine sichtbare

Stätte gibt, an welcher jene großen Probleme der socialen und religiösen Unterschiede, die das Leben nicht zu lösen vermag, zum Austrag gebracht worden sind; und daß auch er, wenn er will, seinen Ruheplatz sich da wählen kann, wo der Arme neben dem Reichen und der Bekenner der einen Kirche neben dem Bekenner der anderen schläft. Allerdings ist das Verhältniß zur Zeit noch ein höchst ungleiches: auf 2782 Armenleichen kamen in den drei Jahren von 1881 bis 1883 erst 18 bezahlte Gräber*). Aber ein Anfang ist doch gemacht; und es verringert den Werth und die Bedeutung desselben keineswegs, daß er vorläufig den Armen allein zu Gute kommt. Unserer Stadt, die durch großartige Stiftungen, Krankenhäuser und Asyle so viel für die lebenden Armen gethan, war es wohl würdig, dies für die todten Armen zu thun, denen eine frühere Zeit, — „die gute, alte Zeit", wie man zu sagen pflegte — nichts zu gewähren im Stande war, als „einen Sarg und ein Grab" und sonst Einöde ringsumher. Der Berliner Gemeindefriedhof darf unter den jüngeren Schöpfungen Berlins eine der wohlthätigsten

*) Bei meinem letzten Besuch (August 1885) ruhten hier schon 11,000 Arme, während die Gräber mit Kränzen und Denkmälern sich noch zählen ließen. Doch auch ein begüterter Bürger der Stadt hatte sich eben ein Erbbegräbniß hier oben erworben.



genannt werden und wird eine der folgenreichsten sein; angelegt nach dem Muster des allgemeinen Hamburger Friedhofs, welcher auch für die gesammte Bürgerschaft ohne Unterschied der Stände und des religiösen Bekenntnisses bestimmt ist, gewährt er schon jetzt einen wohlthuenden Anblick und wird, unter Leitung eines Gartendirectors, in nicht ferner Zukunft, ebenso wie jener, einem öffentlichen Park ähnlich sehen*).

Auch der Charitékirchhof ist nicht ganz so trostlos mehr, wie man sich ehemals einen Armenkirchhof dachte. Zwar gleich vornan ist wieder jener von langem Gras und Gestrüpp überwucherte Platz der Unbekannten, Namenlosen und Vergessenen, deren öde Sandhaufen nicht so bald aufgeschüttet sind, als sie auch schon wieder zusammenfallen. Aber weiterhin und längs der Mauern sind andere Gräber, die gerade darum das Herz so besonders rühren, weil sie zugleich Zeugen der Armuth und der Liebe sind. Manch' ein altes Mütterchen hab' ich hier an einem frischen Hügel knieen und ihn mit Epheupflänzchen bestecken sehen. Frauen und Kinder sind auch hier geschäftig und nicht gänzlich fehlt es, in dieser warmen Mittagsstunde, dem Kirchhofe an Besuchern. Viele der Gräber haben ihren kleinen Gedenkstein,

*) Bericht über die Gemeindeverwaltung von Berlin, 1877—1881; II, 207.

dem man es wohl ansehen kann, daß er mit schweren Opfern beschafft worden ist; oder jene noch wohlfeilere Porzellantafel in Form eines aufgeschlagenen Buches, auf dessen beiden Blättern hier der Name des Entschlafenen und dort ein Bibelspruch, eine trostreiche Strophe geschrieben ist — kurzer Trost, den der Regen bald ausgelöscht haben wird! Wieder Andere haben als einziges Zeichen einen schmalen, schwarzen Stab, auf welchem in weißer Schrift eine Nummer und ein Name stehen. Aber selbst diese Gräber sind in Grün gehüllt; die Blumen, die darüber leuchten, geben Kunde davon, daß der Todten, die darin ruhen, von den Ueberlebenden gedacht wird, und bereiten darauf vor, daß es traurigere Gräber gibt, als selbst die der Armen.

Der anstoßende Kirchhof der Philippi-Gemeinde ist einer der vornehmeren der Stadt, vortrefflich gepflegt und mit stattlichen Denkmälern jeder Art geschmückt. Schon einmal, an einem trüben Novembermorgen vor bald acht Jahren, war ich auf diesem Kirchhof, in einer damals noch gänzlich menschenleeren Gegend. Freies Feld war um uns, dampfend von der Feuchtigkeit des winterlichen Tages, ein schwerer Himmel und nacktes Gezweig, von welchem der Nebel herabtroff. Eine lange Reihe von Trauerkutschen hielt vor dem Eingange des Kirchhofs und

in dem zahlreichen Gefolge der Leidtragenden fehlte kaum einer von den Koryphäen der Literatur und des Theaters: den wir der Erde zurückgaben, — der, auf dessen Sarg mit schmerzlichem Fahrewohl die Scholle gelben Sandes niederrollte, war der Dichter des „Narciß". Um die Mitte der fünfziger Jahre war er, von einem Abend zum andern Morgen, plötzlich ein berühmter Mann geworden — Ruhm des Theaterdichters, wie gleichst du dem Rausche, der auch nicht länger währt, als vom Abend zum Morgen, und mitunter einen bitteren Nachgeschmack hinterläßt. In den langen Jahren nachher hatte Brachvogel nichts mehr zu schaffen vermocht, was jenem ersten Erfolge gleich kam, und wiewohl noch im besten Alter, ging er doch von uns, ein halb schon Vergessener.

Das Grab, das ich heute suche, unter der goldenen Helle des Pfingstmittags, ist das eines Mannes, dessen Namen bedeutungsvoll mit meiner frühesten Jugend zusammenhing. Er war, am Anfange des Jahrhunderts, in demselben Städtchen geboren worden, wie ich. Er war der Schulkamerad meines Vaters gewesen. Er war früh fortgewandert aus der Heimath, war in Kassel und Italien gewesen und hatte sich zuletzt in Berlin niedergelassen. Dies Alles beschäftigte die Phantasie des Knaben wundersam, dem Kassel, die Hauptstadt Hessens, wie etwas

Fernes, fast Unerreichbares vorschwebte, dem Italien von den Nebeln und Schatten der römischen Königsgeschichte erfüllt schien und der vor Berlin — Furcht hatte. Denn Berlin war damals nicht wie heute der Attractionspunkt für die strebsame deutsche Jugend; es stieß mehr ab, als es anzog, und es gehörte Muth dazu, das Vorurtheil zu überwinden. Eines Tages fand ich den Namen dieses Mannes in Brockhaus' Conversations-Lexikon: „Zahn, Wilhelm, Architekt und Ornamentenmaler, geb. 21. August zu Rodenberg in Hessen" u. s. w. Es war wie eine Offenbarung für mich, den Namen dieses Mannes und dieses Städtchens gedruckt zu sehen — als ob der Strahl von etwas bisher Ungeahntem, Fremdem und Unbekanntem über meinen Weg fiele ....

Zwanzig Jahre später sah ich ihn zuerst in Berlin, einen freundlichen, schmunzelnden alten Herrn, das obere Knopfloch seines Rockes mit dem Bändchen des Rothen Adlerordens geziert, eine von den typischen Figuren des alten Berlins. Denn er war in der langen Zeit vollständig zum Berliner geworden und erfreute sich hier einer geachteten Stellung. Seine Nachbildungen der Pompejanischen Wandmalereien hatten ihm frühe schon die Aufmerksamkeit Goethe's gewonnen, welcher über die zehn ersten Hefte seiner „Ornamente und Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä" einen sehr ein-

gehenden und warm anerkennenden Aufsatz in den „Wiener Jahrbüchern“ (1830) schrieb. Mit diesem Hauptwerk war der Professor bis an sein Ende beschäftigt und Italien und Goethe blieben die großen Erinnerungen seines Lebens. Er sprach von Goethe wie von Einem, der noch gegenwärtig ist und ging niemals in Gesellschaften, ohne zweierlei bei sich zu tragen: eine große Rolle seiner Pompejanischen Wandbilder und eine Lithographie des letzten an ihn gerichteten Briefes von Goethe. Die Gesellschaften damals waren noch weniger turbulent, gedrängt und hastig, als sie heute sind: man nahm sich die Zeit, Bilder anzusehen, Briefe zu lesen und ein gemüthliches Gespräch zu führen. Dabei war mein Landsmann keineswegs unempfindlich gegen die bescheidenen Freuden der Tafel und besonders dankbar für jeden guten Risotto, für jede Schüssel Maccaroni und jede Flasche Chianti — Dinge übrigens, die man damals auch noch nicht so leicht Unter den Linden haben konnte, wie gegenwärtig. So lebte der Alternde harmlos und zufrieden und so sah ich ihn zuletzt am 21. August 1871, seinem siebenzigsten Geburtstag: heiter grüßend und lächelnd fuhr er mir in der Viktoriastraße vorüber und am 22. war er todt. Daß er gestorben, erfuhr ich — wie das in Berlin ja so manchmal geschieht — erst aus der Zeitung, nachdem er schon begraben war.

Von den Vielen, die dem schlichten, wohlwollenden Künstler im Leben nahe gestanden, hatten sich zu seinem Begräbniß sehr Wenige nur eingefunden — ich glaube nicht mehr als acht oder neun Personen. „Der Himmel weinte seine Thränen", hieß es in dem Zeitungsbericht über seine Bestattung, „als der einfache Sarg in die Gruft gesenkt wurde. Aber als der Prediger in klarer und verständlicher Rede die Verdienste des Mannes hervorhob, der nun so still und schmucklos bestattet wurde, da brach die Sonne aus dem düstern Gewölk wieder hervor und bestrahlte den Sarg in lichtem Glanze."

Ich malte mir aus, welchen Eindruck es auf mich machen würde, das, was ich einst im Conversations-Lexikon gelesen, nunmehr auf seinem Grabstein wieder zu sehen. Aber es war jetzt, nach mehr als dreizehn Jahren, nicht leicht, auf dem großen, inzwischen so beträchtlich angewachsenen Kirchhofe das Grab zu finden. Der Todtengräber, welcher unter der grünen Veranda seines Häuschens am Eingange des Kirchhofes stand, hatte nie von einem solchen Manne gehört, obwohl ich ihm sagte, daß dieser zu seiner Zeit ein Professor und ansehnlicher Mann in Berlin gewesen, auch viele Orden gehabt und beim hochseligen König in besonderer Gunst gestanden habe. Wie sich herausstellte, hatte das Begräbniß noch unter dem Amtsvorgänger Statt ge-

habt, und ich dachte darüber nach, was es mit dem Ruhm zu bedeuten habe, der nicht einmal von einem Todtengräber bis zum andern reicht, alas, poor Yorick! .... Er holte hierauf sein Todtenbuch heraus, so zu sagen das Adreßbuch des Kirchhofs. Denn hier hat jedes Grab seine Nummer, wie jedes Haus in einer Straße. Wir blätterten dreizehn Jahre zurück — und o, wie ward mir seltsam zu Muthe, als ich so mit dem Finger über ganze Jahrgänge von Todten dahinfuhr und an die traurige Frage des Hamlet dachte: „How long will a man lie i' the earth ere he rot?“ — und an die noch traurigere Antwort des Todtengräbers, der bei Shakespeare ein „clown“ ist. Endlich, hier stand es — „Wilhelm Zahn, Professor“ — und nun sagte der Todtengräber: „Kommen Sie,“ und führte mich den langen Sandweg hinab, unter einer dichten Allee, durch welche man ins Freie hinaus sieht, auf die gelblich sandigen Ausläufer der Wurzel- oder Rehberge. Dann bogen wir seitwärts ab, in die Reihen der schmal zusammengedrängten Gräber, an einem Brunnen vorbei, tief hinein, zu einer entlegenen Stelle, wo die Denkmäler aufhörten und selbst die bescheidensten Kreuze nur noch selten waren. „Hier herum muß es sein,“ sagte der Todtengräber. Dann zog er aus einem der Gräber ein Stäbchen, um sich nach der darauf befindlichen, übrigens kaum

noch erkennbaren Ziffer zu orientiren — ich glaube, es war 120 — zählte an den folgenden Gräbern weiter und sagte zuletzt: „Dies ist es" — auf einen kleinen zusammengeschrumpften Hügel deutend, der traurig dalag zwischen seinen anderen stillen Nachbarn — ohne jeglichen Schmuck, ohne Stein, ohne Namen — nichts, nichts, nichts als eine Nummer — nur ein mitleidiges Fliederbüschchen stand auf dem grasüberwucherten Hügel und ließ seine blassen Blüthen traurig niederhängen . . . Und dies war die Ruhestätte meines Landsmannes; das Grab Desjenigen, der mir den ersten Begriff des Ruhmes gegeben, und später, wenn ich ihn in Goethe's Schriften und Gesprächen mit Eckermann erwähnt fand, mich noch mit einer leisen Bewunderung erfüllte — der Einzige von den mir persönlich Bekannten, auf welchem das große Auge Goethe's theilnehmend geruht . . .

Hier, wo die neuen Häuser von Berlin erst gleichsam von ferne heranrücken, sind einige von den alten, gemüthlichen Weißbiergärten geblieben, wie man auf unserer Seite der Stadt sie nur noch selten antrifft. Leute verkehren hier von anständigem Aeußeren und gesetztem Alter, Handwerker, in wohlgebürsteten Röcken und mit hohen Cylinderhüten, die sie nur am Sonntage tragen — Einige mit ihren Frauen, in ruhiger Unterhaltung, an den runden Tischen, unter

den blühenden Ahornbäumen. Ach, wie thut es wohl, wenn man wieder einmal den großen und unlösbaren Fragen hoffnungslos gegenübergestanden, diese Leute mit einander sprechen zu hören, von ihren kleinen häuslichen Geschäften, von ihren kleinen Freuden und kleinen Leiden, wie jetzt Alles in die Höhe gegangen, die Preise theurer, die Waare geringer geworden — Alle, der Reihe nach, wissen Wunderdinge zu erzählen, wie sonst Lebensmittel und Wohnungsmiethe so gut wie gar nichts gekostet hätten und die Kleidungsstücke so dauerhaft waren, daß gar kein „Vergang" an ihnen gewesen. Ob denn heutigen Tages wohl in ganz Berlin noch ein solcher Hut zu haben wäre, wie der da, der seine zwanzig Jahre gehalten? Worauf der ehrsame Meister den beregten Gegenstand zur großen Befriedigung aller Anwesenden vorzeigt und die Runde machen läßt. „Ja," sagt die Frau Meisterin, „den hat er sich gekauft, als wir getraut wurden;" und der Meister, indem er den Hut mit dem Aermel glatt streicht: „den will ich auch wohl noch tragen, wenn unser Marthchen Hochzeit macht." Und nun eine lange Geschichte von Marthchen — wie brav sie sich in der Schule gehalten, wie zufrieden die Herrschaft mit ihr sei, bei der sie jetzt dient, und wie gut die Aussichten ihres Unterofficiers, in Kurzem ein Schutzmann zu werden u. s. w. — Alles umständlich erwogen und oftmals

wiederholt. Es ist ja Pfingsten heut und in stillem, sonntäglichem Behagen sitzt es sich hier gut, so weit da draußen . . .

Indessen, wer den Wedding in seiner Glorie sehen will, der muß an einem Wochentage kommen, Montag oder Donnerstag, wenn hier Markt ist.*) Dann sind hier Buden aufgeschlagen und Karren aufgefahren, so gut wie auf dem Dönhofsplatz und Gensdarmenmarkt; dann riecht man den Käse und hört weithin den Ruf des unverdrossenen jungen Mannes an der Ecke: „Scheene Häringe! Sechs Dreier die Mandel, Häringe, feine Häringe!" Beides, die Waaren und die Käufer haben hier einen populären Charakter; aber man muß nicht glauben, daß der Markt des Weddings darum so viel geringer bestellt sei, als irgend ein anderer in Berlin; ein Unterschied in der Qualität ist vorhanden, aber nicht größer als zwischen den Märkten des Westens von heut und vor zwanzig Jahren. Das Normalmaß des Lebens in Berlin ist seitdem beträchtlich in die Höhe gegangen und an der Steigerung participiren alle Classen der Bevölkerung. Die Märkte

*) Auch er hat inzwischen seine Stelle verlassen und ist seit dem 1. October 1885 nach dem Nettelbeck-Platz gewandert. Denn freilich, Nichts ist in diesem neuen Berlin beständig, als der — Wechsel.



unter freiem Himmel und auf den offenen Plätzen werden in nicht ferner Zeit mit der Eröffnung der Markthallen verschwinden und, wie so manch andere Specialität des Berliner Volkslebens, dann nur noch ein Ding der Erinnerung sein. Indessen, wenn uns die Marktweiber nur bleiben! Denn die sind unersetzlich. Auf solchen Marktausflügen pflegt meine kundige Hausfrau mich zu begleiten und sie kann auch auf dem Wedding natürlich der Versuchung zu kaufen, oder wenigstens nach dem Preise zu fragen, selten widerstehen, wiewohl ich sie vorher gewarnt habe. Hier ist eine Frau mit Spargeln. Madame fragt: wie viel sollen sie kosten?

Marktfrau (sehr verbindlich): Sechs Silberjroschen, Madamken!

Madame: Ach, das ist viel zu theuer — für solche dünne Dinger!

Marktfrau (etwas weniger verbindlich): Wie viel wollen Se denn jeben?

Madame: Sie sind nicht mehr als die Hälfte werth.

Worauf die Marktfrau: „Denn sind Sie ooch nich mehr als sechs Dreier werth", und dreht sich herum.

Diese conservativen Bürgerinnen rechnen nämlich immer noch nach Silbergroschen, und am liebsten nach Dreiern.

Nicht weit von der Spargelfrau steht eine andere Dame von untersetzter Statur und Zutrauen erweckendem Aeußern, die mit Besen handelt. An Besen hat mein Herz nicht gedacht, als ich den Markt des Weddingplatzes betrat. Aber diese Hausfrauen! Alles können sie gebrauchen. Madame nähert sich dem Tisch, findet bei genauerem Zusehen, daß große und kleine durcheinander liegen und bemerkt: „Aber die Besen sind ja gemischt!“ Worauf die Dame mit den Besen: „Ja, liebe Frau, det is nu eenmal so. Die Menschen sind ooch jemischt — wir beede sind kleen und die andren sind jroß und wir müssen es uns ooch jefallen lassen.“

Das war schlimm; aber das Schlimmste sollte noch kommen bei einer Geflügelfrau, welche dicker war und gemüthlicher aussah als alle ihre Schwestern. Sie hatte ihre Waare, Wild und junges Geflügel, an einer Leine hängen und stand, beide Arme in die Seiten gestemmt, vergnüglich dazwischen. Es war ein fesselnder Anblick und wir blieben stehen — worauf sie, die sicher nicht ahnte, daß sie selber uns weit mehr interessirte, als ihre Hühner, uns sofort eines derselben mit der größten Zuvorkommenheit zum Kauf anbot. Aber Madame, die überhaupt nicht leicht zufrieden zu stellen ist, fand den geforderten Preis exorbitant. „Drei Mark!“ rief sie aus — „zwei Mark ist das Allerhöchste.“ Nun aber

hätte man die Marktfrau sehen sollen. Sie alterirte sich nicht weiter und wurde nicht grob; aber mit einer unbeschreiblichen Miene von Hoheit und Verachtung nahm sie der Dame das Hühnchen aus der Hand, schwang es wieder über den Strick, machte einen Knix und sagte: „Freut mir recht sehr, Mamsellken!“ Dies „Mamsellken“, scharf betont, war eine ausgesuchte Bosheit in Anbetracht des Umstandes, daß neben und mit Madame ein Mann in gesetzten Jahren ging, der ihre Einkäufe nicht nur trug, sondern sie auch bezahlte! . . . .

Hinter dem Weddingplatz aber wird es still — still und menschenleer. Hier ragt noch, aus einigen zerstreut liegenden Gebäuden, ein einzelner Schornstein empor, in dessen Höhe ein Maurer arbeitet, während unten das Marktgewühl verhallt. Man hat gar nicht mehr das Gefühl, in Berlin zu sein — weite Bauplätze sind hier, flaches, offnes Feld, eine Wiese, auf welcher Wäsche zum Trocknen hängt und auf einmal das Rauschen eines Wasserfalles — es ist die Panke, welche, aus den Hügeln von Bernau herabkommend, bei dem Schloßgarten von Schönhausen vorbeifließt, dem Dörfchen Pankow den Namen gibt und beim Gesundbrunnen das städtische Weichbild betritt. Von nun an wird man ihr überall im Nordgebiete der Stadt begegnen — bald tief zwischen den Häusern hinfließend, bald unter

Straßen verschwindend und bald hinter kleinen Brücken wieder auftauchend, ein schmaler, dunkler Wasserlauf, der nach einem kurzen, traurigen Gange durch die Residenz unweit der Weidendammer Brücke sein Dasein beschließt. Doch auch sie hat bessere Tage gesehen — Tage des königlichen Glanzes, als, zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, in der lustigen Sommerszeit, umgeben von ihren Hofdamen und vielleicht im Gespräche mit Leibnitz, Sophie Charlotte, die junge schöne Königin, in einer Gondel dahin fuhr — von Schönhausen, am Gesundbrunnen, am Wedding und den anderen Herrlichkeiten dieser Landschaft vorbei, bis die Spree erreicht war und hinter Moabit das neue Schloß auftauchte, Liezenburg, das Lieblingsschloß Sophien Charlotten's und nach ihrem vorzeitigen Tode Charlottenburg genannt, zum Andenken an sie, die Gute, Schöne, die mit den Worten auf den Lippen starb: „Beklagt mich nicht, denn ich werde jetzt meine Neugier über die Principien der Dinge befriedigen, welche Leibnitz mir nie hat erklären können, über den Raum, über das Unendliche, über das Sein und über das Nichts.“ *) Eine Königin und ein Philosoph auf der Panke! Wer kann sich das heute vorstellen! Melancholisch an ihrem Rande, hier oben in der Dalldorfer Straße,

*) Mém. de Fréd. le Grand, II, 38.

stehen noch ein paar alte Weiden und Erlen und nicken ihr, indem sie vorüberwandert, ein langes Lebewohl zu.

Ländliche, kleine Häuser in umgitterten Gärten sind in einiger Entfernung, und der Boden schwillt an, wo die Hoch- und Gerichtsstraße sich kreuzen. Die Gerichtsstraße hat fast ganz noch das Ansehen der Landstraße; Pappeln von hohem Alter, mit mächtigen Wipfeln, und schöne Weidenbäume, über deren knorrigen Stämmen das feine, junge Laub zittert, fassen sie ein. Langsam steigt man bis zur Wiesenstraße und hier haben wir den Humboldthain erreicht. In nordwestlicher Richtung an ihm vorüber führt die Hochstraße mit einer Allee junger Bäume, zur Rechten schneidet ihn die Nordbahn und zur Linken hat man den Blick über das tiefere Land, über grünes Feld und Baumgruppen und hier und dort noch ein Fabrikgebäude. Still sind diese Straßen, und die Bänke vor den Thüren und die Linden vor den Häusern erinnern an eine von den kleinen, märkischen Städten. Hier, an dem äußersten Rande von Berlin, fühlt man sich plötzlich in das Leben der Kleinstadt versetzt; so gelassen ist sein Gang, mit einer solchen Beimischung von Gemüthlichkeit und guter Nachbarschaft. Eine Droschke, die träge den Berg herabkommt, erscheint mir wie eine Anomalie in dieser Gegend; und wär' es nicht um jene beiden

hohen rothen Gebäude dort — eine Gemeindeschule und eine Fortbildungsschule für erwachsene Mädchen — ich würde mich nicht mehr im Weichbilde der großen Stadt glauben. Beide sind von dichtem Grün umgeben; aus dem Vorgärtchen der einen treten zwei dunkel gekleidete Lehrerinnen heraus. Knaben mit dem Ränzel auf dem Rücken, Mädchen, mit den Schultaschen schlenkernd, ziehen des Weges. Junge Männer, die sich zu Tisch begeben, Lehrer oder Schreiber und Buchhalter aus den benachbarten Fabriken, gehen vorüber. Frauen und Kinder, die ihren Männern oder Vätern das Mittagessen bringen, kommen daher, eine mit einem Korb in der einen und einem Fliederstrauß in der andren Hand. Und welch ein süßer Geruch von blühendem Weißdorn weht mir entgegen, als ich nun auf einem breiten, vortrefflich gehaltenen Wege den Hain betrete. Rauschender Mittagswind, und sonst Alles stumm, bis auf die Vögel, welche nur noch schwach und leise singen um diese Stunde.

Der Humboldthain ist die jüngste von den großartigen Schöpfungen der Berliner Stadtverwaltung: er ist 1869, im Jahre von Alexander von Humboldt's Säcularfeier, begründet und im Jahre 1876 dem Publicum übergeben worden. Er ist der kleinste von unseren öffentlichen Parks: der Thiergarten um-

faßt etwa 200 Hektaren (gegen 800 Morgen), der Friedrichshain $50^1/_2$, der Humboldthain nur 35. Aber dennoch ist er mit seinem wundervollen Baumwuchs, seiner Blumenpracht, seinen festen Kieswegen, zahlreichen Ruhesitzen und schattigen Bosquets eine der schönsten sowohl als gesündesten Anlagen in Berlin. Auf einem Hochplateau gelegen, über dem Dunst und Rauch der Stadt und frei von Feuchtigkeit, hat er die bessere Luft sogar vor dem Thiergarten voraus. Und wie er den Namen Humboldt's im Andenken und der täglichen Uebung des Volkes lebendig erhält, so ist er zugleich das würdigste Denkmal dieses großen Freundes und Kenners der Natur, des Schöpfers der Pflanzengeographie, indem nicht nur der ganze, gegen Süden gelegene Theil des Parks zu einem botanischen Garten eingerichtet worden, sondern auch alle vorhandenen Gehölze nach ihrem geographischen Vorkommen in Vegetationsgebiete und Zonen geordnet und mit den wissenschaftlichen Bezeichnungen versehen sind. Oft kommen die Lehrer des Nordbezirks, um in diesem großen, von der Stadt ihnen geöffneten Garten ihre Kenntnisse zu bereichern, oder sie führen ihre Schüler hierher, welche gar bald trefflich Bescheid wissen unter den Culturpflanzen und fremdartigen Gesträuchen; oft auch bleiben die Spaziergänger vor den Bäumen und Blumen stehen, sich die Namen derselben ein-

prägend, die auf weißen Porzellantäfelchen deutlich geschrieben sind, und es ist gar nicht zu sagen, welchen Nutzen allein nach dieser Seite hin der Humboldthain für die Bildung und geistige Hebung der umwohnenden Bevölkerung stiftet. Allein seinen größten Segen entfaltet der Humboldthain als eine Stätte der Erholung, an welcher auch der Arbeiter sich heimisch fühlt, ja recht eigentlich der Hausherr ist. Sie benutzen ihn auch fleißig und zu gewissen Tageszeiten ist er ganz von ihnen erfüllt; Viele führt ihr Weg hindurch, wenn sie zur Arbeit gehen oder von der Arbeit kommen, Viele verbringen hier ihre Feierstunden. Man kann sich nichts Stimmungsvolleres denken, als den Humboldthain an einem feuchten, dunklen Frühlingsabend, wenn die Wege mit Blüthen bedeckt sind und im Gebüsch die Nachtigallen singen; wenn der Nachtwind durch die stark duftenden Laubmassen rieselt, wenn vor den kleinen Häusern, in der laulichen Dämmerung noch erkennbar, der weiße und der blaue Flieder blüht und aus den hohen Sälen der Gemeindeschule in der Wiesenstraße ein heller Lichtschimmer über das hin- und herwogende Grün fällt.

Um die Mittagsstunde jedoch, zwischen zwölf und eins, wird man auf der Stadtseite des Hains, in deren Nähe die großen Fabriken sind, manch anmuthige Scene ganz verschiedener Art sich abspielen

sehen. Dann, so lange die Jahreszeit und das Wetter es erlauben, sitzen die Arbeiter draußen im Freien und essen ihr Mittagsbrot. Jede Bank bietet dann ein anderes Bild — ein Bild aus dem Familienleben der Arbeiter. Vielfach bringen die Frauen ihre Kinder mit, und alle sitzen nun beisammen — die Kinder zuweilen noch in einem Wägelchen — und halten miteinander ihr Mahl. Die Frauen bringen Alles in einem Korbe. Die Männer essen aus einem Topfe mit dem Löffel: dicke Suppe, Pflaumen mit Klößen, Kohl und Kartoffeln — Fleisch ist nicht darin. Auch Brot wird in der Regel nicht gegessen. Wenn sie das Mahl eingenommen haben, trinken sie aus einem Blechkesselchen einen Schluck Kaffee; den Rest nehmen sie mit zum Vesperbrot, ebenso wie eine in Papier eingewickelte „Stulle" mit Butter und etwas Wurst oder Schinken; und Abends, wenn sie heimkehren, tragen sie alle das Blechkesselchen in der Hand. Ein noch ganz junges Ehepaar sitzt mir gegenüber, er in einem braunen Tuchrock, sie in einem reinlichen Kattunkleid. Als die Frau kam, nahm ihr der Mann das Kind ab und trug es auf dem Arm zu der Bank, auf der sie sich niederließen. Hier machten sie sich's behaglich, packten die Vorräthe aus dem Korb, der Mann aß aus dem Topf, die Frau von einem Teller und das Kind, das sie zwischen sich gesetzt hatten, bekam wechsel-

weis von Beiden ab. Es ist ein freundlicher, ein wohlthuender Anblick, all' diese Leute hier Mittag halten zu sehen, in dem sonnigen, offenen Park, mit dem Grün über und vor sich, in der frischen Luft, die voll von den Gerüchen des Frühlings über den Rasen weht. Man wird sich darum keiner Täuschung hingeben und das Arbeiterleben in Berlin für ein Idyll halten wollen. Man braucht nur, um sich etwas herabzustimmen, einige Stunden später, bei Beginn des Feierabends, den Hain zu durchstreifen, oder nach der Brunnenstraße hin aus demselben herauszutreten; namentlich hier sind dann alle Bänke dicht besetzt mit Männern, denen man die Uebermüdung und die Nachtarbeit ansieht, und verdrossen dreinschauenden Frauen, als ob es ihnen der Mühe zu viel oder nicht werth wäre, die paar Schritte noch zu machen bis in den Hain. Die Kinder spielen am Boden herum — zumeist recht dürftig armselige Geschöpfe, schlecht aussehend, schlecht gehalten, ungesund, unsauber, besonders die ganz kleinen, welche die Mütter im Schoße oder die Väter auf den Armen haben, mit faltigen Gesichtern, die schon alt aussehen, noch bevor sie jung gewesen. Die erwachseneren Mädchen machen sich mit Puppen zu schaffen, die Ebenbilder jener kleinen, stillen Kinder im Schoße der Mütter sind, ebenso kümmerlich, mit ebenso schmutzigen Röckchen, ebenso zerrauftem

Haar, ebenso altklugen, traurigen Gesichtern; und Knaben laufen, bis über die Knie nackt, im Sande. Die Bevölkerung, welche sich am und im Humboldthain bewegt, setzt sich eben aus allen Elementen der Arbeiterklassen zusammen, und man erkennt sie wieder in den verschiedenen Gruppen, denen man hier begegnet, von dem modesten Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden mit seinen einfach aber stets sauber gekleideten Frauen und Kindern, bis zu dem verwildert aussehenden Arbeitsmann, der niemals ohne seine Schnapsflasche ausgeht. Gewiß ist auch in unserer Stadt genug des Elends, wie in jeder andern von der gleichen Einwohnerzahl. Aber man nenne mir eine von den übrigen europäischen Großstädten, wo so viel für das physische nicht nur, sondern auch das moralische Wohl der arbeitenden Klassen gethan worden, wie gerade bei uns. Man zeige mir einen von den großen Londoner Parks, wo zugleich auf der einen Seite eine Gemeindeschule und auf der anderen eine Fortbildungsschule wäre, wie hier am Humboldthain! —

Am liebsten mache ich meinen Spaziergang nach dem Humboldthain an einem Mittwoch- oder Sonnabendnachmittag, wenn er lebendig ist von fröhlichen Kinderstimmen. Alsdann ist die Schuljugend des Quartiers hier versammelt und tummelt sich rund

um die große Wiese, welche den Mittelpunkt der ganzen Anlage bildet. Dieser Platz ist von Bäumen und Gebüsch so dicht eingeschlossen, daß man, außer dem Roth der Schulgebäude und einem einzelnen Fabrikschornstein in der Ferne, nichts mehr sieht, als Grün und den blauen Himmel. Rein und gut und erfüllt von dem Aroma des Mai's ist die Luft; vor mir jauchzen Hunderte von Kindern auf dem in der Abendsonne leuchtenden Rasen, indessen auf der breiten Promenade ringsum ehrbare Männer und Frauen sich ergehen oder, auf den zahlreichen und bequemen Bänken sitzend, dem frohen Treiben zuschauen. Welch ein Paradies harmloser Munterkeit und Frühlingsluft scheint dies zu sein! .... Da kommen zwei junge Arbeiter des Weges, einer davon unsichern Schrittes, die Mütze nach hinten ins Genick gezogen, das Gesicht erhitzt, und ihnen folgt ein Frauenzimmer, in deren nicht unschönen Zügen sich Angst oder Beschämung ausdrückt. Der mit der Mütze im Nacken zieht eine Branntweinflasche aus der Brusttasche hervor und reicht sie schwankend dem Mädchen mit den Worten, die er mehr lallt als spricht: „Spiridus fine, anners dhun wir es nich!“ Er meint gewiß, einen guten Witz gemacht zu haben; aber das Mädchen wehrt ihn mit der Hand ab und wendet sich zur Seite, worauf Jener, zum Schlag ausholend, die Faust erhebt. Jetzt tritt sein Kamerad

dazwischen und sucht ihn zu beruhigen; er taumelt zurück und, wie ein Spuk, plötzlich aufgetaucht, verschwindet das häßliche Bild hinter den Bäumen.

Nicht weit von dieser Stelle sitzt eine junge Frau mit zwei halb erwachsenen Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, deren kleines Brüderchen vor ihnen auf einem Steckenpferd im Sande herumreitet. Die Mutter strickt, das Mädchen häkelt und der Knabe vergnügt sich damit, aus seinen Schuhen heraus- und hineinzufahren, als ob sie ihn genirten, oder als ob es ihn gelüste, den kühlen Sand und frischen Rasen wieder einmal ohne sie zu versuchen. Keines der Dreie nimmt Notiz von mir, als ich mich zu ihnen setze; sie fahren Jedes in seiner Beschäftigung fort. — „Du gehst wohl in die Gemeindeschule dort drüben in der Wiesenstraße, mein Junge?" red' ich den mir zunächst Sitzenden an. Aus seinen klugen grauen Augen blickt er mich ein wenig scheu von unten herauf an; dann faßt er sich ein Herz, zieht die Schuhe fester an die Füße und sagt: „Ja." Der Umstand, daß ich diese Gegend gut zu kennen scheine, gibt ihm Vertrauen und macht ihn, im Hinblick auf die Schule, doch auch wieder bedenklich. Ich frage ihn nach seinem Alter. — „Neun Jahre." — „Und in welcher Classe?" — Nach einigem Zögern erwidert er: „in der dritten;" und jetzt zuerst über ihrem Strickzeug hinweg blickt die Mutter mich an und

auch die Kleine läßt ihre Häkelei in den Schoß sinken. Es ist eine hübsche Frau, mit braunen Augen und braunen Haaren; das Töchterchen ihr getreues Ebenbild und Beide mit äußerster Sorgfalt und Sauberkeit, wiewohl höchst bescheiden gekleidet. „Er könnte schon in der zweiten sein, wenn wir bei uns zu Hause geblieben wären," sagt die Mutter in jenem harten pommerschen Accent, der nicht zu verkennen ist. — „Ich höre, daß Sie nicht aus Berlin sind?" — „Nein," erwidert sie, „wir sind aus Pasewalk —" und ich erfahre, daß ihr Mann Bahnwärter ist, daß sie vor einem Jahre hierher versetzt worden sind und in einer dieser Straßen am Humboldthain wohnen. Sie gesteht mir, daß es ihnen schwer werde, sich in Berlin einzuwohnen. „Als wir noch in Pasewalk waren —" fängt beinahe jeder von ihren Sätzen an. Sogar der Junge hatte mehr zu thun in Pasewalk. „Als wir noch in Pasewalk waren," sagt sie, „da mußte der Junge des Morgens von 8—12 und des Nachmittags von 2—4 in der Schule sein, und dann bekam er noch so viel auf, daß er vor dem Abend nicht fertig damit wurde; hier aber ist nur des Vormittags Schule von 7—12, in einer Stunde hat er alle seine Arbeiten gemacht, und dann —" „Nun, nun, liebe Frau," sag' ich, „Sie sind doch sonst mit ihm zufrieden?" — „O ja," erwidert sie, und ein Lächeln fliegt über ihr ein

wenig bekümmertes Gesicht, wie Sonnenschein; „er ist der Erste in seiner Classe und heute noch vom Herrn Lehrer belobt worden, weil er den besten Aufsatz geliefert hat.“ — „Worüber war denn der Aufsatz?“ — „Ueber die Hennen und ihre Küchlein,“ versetzt der Knabe, der inzwischen eine gerade Haltung angenommen hat, als ob er auf der Schulbank säße. — „Die Hennen und ihre Küchlein, — ja, das will ich glauben, mein Kleiner, die kennst Du gewiß besser als alle die Berliner Jungen;“ worauf die Mutter, verklärten Antlitzes: „Als wir noch in Pasewalk waren —“ und von ihren Hühnern, und ihrem Hof und Garten und allen Annehmlichkeiten jenes Ortes zu erzählen beginnt, nicht lebhaft oder erregt, sondern ruhig, schwer und langsam, wie die Leute ihrer Gegend sprechen. — „Und das Töchterchen dort?“ frag' ich. Sie hat ihre großen braunen Augen auf mich gerichtet; jetzt aber greift sie hastig zu der Häkelarbeit und ein zärtlicher Blick der Mutter gleitet über sie dahin. Sie geht zur Mädchenschule, gleich nebenan, in der Hochstraße, sie hilft der Mutter schon in der Wirthschaft, und sie trägt an den Tagen, wo der Unterricht frühe genug aus ist, ihrem Vater das Essen auf die Bahn. — „So,“ sag' ich, „nun sollt Ihr auch Etwas zur Belohnung haben — dafür kauft sich Jeder von Euch ein Stück Kuchen und dies für den kleinen Reiter.“ Denn auch dieser ist

auf seinem Pferdchen herangekommen. Sie weigern sich, bis ein Wink der Mutter es ihnen erlaubt. „Ihr könnt es dreist nehmen,“ sag' ich, „ich bin auch so ein Herr Lehrer, der seine Freude hat an guten und fleißigen Kindern.“ — „Als ob ich es nicht längst gewußt hätte!“ sagt mir ein Blick des Knaben, in welchem sich Respect und Zutrauen mit etwas Furcht mischt, wie wenn er mir doch noch einmal in irgend einem jener hohen Schulgebäude begegnen könnte. Wir scheiden wie gute Freunde, verabreden, daß wir am nächsten Sonnabend Nachmittag, wenn das Wetter es erlaubt, uns wieder auf dieser Bank treffen, und die Kinder wollen dann ihre Schreibhefte mitbringen. —

An schattigen Plätzen vorbei, deren überhängendes Gebüsch sich wie zu Lauben wölbt, führt der Weg zur Höhe des Plateaus, wo, der Stadt zugewandt, doch ganz in Grün, das Directorialgebäude steht. In einer offenen Halle sieht man das Medaillonporträt, welches den Schöpfer dieser schönen Anlagen darstellt, deren Vollendung er jedoch nicht mehr erleben sollte. Gustav Meyer war ein Schüler Lenné's, und mit seiner Thätigkeit im Dienste der Stadt Berlin beginnt jene planmäßige Ausbildung der communalen Park- und Gartenpflege, welche binnen kurzer Zeit, in nicht viel mehr als zehn bis zwölf

Jahren, unser Berlin in eine Stadt verwandelt hat, welche so wenig gärtnerisch als architektonisch den Vergleich mit einer von den älteren und berühmteren Städten zu scheuen braucht. Keine neue Straße wird jetzt angelegt, ohne gleichzeitig mit Alleen bepflanzt zu werden, so daß wir im Innern der Stadt schon über 32 000 Bäume haben. Keine neue Schule wird gebaut, deren Mauern nicht mit Schlinggewächs umkleidet, deren Höfe nicht zu kleinen Gärten umgestaltet würden; solcher Schulen zählt Berlin bereits weit über 100. Unseren öffentlichen, bis dahin so sterilen Plätzen — Steinwüsten zuweilen inmitten von Sandwüsten — ist der Schmuck von Rasen und Blumen und Springbrunnen verliehen; und wohin das Auge fällt, ruht es auf üppig quellendem Grün. Wir haben den Thiergarten, welchen königliche Munificenz von Alters her den Berlinern zu eigen gegeben und städtischer Gemeinsinn neuerdings zu dem landschaftlich vielleicht ausgezeichnetsten Park Europa's gemacht hat; und wenn dieser durch seine Nachbarschaft und Lage vorzugsweise den „oberen Zehntausend" zu Gute kommt, so haben wir für die Fabrikarbeiter von Moabit den kleinen Thiergarten, für die des Südens die Parkanlagen bei Treptow, für die des Ostens den Friedrichshain und für die des Nordens den Humboldthain. Die Privatgärten, deren Berlin einst, als es noch eine mittlere Stadt

und Grund und Boden wohlfeil waren, so viele und so große hatte, Gärten der Privilegirten, der Reichen und Vornehmen, sind bis auf einzelne, geringe Reste verschwunden; dafür haben wir nun diese städtischen Gärten, welche Jedem, auch dem ärmsten unserer Mitbürger, zu gleichem Rechte gehören. Es entspricht dies genau dem humanen Zuge der Zeit, deren höhere Cultur sich eben in der weiteren Sympathie für die niederen, wenig begünstigten Classen zeigt. Unser Vermögen können wir nicht mit ihnen theilen; denn das beruht auf Voraussetzungen und Bedingungen, welche ganz individuell und darum nicht theilbar sind. Aber theilen wollen wir mit ihnen die Voraussetzungen und Bedingungen eines gesünderen physischen, moralischen und intellectuellen Lebens, welche sie besser, und mit mehr Aussicht auf Erfolg, in den Stand setzen, die allgemeine Concurrenz aufzunehmen. So betrachtet hat die Schöpfung und Pflege dieses städtischen Parks, abgesehen von allem Anderen, auch eine sociale Meinung und Bedeutung. Denn in der That, es ist nichts Geringes, daß der Arbeiter, der in grobem Rock und abgetragener Linnenhose hierherkommt, das Gefühl hat und sich sagen kann: an diesem Allen hab' ich Theil, diese Bank ist für mich gemacht und dieser Rasen für meine Kinder! Fürwahr, wenn es uns gelingt, diesen unseren schwer arbeitenden und oftmals von

ihrer Last niedergedrückten Mitmenschen zu zeigen, daß wir ihre Freunde sind, daß wir es gut mit ihnen meinen, daß wir sie nicht nur ausnützen, sondern für sie thun wollen, was wir zu thun vermögen: dann ist schon viel gewonnen in diesem socialen Kampfe, der nicht mit Sieg oder Niederlage, sondern im friedlichen Ausgleich enden muß, wenn die Civilisation selber nicht zu Grunde gehen und die Religion mehr sein soll als ein mißbrauchtes Wort!

Hier oben im Humboldthain, längs des Directorialgebäudes ist ein besonders schöner Gang zwischen den Blumenbeeten, Weingeländen und blühenden Gesträuchen, welche jetzt der letzte Schimmer des versinkenden Frühlingstages röthlich bestrahlt. Groß und golden steht der Abendhimmel über mir, und selbst die Rauchwolke, die mit dem Abendwinde dahinschwebt, ist von dem Widerschein erleuchtet.

Aber kaum daß ich aus der reinen Pflanzenluft und Stille des Hains bei der Grenzstraße heraustrete, so kommt mir die ganze Schwüle der Stadt entgegen, und bei der Gartenstraße bin ich wieder in ihrem Lärm; wie etwas Unentrinnbares naht sich ihr Gerassel und umgibt mich von allen Seiten. Der Unterschied ist so stark, daß er für eine Weile den Blick verwirrt und das Ohr betäubt. Dämmerung

ist eingetreten. Quer über die Straße fort und an Kirchhöfen vorbei saust ein Eisenbahntrain, und hoch über dem Hin und Her der Menschen, der Wagen und ungeheuren Bewegung, die sich an diesem Punkte für einen Augenblick staut und dann, wieder frei-gegeben, mit verdoppelter Gewalt hinüber und herüber strömt, erscheinen zwischen den Bäumen an schwarzen Stangen schon die Signallichter, dunkelroth auf dem blaßgelben Abendhimmel.

Es ist Samstag Abend; und wie die Nacht herabsinkt über dieser weiten Ausdehnung zwischen Oranienburger und Schönhauser Thor, scheint ein Geruch in der Luft zu liegen, der immer stärker und penetranter wird — der Geruch von Alkohol. Am Samstag Abend erhalten die Arbeiter ihren Wochen-lohn und nicht Wenige vertrinken ihn oder einen Theil desselben noch vor Mitternacht. Der Conducteur einer der Pferdebahnlinien, welche diese Gegend durchschneiden, sagt mir, daß es in den späteren Stunden des Samstag-Abends, wenn die Wagen oben und unten, innen und außen gefüllt sind, ein harter Dienst für ihn sei. Das Einzige, wenn man Scenen der empörendsten Art vermeiden wolle, sei Schweigen; aber es falle ihm oft sehr schwer, an sich zu halten. Und ich will es ihm wohl glauben. Man braucht an einem solchen Abend in die ge-drängt vollen Straßen dieser Vorstädte nur einen

Blick zu werfen — wie die Thüren der Schenken, hier in Berlin „Destillationen" genannt, belagert sind und die halb schon Trunkenen, oft im Streit mit ihren Genossen, und oft, was noch widerwärtiger ist, in Ausbrüchen roher Zärtlichkeit abwechseln. Ich stelle mich einem solchen, besonders stark frequentirten Local an der Ecke der Invaliden- und Gartenstraße gegenüber, um zu beobachten. Es liegt im Erdgeschoß eines jener alten, kleinen einstöckigen Häuser, die man hier herum noch sieht, und um hinein zu gelangen, steigt man zwei Stufen hinunter. Durch das Fenster, welches zur Hälfte mit einer rothen Gardine verhängt ist, kann ich in das Innere blicken. Das Zimmer ist niedrig und der Raum für die Gäste nicht groß. Nur Einige von ihnen haben Platz zum Sitzen an kleinen, viereckigen Tischen, auf deren Platten man die Spuren vergossenen Getränkes wahrnimmt. Die Andern stehen oder lehnen an dem langen Ladentisch, auf welchem in Fäßchen und auf Schüsseln allerlei Eßwaaren befindlich sind, mehr darauf berechnet, den Durst zu reizen, als den Appetit zu stillen, marinirte Heringe, saure Gurken, Käse, Schinken, und hinter welchem die Tonnen mit Schnaps und Rum bis an die Decke reichen. Die Luft ist dick und trübe, trotz des reichlich flackernden Gases; jedesmal, wenn die Thüre geöffnet wird, schlägt ein Qualm von Fusel und übertriebener Hitze

heraus, der allein hinreichen würde, den Sinn zu benebeln. Die Leute sind laut, aber nicht fröhlich; es ist etwas in ihnen von jener stumpfen Resignation, welche das Ende voraussieht, aber es abzuwenden nicht die Kraft hat.

Eines jedoch fällt in dem sonst so trostlosen Bilde mir auf: die Abwesenheit der Frau. Was in den ärmeren Quartieren von London, in den dunstigen Höfen und schmutzigen Gassen eine der gewöhnlichsten Erscheinungen ist: das betrunkene Weib, das gehört in Berlin glücklicherweise zu den äußersten Seltenheiten. Wer jemals vor den schimmernden Gin-Palästen von Seven Dials oder Houndtsditch eine dieser Megären gesehen hat, mit entflammtem Gesicht und zerfetztem Gewand, vielleicht einen Säugling an der Brust und hungernde Kinder hinter sich — vielleicht auch einer Gegnerin das Haar ausraufend oder von einem Manne zu Boden getreten: der wird gestehen, daß es einen traurigeren, die Menschheit mehr entwürdigenden Anblick nicht geben kann*) Dergleichen wird man in Berlin vergebens

*) In einem vom 16. April 1885 datirten Bericht über eine Sitzung des Londoner Mäßigkeitsvereins wird mitgetheilt, daß im Auftrage dieses Vereins während einer gewissen Sonnabend-Nacht zweihundert „public-houses“ in den verschiedenen Gegenden der Stadt beobachtet wurden. Es ergab sich, daß dieselben in den Stunden von 9—12 von 48 805 Männern und 30 784 Frauen besucht wurden. An



suchen; und ich bin geneigt zu glauben, daß das verhältnißmäßig gute Befinden unseres Arbeiterstandes, Familienleben und Gesundheit, zum großen Theile der Frau des Arbeiters zu danken ist. Diese Annahme wird durch den statistischen Nachweis unterstützt, daß die weibliche Bevölkerung Berlins bei dem Alcoholconsum unserer Stadt nicht nennenswerth betheiligt ist. Unter den in die städtische Irrenanstalt zu Dalldorf im Jahre 1882 aufgenommenen 550 Geisteskranken war bei 48 derselben Trunk als Ursache des Irrsinns festgestellt worden, von denen 41 Männer und nur 7 Frauen waren. Der Verbrauch von Spirituosen beschränkt sich daher in Berlin wesentlich auf den männlichen Theil der Bevölkerung, vom zwanzigsten Jahr ab aufwärts, in welchem aber gerade die niederen Stände mit einem ganz abnormen Procentsatz erscheinen. Von den 11 169 Localen, in welchen gegen Ende des Jahres 1880 berauschende Getränke feilgeboten wurden, kamen auf das von den ärmeren Classen bewohnte Gebiet unserer Stadt fast 9000 Destillationen, Ausschankstellen und Kleinhandlungen mit Branntwein; und wenn man erwägt, daß das entsprechende Verhältniß der Bevölkerungsziffer auf jedes dieser Locale nicht mehr als 30 Kunden ergibt, so daß

einem Montag-Morgen zählte man in zwölf solchen Häusern 1250 Frauen.

also diese geringe Zahl ausreichen muß, die betreffende Wirthschaft in Gang zu erhalten und den nöthigen Verdienst abzuwerfen: dann wird man sich einen ungefähren Begriff machen können von dem Umfang des beklagenswerthen Uebels und seinen zerstörenden Folgen auch unter uns.

Es scheint, daß gleichzeitig mit der Existenz oder dem Anfang einer Arbeiterbevölkerung in Berlin auch das Uebermaß im Genusse des Branntweins begann und bemerkt ward. Verdankt unsere Stadt den ersten, bedeutenden Aufschwung des Handels und der Industrie den französischen Refugiés, so wirkte dieser Anstoß so mächtig, daß schon um die Mitte des folgenden Jahrhunderts von einer beträchtlichen Anzahl von „Manufacturen" die Rede sein konnte. Süßmilch, damals Probst in Cölln und Pastor Primarius zu St. Petri, der, wiewohl ein trefflicher Mann der Kirche, doch als ein ausgezeichneter Statistiker bekannter geworden und geblieben ist, als der erste, dem die Idee der Socialstatistik vorschwebte, gewissermaßen ein Vorgänger Quételet's, sagt in einer vor der Kgl. Academie der Wissenschaften verlesenen Abhandlung*), „daß seit etlichen Jahren unsre Fabricken sehr zugenommen

*) Der Königl. Residenz Berlin schnelles Wachsthum rc. Berlin 1752, p. 42.

haben. Unsre Woll-Arbeiten finden mehr Abnahme. Die Arbeit in der Baum-Wolle hat sich seit kurzem auch sehr aufgeschwungen. Hierzu gehören folglich auch mehr Menschen-Hände. Man ist also sehr ernstlich darauf bedacht gewesen, die Spinnereyen zu vergrößern und Arbeiter von allen Orten her anzuschaffen. Es ist uns auch alles bisher Gottlob! gelungen. Diese Art Leute aber ist und sie bleibet auch arm. Der Lohn ist geringe und es geht, wie man zu sagen pflegt, aus der Hand in den Mund. Kommt eine Kranckheit, die sie an Gewinnung des täglichen Brodes hindert, so sind die Noth und das Elend da." Einen Theil der Schuld an diesem beklagenswerthen Zustande findet der Prälat schon damals in der Trunksucht. „Bey dem gemeinen Mann besonders", heißt es in der citirten Schrift (p. 40), „reißt der Gebrauch des Brandtweins immer mehr ein. Die stets anwachsende Zahl der privilegirten Brandtwein-Laden ist ein Beweiß davon. Daß aber der Ueberfluß dieses Getränckes eine wahre Pest sey, wissen die Aerzte am besten zu sagen." Sehen wir nun die Arbeiterbevölkerung Berlins im vorigen Jahrhundert an denselben Uebeln leiden wie die des unsrigen, so tritt doch sogleich der Gegensatz hervor, wenn man vergleicht, was zur Abwehr jenes Uebels und zur Besserung der socialen Lage des Arbeiters überhaupt damals geschah (oder vielmehr nicht

geschah) und heute geschieht. Unser Autor berichtet von einer Masern-Epidemie, welche im Frühjahr 1751 zu Berlin gewüthet und innerhalb sechs Wochen mehr als 500 Opfer dahingerafft habe, von denen nur dreißig den besser situirten Classen, und alle übrigen den weniger bemittelten, „durch die stets wachsenden Fabricken vergrösserten", angehört haben. Vierhundert von ihnen hätten gerettet werden können, ruft er aus, wenn ihnen Hülfe geworden wäre; und er fährt fort: „Daß nun aber diese Armen, die uns doch reich und unsre Stadt blühend machen, in ihren Kranckheiten äußerst verabsäumt werden, wird wohl niemand läugnen können. Es ist wahr, es sind Anstalten für Arme vorhanden. Allein es ist auch wahr, daß sie jetzt noch vielweniger bey der schnell vergrößerten Anzahl der Unbegüterten hinlänglich sind, da sie es vorher nicht gewesen. Das (sic!) Maison de Charité kann nicht Alles fassen und die Armen-Cassen sind zu unvermögend .... Es sind auch Aertzte und Wund-Aertzte für die Armen geordnet, allein ... in denen Theilen der Stadt, wo die Armen wohnen, wohnt nicht einmal ein Artzt, als in der Köpenicker- und andren Vorstädten, und wenn sie auch zu dem bestellten Armen-Artzt gegangen wären, so wäre doch nicht einer, ja nicht zwei noch drey für so viel tausend, die zu gleicher Zeit darniederlagen, hinlänglich gewesen" (p. 43).

Man wird zugestehen müssen, daß wir mit den Fortschritten zufrieden sein dürfen, welche unser Jahrhundert, Dank den gemeinnützigen und menschenfreundlichen Bestrebungen in Verbindung mit der thätigen Fürsorge des Staats und der Gemeinde, auch in dieser Hinsicht gemacht hat.

Als der „Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke", der sich bereits über die von der Trunksucht am meisten heimgesuchten Länder des Nordens und einen Theil Deutschlands verzweigt, Berlin gleichfalls in den Bereich seiner Wirksamkeit zu ziehen begann, veröffentlichte derselbe einen Aufruf, in welchem man die folgenden erschreckenden Daten findet: nach einer annähernden Schätzung zählt Berlin alljährlich wenigstens 9300 Personen, welche dem Trunke gewohnheitsmäßig ergeben sind. Von diesen wurden in den vier Jahren von 1879—1882 in die acht öffentlichen Krankenhäuser 2194 aufgenommen, welche an Säuferwahnsinn oder chronischem Alkoholismus litten, während an den unmittelbaren Folgen des Trunkes durchschnittlich 40 starben, zum Theil auf offener Straße. Welches Contingent in Berlin der Trunk zu der Heerschar des Verbrechens stellt, geht aus dem Ergebniß einer Untersuchung hervor, die mit den im Jahre 1875 in der Strafanstalt zu Plötzensee detinirten Gefangenen vorgenommen ward. Es fand sich nämlich, daß 70 Pro-

cent der Fälle von Widerstand gegen die Staatsgewalt, 66 Procent der Vergehen gegen die Sittlichkeit, 55 Procent der Fälle von Hausfriedensbruch, 55 Procent der Fälle von Sachbeschädigung und 51 Procent der Fälle von Körperverletzung — mit andern Worten über die Hälfte aller und mehr als zwei Drittel einiger Fälle unter dem Einflusse des Alkohols begangen worden sind. Wer aber zählt die nicht ans Licht der Oeffentlichkeit gebrachten Fälle, wo der Trunk den Körper so geschwächt hatte, daß Arbeitsunfähigkeit oder tödtlicher Verlauf von Krankheiten, die unter anderen Umständen heilbar gewesen wären, die Folge! Wer endlich möchte ziffernmäßig festzustellen unternehmen, wie dieser Fluch durch Vererbung noch auf kommende Geschlechter fortwirkt!

Es ist daher aufs Innigste zu wünschen, daß die Thätigkeit dieses Vereins eine ebenso segens- wie erfolgreiche werden möge, als sie, ohne Zweifel, eine wohlgemeinte, edle und uneigennützige ist. Nur sollte man von dem, was man diesen Armen nehmen will, nicht zu gering, und von dem, was man ihnen als Ersatz dafür bietet, nicht zu hoch denken.

Man muß sie gesehen haben, diese Scharen von Arbeitern, wenn sie gegen Abend aus den Fabriken kommen, müde, mühselig und beladen, mit allen

Zeichen der Erschöpfung in ihrem Gang und der Abspannung in ihren Gesichtern. Man fühlt es alsdann in ihre Seele hinein, daß sie sich nach Etwas sehnen — nach etwas Besserem vielleicht, als ein Branntweinrausch zu gewähren vermag; aber sie wissen nicht, wo es zu finden. Wenig ist ihnen vergönnt von den Freuden dieser Welt; an der reich gedeckten Tafel ist für sie kein Platz. Aber auch rein animalisch genommen brauchen sie Etwas, müssen sie Etwas haben, was einen Reiz ausübt, um die gesunkenen Lebensgeister wieder zu wecken. Die Mäßigkeitsbewegung der vierziger Jahre scheiterte daran, daß sie völlige Abstinenz verlangte; diesen Fehler will der neue Verein nicht noch einmal begehen: er gestattet den Gebrauch, und will nur den Mißbrauch verhüten. Er öffnet dem Arbeiter Kaffeestuben und Lesehallen, verspricht ihm belehrende Vorträge, Unterhaltungsabende und eine edlere Art der Erholung überhaupt. Andererseits soll die Zahl der Schenken, d. h. der unmittelbaren Versuchung beschränkt und dieses ganze Nachtgebiet der menschlichen Gesellschaft von der Gesetzgebung schärfer ins Auge gefaßt werden. Es fragt sich nur, ob alles Dies, so löblich es an sich auch ist, der Sache tief genug auf den Grund geht und das bittere Wort Bettina's von Arnim nicht doch noch hier und da nachklingt: „An Feiertagen hält der Mäßigkeitsver-

ein eindringliche Reden im Voigtland, wo für fünf Dreier Fünfe ein Mahl sich bereiten. Ist Euer Magen zu schlaff, daß Ihr den Verein zum Voigtland nicht hinausbellt?" Hat der Mann, von dem viel Arbeit verlangt wird, nicht auch viel Nahrung nöthig — mehr und kräftigere vielleicht, als ihm selbst heute noch unter den verbesserten Umständen vergönnt ist? Und wenn er zu dem verwerflichen Mittel greift, welches sein physisches Bedürfniß täuscht, nicht befriedigt, wo ist dann die Grenze zwischen Gebrauch und Mißbrauch und wer bewacht ihn, daß er sie nicht überschreite? Wir hören wohl, daß in den nordischen Ländern, in Schweden und Norwegen, Dänemark, Holland, sogar in England breite Massen des Volkes für diese Bewegung schon gewonnen sind. In Skandinavien bildet die Förderung derselben eine von den Postulaten des socialdemokratischen Programms. In England hat, nach einer Mittheilung Gladstone's im Parlament, ein Heruntergehen des Ertrags aus der Branntweinsteuer und ein Steigen des Ertrags aus den Theezöllen stattgefunden. Aber der englische Arbeiter ißt an einem Tage so viel Fleisch, wie der unsrige nicht in einer Woche. „They are overworked and underfed" — sie sind überarbeitet und zu schlecht genährt, sagt ein englischer Bericht über unsere Arbeiter. Das Uebel, um dessen Bekämpfung es sich handelt, ergibt

sich mit einer Art trauriger Nothwendigkeit aus der Lage des deutschen Arbeiters; und nur mit dieser Lage selbst kann es gründlich gebessert werden. Wir müssen dabei mehr, als in andern Ländern der Fall, auf den Charakter des Arbeiters rechnen: auf seinen ernstlichen guten Willen und seine bessere Einsicht von den Dingen. Deutschland ist kein so reiches Land wie England. Auch unser Mittelstand muß sich Entbehrungen auferlegen, die der dortige nicht kennt. Es ist das kein Grund, um Augen und Herzen zu verschließen; aber mit der Vermehrung des National-Wohlstandes wird auch auf den Arbeiter sein Theil kommen, und er hat dazu beizutragen, wie jeder von uns.

In einer der jüngsten Reichstagssitzungen hörten wir auf social-demokratischer Seite den Mann verspotten, „der bei magerer Kost und dem Wasserkruge zufrieden sei". Dann fügte derselbe Redner hinzu: „man kann unzufrieden und dennoch idealistisch gesinnt sein". Unzufriedenheit aus solchem Grunde kennt der englische Fabrikarbeiter nicht, und ist darum dem continentalen Socialismus wenig zugänglich. Aber wenn die relative Zufriedenheit des englischen Arbeiters mit der bestehenden Ordnung aus seinen materiell günstigeren Verhältnissen entspringt, so fehlt es doch auch dem unsrigen keineswegs an dem Mittel, um die seinigen befriedigender

zu gestalten. Denn in einem Punkte von entscheidender Wichtigkeit steht er höher: er ist gebildeter. Nicht umsonst ist er durch die doppelte Zucht der allgemeinen Schulpflicht und der allgemeinen Wehrpflicht gegangen. Nun kann man freilich von Intelligenz allein ebenso wenig satt werden, als von den imaginären Fleischtöpfen gewisser Irrlehren; aber doch ist Intelligenz der bessere Weg, um das Mögliche wirklich zu machen. Unser Arbeiter ist durchaus nicht mehr der gesellschaftlich oder politisch Schwache, der er war: seine Stimme wird gehört in unserem Reichstag, sie wird gehört in unserem Rathhaus. Eine wirkliche Verbesserung seiner Lage kann nur auf friedlichem und gesetzmäßigem Wege geschehen; wir wollen ihm alle dabei helfen, aber das Meiste muß er selber thun. Leute, die es gut mit ihm meinen, sollten ihm nicht unfruchtbare Versprechungen machen oder das in ihm aufzustacheln suchen, was das Niedrigste und Gemeinste in der Menschenbrust — sie sollten ihn darüber aufklären, daß nicht ein Gewaltact, auch nicht ein Geschenk ihn in den Besitz dessen setzen kann, was er in ehrlicher und geduldiger Arbeit sich selbst erwerben muß; sie sollten ihn auf eine Stelle des kürzlich von unserem Magistrat veröffentlichten Verwaltungsberichts hinweisen, an welcher es heißt: daß in dem Zeitraum von 1861 bis

1881 in Berlin die Ausgaben für die Schulen von $9^3/_4$ Procent zu $19^3/_4$ des gesammten Budgets gestiegen, die Kosten für das Armenwesen dagegen in derselben Zeit von 18 auf $14^1/_2$ Procent gefallen sind. Diese Zahlen sagen, daß mit der Zunahme der Bildung eine Abnahme der Armuth verbunden ist; sie sagen, daß, wie Wärme sich in Kraft, so Bildung sich in Wohlstand umsetzt; sie sagen, was wir für den Arbeiter thun, und was wir für ihn nicht thun können; und sie sagen endlich, daß in der Vermehrung seines geistigen und sittlichen Vermögens die einzige Lösung des Problems der socialen Frage liegt. —

Wenn ich mit solchen Gedanken, aus dem Norden Berlins heimkehrend, mich wieder seinem Mittelpunkte zuwende — wenn plötzlich der taghelle Schimmer des elektrischen Lichtes vom Centralbahnhof in der Friedrichstraße mir entgegenleuchtet, und ich beim Scheine Tausender von Gasflammen unter den Linden die Paläste, die Ministerien, die Gesandtschaften, das Opernhaus sehe — die luxuriösen Läden, die strahlenden Cafés, die verschwenderisch ausgestatteten Restaurants — Alles, was diese große Stadt an verfeinertem Genuß zu bieten vermag — dann, ich muß es gestehen, bedrückt dieser Glanz, dieser Reichthum und diese Schönheit mich weniger.

Denn ich sage mir: dort oben, im Dunkel der Nacht, liegt etwas verborgen, was noch werthvoller und noch kostbarer ist: das Glück und der Frieden der Zukunft, und wenn Jeder an seinem Platze das Richtige thut, so werden wir es erringen — wir oder unsere Nachkommen!

Im Herzen von Berlin.

(April—August 1886.)

Tief drin in Alt-Berlin ist eine kleine Straße, die Papenstraße, und in dieser Straße ein kleines Haus mit einer weißen Laterne, die mir beide sehr lieb sind, das Haus und die Straße. Die letztere erinnert mich auf eine angenehme Weise an die Pfaffen, welche vormals, in der katholischen Zeit, und als man noch platt in Berlin sprach, hierselbst gewohnt und der ganzen Gegend sicherlich ein behäbiges Ansehen verliehen haben; als der Bischof von Lebus Hof hielt in der Bischofstraße, der von Brandenburg in der Klosterstraße, der Abt von Lehnin in der Heiligengeiststraße, und der Bischof von Havelberg in eben dieser Papenstraße selbst. Diese Prälaten, obzwar sie nun lange schon in Gott ruhen und eine Nachfolge nicht gefunden, haben doch den Straßen, die noch immer nach ihnen heißen, und den benachbarten, die gleichsam im Bann und Frieden der Marienkirche liegen, Etwas hinterlassen, was mitten im Geräusch und Gewühl, und trotz der Veränderungen der Gegenwart, die gesegneten Tage

zurückruft, wo das Leben allhier gemächlich ging, wo man hinlänglich Muße hatte, dem Herrn zu dienen, sein Lob in Hora, Messe und Vesper zu verkünden und dazwischen ihm dankbar zu sein für alles Gute, was er der bedürftigen Creatur an Speis' und Trank beschert.

Dies ist es auch, was mir an dem kleinen Haus in der kleinen Straße so wohl gefällt. Es ist einstöckig und altmodisch. Vor seiner stets geöffneten Bogenthür hält gemeiniglich ein Frachtwagen, hoch mit Säcken beladen, denen man, auch wo man es nicht wissen sollte, doch ansieht, daß sie etwas Kräftiges enthalten; in seinem ausgetretenen Flur, in einer Art beständigen Halbdunkels, bewegen sich Gestalten, die, mit ihrer ledernen Schürze und wohlgenährten Person von allen menschlichen Wesen am meisten Brauknechten gleichen; und aus dem engen Höfchen kommt ein Malzgeruch, der Alles, was man riechen kann, an Lieblichkeit übertrifft. Damit der Leser es wisse: dies ist die Mälzerei des berühmten Patzenhofer'schen Brauhauses, das einst, in bescheidener Vorzeit, als es seine Paläste draußen am Friedrichshain noch nicht hatte, sich mit solchen Baulichkeiten begnügte an einer Stelle, welche die Traditionen einer priesterlichen Vergangenheit glücklich vereint mit der Erinnerung an Berlins erste und älteste Brauerei. Denn das Andenken an diese aus

dem 15. oder 16. Jahrhundert lebt in dem Namen der hier einmündenden Brauhausgasse fort. Classisch ist der Boden und urgemüthlich das Kneipchen, das sich in besagtem Hause, zu rechter Hand und ebener Erde, dicht bei den Säcken und Pferden und Brauknechten, in traulichem Nachbarverhältniß eingenistet hat. Man mag kommen, wann man will, im Sommer oder Winter, ja selbst am hellen Mittag, so brennt Licht in diesem langen, niedrigen Zimmer mit den tiefen Fenstern, und das ist es, was ihm, in meinen Augen, so sehr zur Empfehlung gereicht; man kann sich immer, Gott weiß was, einbilden, wenn man sich hier zu seinem Glase niederläßt, und braucht sich nicht vor den fleißigen Menschen zu schämen, die draußen auf der Straße hin- und herrennen. Außerdem stehen hohe Vorsätze vor den Fenstern. Kommt man aber zur Winterszeit hierher, so brennen nicht nur die Lichter, sondern in dem eisernen Ofen in der Ecke prasselt ein gehöriges Feuer, das seinen röthlichen Schein weithin über den Fußboden wirft; und wär' es nur deshalb, um dieser Zeichen echter Gastfreundschaft willen, so käm' ich gerne hierher, obwohl ich eine tüchtige Wegstrecke von nicht viel weniger als einer Stunde zu machen habe, bis ich angelangt bin. Gemüthliche Leute verkehren hier — kleine Beamte, vornehmlich des Magistrats, Buchhalter, Comptoiristen und Procuristen der um-

gebenden Geschäftsgegend, Industrielle der mittleren Ordnung, Advocatenschreiber und sonstige Gelehrte — lauter brave Männer, die hier entweder Mittag halten, oder sich zum Mittage vorbereiten, indem sie der rastlos dahinstürmenden Welt ein rühmliches Exempel geben, daß der gute Mensch, sofern er nur will, auch in Berlin und mitten am Tage, wenn das Leben in voller Bewegung ist, immer noch Zeit hat, seinen Frühschoppen zu trinken, eine Hand im Solo zu nehmen, einen kleinen Skat zu spielen oder die Zeche auszuwürfeln. Wenn ich die Knöchel rasseln und fallen höre, während die Mittwintersonne gelblich durch die Scheiben hereinscheint und mit dem Schimmer der Gasflammen sich mischt, dann überkommt mich ein Gefühl der Dankbarkeit, daß es in diesem Jammerthal solch' traulicher Winkel noch gibt; und mir wird ganz pfäffisch wohl zu Muth, als ob ich nicht in der Papenstraße zu Berlin säße, sondern in irgend einem Klosterhof zu München oder Regensburg, deren Heilige ja längst auch die Patrone der großen Brauhäuser geworden sind. Kein Glühlicht, keine Butzenscheiben und allerlei Zierrath von Zinn und Schalen und Krügen bringt mich hier in den seltsamen Widerspruch einer künstlich hervorgerufenen Stimmung; und nichts ist hier stilvoll, als der Kellner alten Berliner Schlages, der weder eine germanische Jacke trägt noch eine modische weiße Cravatte, sondern am

Frack seiner Väter festhält und an große Trinkgelder nicht gewöhnt ist. Indessen beginnt es am Stammtisch stiller zu werden; das Knöcheln verstummt allmälig, die Karten ruhen, einer nach dem andern von den Gästen erhebt sich — „Mahlzeit, meine Herren!" ruft es bald hier, bald dort, das Zimmer wird leer, und in dröhnenden Klängen vom Rathhausthurme schlägt es Eins.

Und nun nach der Idylle die Elegie. Lieber Leser, gib Dir keine Mühe, dies Fleckchen irdischen Vergnügens aufzusuchen. Bis Du Dich in Bewegung gesetzt haben wirst, ist es nicht mehr; ich habe Dir's geschildert, wie es in den letzten Tagen seines Daseins war. Wenn Du hinkommst, wird die halbe Papenstraße verschwunden, niedergerissen, ein Schutthaufen sein; und wenn Du nach ein oder zwei Jahren wiederkehrst, wird wahrscheinlich ein „Prachtbau" stehen, wo das einstöckige Haus mit der weißen Laterne stand, und im Erdgeschoß, an Stelle des unscheinbaren Kneipchens, vielleicht ein „altdeutsches" Bierhaus sein mit elektrischer Beleuchtung und Allem, was sonst noch dazu gehört.

Aber fürchtet darum nicht, daß ich nun in Klagen ausbrechen und auf den Trümmern des kleinen Jüdenhofes sitzen werde, wie der Prophet Jeremias auf denen von Jerusalem. Ein Stück bis an das Mittelalter reichender Reminiscenzen ist hier

hingegangen, das einzige, welches wir in Berlin hatten; aber es ist kein Jubel darum bei den Heiden, noch großer Jammer bei den Christen oder bei den Juden, welch' letztere zumal nicht viel Erbauliches hier erlebten, wo man sie im Kleinen Jüdenhof zusammenpferchte und auf dem Neuen Markt verbrannte. Wenn man liest, was in Rom vernichtet und zerstört wird, so kann man sich über das trösten, was wir in Berlin auf Nimmerwiedersehn verlieren. Wie ein Reinigungswerk ist die Demolirungsarbeit der Kaiser-Wilhelmstraße durch die schmutzigsten und verrufensten Quartiere von Alt-Berlin mitten durch gegangen und hat sie niedergelegt. Und zum ersten Male jetzt wehte die Luft des Himmels herein, schien die Sonne herab in Gassen und Gäßchen, die vom Unrath der Jahrhunderte starrten und durch Jahrhunderte von den dicht angrenzenden Straßen getrennt zu sein schienen. Da ist nicht viel zu lamentiren. Aber mit Dem, was Niemand bedauert, wurde doch auch Manches zum Untergange verurtheilt, was ein pietätvolles Herz weniger leicht preisgeben mochte — so mancher Straßendurchblick, der uns ein letztes Bild gab von dem alten, ehemaligen Berlin — so mancher malerische Winkel, auf den man plötzlich stieß, wie auf den übrig gebliebenen Rest einer versunkenen Welt — so manches Haus mit historischem Charakter, welches in unsrer, an Anknüpfungspunkten solcher Art

nicht sonderlich reichen Stadt doppelt werthvoll und doppelt unersetzlich war. Wenn man vor vier, fünf Jahren in diesen Theil des rechten Spreeufers kam, so konnte man sich sagen, daß er fast unberührt noch so sei, wie Lessing und Mendelssohn, Ramler und Nicolai denselben gesehen, mit den Häusern, in denen sie gewohnt, und den schmalen Fußsteigen, auf denen sie gegangen. Seitdem ist, beim Alexanderplatz angefangen, Eins nach dem Andern davon abgebröckelt; und die Kaiser-Wilhelmstraße mit ihren gewaltigen Bauprojecten hat ihm den Rest gegeben. Nicht zu Zwecken der Verschönerung allein, wie wohl in den meisten übrigen Fällen, hat man hier aufgeräumt und neugeschaffen: sondern es mußte geschehen, wenn dem ungeheuern Wachsthum Berlins die freie Circulation und Entfaltung gesichert, wenn dem immer stärker anschwellenden Strome seines Verkehrs der Weg gewiesen werden sollte. Der erste Factor in dieser Umgestaltung der Königstadt war die Stadtbahn; und ihr zweiter ist die Kaiser-Wilhelmstraße.

Von den großartigen Baudenkmälern unsrer Epoche wird, wenn sie vollendet, diese Straße das großartigste sein, in den Augen späterer Geschlechter vielleicht lange noch das erkennbare Zeichen für das Berlin Kaiser Wilhelm's, dessen Namen sie trägt. Umgeben von den ehrwürdigen Erinnerungen an den

Großen Kurfürsten und den imposanten Architekturen, mit denen Preußens Könige nacheinander ihre Residenz geschmückt, wird sie fast unabsehbar, in glänzender Linie die Linden bis an die Grenzen der Königstadt fortsetzen, den Pariser Platz in beinahe gerader Richtung mit dem Alexanderplatz verbinden, und eine Straßenflucht darstellen, wie kaum eine zweite Hauptstadt Europa's aufzuweisen hat — mit dem Grün des Thiergartens, durchschimmernd durch die Säulenhalle des Brandenburger Thors, dem Grün der Linden am Anfang, dem Grün des Lustgartens, ernst überragt von den Werken Nehring's und Schlüter's, in der Mitte, und nun, mit kühnem Satz das Wasser überbrückend, das Wasser der Spree, sich Bahn brechend in das jenseitige Berlin hinein, und diesen ältesten Theil unserer Stadt, von jeher Sitz der bürgerlichen Arbeit und der bürgerlichen Verwaltung, mit einem Widerschein gleichsam dessen erfüllend, was schön und charakteristisch ist an unsern Königsbauten: mit verzierten Giebeln und Erkern, und breiten, kronentragenden Kuppeln, mit kunstvoll verschnörkelten, flachgewölbten Fenstern und Portalen, mit breiten, umgitterten Balconen und reich ornamentirten Façaden.

Es werden auch Paläste sein, aber solche des Handels und der Industrie — große Läden, Magazine, Waarenlager im Erdgeschoß und ersten Stock,

und darüber Wohnungen in bequemer Lage. Man konnte nicht eine Luxusstraße bauen wollen in dieser Gegend; die Kaiser-Wilhelmstraße sollte vor Allem einem Bedürfniß dienen. Es sollte durch sie der ungeheuer gesteigerte Verkehr des neuen, mächtig angewachsenen Berlins mit dem Mittelpunkte des alten entlastet werden. Zur Bewältigung desselben gab es bisher nur zwei Zugänge: den gänzlich ungenügenden des Mühlendamms, und den auch längst nicht mehr ausreichenden der Königstraße. Die Linden sind zehnmal, und einige von unsern Gürtelstraßen über elfmal so breit als diese Straße, die wichtigste Durchfahrt der Königstadt und eine der wichtigsten in Berlin überhaupt; in der That, so schmal ist sie, daß an einigen Strecken derselben, für die Stunden, wo die Fluth des Mittags sich durch sie wälzt und aus den einmündenden Straßen immer neue Nahrung von Fußgängern, Droschken, Omnibussen und Pferdebahnwagen empfängt, der Güterverkehr ganz eingestellt werden mußte. Die Nothwendigkeit gebot, einen dritten Eingang zu schaffen, welcher den Anforderungen der Gegenwart und den Voraussetzungen der Zukunft mehr entspräche: und dies war die Kaiser-Wilhelmstraße.

Aber sie hatte nicht diese Bestimmung allein.

Der Gedanke der Kaiser-Wilhelmstraße tauchte gleichzeitig mit dem Beginn der baulichen Um-

gestaltung Berlins, unmittelbar nach dem Kriege von 1870/71 auf — ein Beweis, wie naheliegend er war; aber es dauerte nicht viel weniger als vierzehn Jahre, bevor man ernsthaft an die Ausführung gehen konnte — ein Beweis, welche Schwierigkeiten derselben entgegenstanden. In diesen vierzehn Jahren war Berlin eine neue Stadt geworden; es hatte sich nach Osten und Westen, nach Süden und Norden fast gleichmäßig ausgedehnt, und überall war für die Bewegung einer um das Doppelte vermehrten Einwohnerzahl Raum gemacht; Straßen waren erweitert, Straßen waren durchbrochen worden, und die neuen Vorstadtgebiete wetteiferten in der Zweckmäßigkeit ihrer Anlagen, in Allem, was die Gesundheit der Bevölkerung und die Leichtigkeit der Circulation bedingt, mit den bevorzugtesten Theilen der Stadt, und übertrafen sie noch.

Unberührt von diesem Wandel, der sich vor unsern Augen vollzog, bis wir uns daran gewöhnt hatten wie an das Alltägliche, blieb nur der innerste Kern unserer Stadt, der zugleich ihr ältester ist — Alt-Berlin oder die Königstadt. Ihre Gäßchen und Höfe waren noch so finster und feucht, so schmutzig, höhlenartig und, mitten in einer decenten Umgebung, von einer solch unsaubern Gesellschaft bewohnt, wie vor dreihundert Jahren; und ihre Hauptstraßen, die keinen geringen Theil des Reichthums von Berlin

repräsentiren, hatten ein kleinstädtisches Ansehen, wie vor hundert Jahren. Alles, die Namen und die Zustände selbst, erinnerte hier an die Vergangenheit. Die Königstraße war nicht breiter als zu der Zeit, wo durch dieselbe Preußens erster König seinen triumphalen Einzug gehalten; die Neue Friedrichstraße nicht viel anders, als sie, mit ihren Nebenstraßen im Spandauer Viertel, aus den Händen von Friedrichs des Großen Baumeistern hervorgegangen war. Dazwischen lag ein Stück Mittelalter, so räucherig wie nur irgend eines — das einzige, welches sich in Berlin erhalten, kein besonders glänzendes oder erfreuliches, welches als Muster hätte dienen, keins, auf welches man, seiner historischen Associationen oder gegenwärtigen Gestalt halber, sich etwas hätte einbilden können. Aber trotzdem, wenn man sich in diese Straßenlabyrinthe begab, übersprudelnd von Leben, wenn nicht ganz so malerisch, wie das Ghetto von Rom; wenn man nicht weit von der Stelle, wo das Patricierhaus der Blankenfelde noch steht, und das der Zehlendorf und Ryke gestanden hat, jenen geheimnißvollen, unnahbaren Hintergrund sich erheben sah — denn wer, dem sein guter Name oder nur sein guter Rock lieb war, hätte den Kleinen Jüdenhof mit seinen Dependenzen der Schmalen und der Kalandsgasse, oder die Königsmauer, so lange sie noch in ihrer Sünden Blüthe stand, betreten

mögen? — trotzdem, sag' ich, wenn man dies Alles zusammen nahm, hatte man hier, mitten in diesem völlig modernen oder modernisirten Berlin, was man, in dieser Stärke, sonst an keinem Punkte desselben haben konnte: das Gefühl eines anderen Jahrhunderts. Man sah es nicht an einem einzelnen Gebäude, man war durchaus von ihm umgeben. Das war es, was die Königstadt in ihrem bisherigen Zustand dem gelegentlichen Wanderer so überaus anziehend, in jeder andern Hinsicht aber ihre Umgestaltung von Grund aus so dringend wünschenswerth machte. Die Steine selber, schwarz von Alter und triefend von Nässe, schienen zu rufen: Luft! Licht!

Wo jetzt, als das beherrschende Gebäude dieses innersten Kerns von Berlin, die Central-Markthalle steht und mit einem Leben erfüllt ist und einer Sicherheit arbeitet, als ob sie hier, ich weiß nicht wie viele Jahre oder Jahrzehnte gestanden hätte, da war vor kurzer Zeit noch ein wirrer Knäuel von engen Durchgängen und schmutzigen Straßen, in welche, wie gesagt, weder bei Tag noch bei Nacht ein anständiger Mensch sich gerne wagte. Das Wunder ist nicht, daß Alles hier jetzt so sauber aussieht und so hübsch ordnungsmäßig von Statten geht, sondern daß Sauberkeit und Ordnung so rasch und präcis, wie mit einem Zauberschlag aus dem Chaos von Trümmer-

schutt und Steingeröll emporstiegen, welches wir hier seit dem ersten Beginn von Abbruch und Wiederaufbau — beides immer Hand in Hand — erblickten. Am 3. Mai des Jahres 1886, eine Stunde nach Mitternacht, sollte das Mirakel geschehen, und es geschah; und als wir am andern Morgen in die vom Frühlingssonnenschein durchleuchtete Halle traten, da schwammen die Fische so vergnügt in ihren Kübeln, hingen die großen Braten so verlockend an ihren Krampen, entsandten die Blumen und die Käse so lieblichen Duft, standen die trefflichen Marktweiber, deren Bekanntschaft wir unter den historischen Regenschirmen des ancien régime gemacht, so würdevoll in ihrem neuen Palast, und rollten obenhin die Stadtbahnzüge mit so majestätischem Donner, daß wir demuthsvoll die Augen niederschlugen und im Herzen dem Magistrat von Berlin Lob sangen, der dies Alles so herrlich vollbracht. Nur eine Barrikade von vielen hundert übereinander gethürmten Rohrstühlen und Holztischen, ein ganzes Arsenal von Messern, Gabeln und landesüblichen Bierseideln in einer Ecke der obern Galerie zeugte noch davon, daß besagter Magistrat nebst allen Stadtverordneten und Bezirksvorstehern von Berlin in der vergangenen Nacht hier gezecht, um das große Werk seiner Bestimmung würdig zu übergeben, bis gegen Eins, mit der letzten Minute der

Geisterstunde, der entfesselte Strom der Arbeit, der hochbepackten Lastwagen und des ungeheuren, tobenden Zuschauermobs von Berlin in die Halle sich ergoß, der Festlichkeit ein jähes Ende bereitend, und die schmausenden Väter gleichsam hinwegschwemmend — ein modernes Nacht- und Phantasiestück in der Manier von E. T. A. Hoffmann, der diese Scene zu sehen geliebt haben würde, wie er ja auch die Gegend zwischen Marien- und Nikolaikirche gut genug gekannt und in seiner Spukgeschichte von der „Brautwahl" vortrefflich geschildert hat.

Dieses indessen, das stürmische Intermezzo, mit welchem Berlin von seiner Markthalle Besitz ergriff, war das einzige Stück, das im Programme nicht vorgesehen; seitdem geht Alles seinen gemessenen, geschäftsmäßigen Gang, und nichts mehr erinnert weder an die E. T. A. Hoffmann'schen Geister, noch an die Kalandsbrüder und sonstigen Ehrenmänner, die einst hier hausten. Es ist Alles wie fortgefegt, als ob es niemals gewesen. Haben wir selbst doch Mühe, den Zustand der Dinge, die wir vor wenigen Jahren, ja vor wenigen Monaten noch leibhaftig gesehen, uns zu vergegenwärtigen, den Zug und die Richtung der Straßen, in denen wir so oft gewandert, die Häuser, vor denen wir sinnend so manchmal Halt gemacht. Es ist Alles weg und dahin; und so kurz ist das menschliche Ge-

dächtniß, daß wir in abermals zehn Jahren nur noch in den Büchern lesen werden, wie es hier ehedem gewesen. Und da der Magistrat, der doch sonst für Alles sorgt, nicht dafür gesorgt hat, das, was hier nunmehr verschwunden ist, im Bilde zu verewigen, so will ich wenigstens einige Züge desselben festhalten. Schön waren Jüdenhof und Königsmauer und Kalandsgasse nicht — das weiß Gott; und rühmlich auch war ihre Geschichte nicht: der Galgen und der Scheiterhaufen spielen eine beträchtliche Rolle darin, und was mit Blut begann, endete mit Unrath und dem lichtscheuen Gewerbe. Dennoch war dieses innerste Stück unserer Stadt ein Theil ihrer selbst und zwar ein sehr charakteristisches — der einzige und letzte, wiewohl in Schmutz verkommene Rest des Mittelalters — et haec olim meminisse juvabit. Darum hab' ich, von dem Moment an, wo das Urtheil dieser Gegend gesprochen war, meine Schritte mit Vorliebe derselben zugewandt, bin immer und immer wieder zu ihr zurückgekehrt, habe sie, wie ein unglücklich Liebender, bald in weitem Bogen umkreist, bald, um bei ihren argwöhnischen Bewohnern keinen Verdacht zu erregen, mich durch ihre Gäßlein geschlichen; habe sie in jedem Stadium ihrer unaufhaltsam vorschreitenden Veränderung, bis von Allem (einschließlich der gemüthlichen Kneipe in der Papenstraße) so gut wie nichts mehr da war, besucht und

will nun, was ich nach einer jeden solchen Wanderung mir aufzeichnete und aufschrieb, hier in gedrängtem Auszuge mittheilen. Der Berliner wird sich mit mir auf alles Das gern noch einmal besinnen; und wer kein Berliner ist, daraus vielleicht eine Vorstellung gewinnen von dieser merkwürdigen Phase des Berliner Lebens, in welcher das Heute vom Gestern durch einen so tiefen Abgrund getrennt wird, daß nur die Phantasie noch ausreicht, um eine Brücke hinüber zu schlagen. Scheint mir selber doch, indem ich in meiner Erinnerung um kaum zwei Jahre zurückgehe, als ob ich in eine ferne Vergangenheit wandern müßte!

Denn als ich am Abend des 7. Juli 1884 hier ging, da war in ihrer ganzen Länge die Burgstraße noch intact, da stand noch die alte Militäracademie, welche Friedrich d. Gr. begründet, und gegenüber die alte Schloßapotheke mit ihren gothischen Giebeln und alten Bäumen, und auch die Cavalier- oder Sechserbrücke war noch da, von Fußgängern belebt, die gerade keine Cavaliere waren, aber auch keine Sechser mehr zu zahlen brauchten. Die Heiligegeistgasse, die heute mit den stolzen Gebäuden der Berliner Kaufmannschaft und dem stolzeren Namen der St. Wolfgangs-Straße prunkt, prangte damals noch mit nichts, als ihrer angestammten Baufälligkeit, kaum angenagt von der beginnenden Zerstörung;

und das Joachimsthal'sche Gymnasium, an der Ecke der Heiligengeiststraße, wiewohl Lehrer und Schüler es längst verlassen und in seinen öden Klassenzimmern und Hörsälen sich allerlei Fabrikanten und Handwerksleute niedergelassen hatten, erinnerte doch mit seinem ehrwürdigen Grau noch immer an den Professor der Mathematik und schönen Künste, Sulzer, und die Nachbarschaft von Ramler und Lessing.

Ein halbes Jahr später. Ein grauer, trüber Januartag, jedoch eben die rechte Beleuchtung für dies verschwindende Stück Berlin. Schmelzender Schnee bedeckt den Boden; aber über den Dächern und an den Mauern liegt er noch in weißer Schicht und darüber der stahlgraue, winterliche Himmel. Es ist Mittags zwischen elf und zwölf, und eine enorme Bewegung, Alles dampfend von Nässe, der Wind frisch und zur Eile treibend. Auf dem schmalen Trottoir der Burgstraße drängt sich der Verkehr, aus den Kellern und von den Schiffen auf der Spree kommt ein Obstgeruch und Männer mit Netzen und Fischtonnen hantieren am Ufer. Ich kenne die Häuser, die zum Abbruch bestimmt sind; sie haben, obwohl noch bewohnt, ein desolates Aussehen, als ob sie wüßten, was ihnen bevorsteht. An einigen kleben rothe Zettel, welche die demnächstige Verlegung des Wohnsitzes oder Ladens anzeigen. Hier

ist das „Hôtel de Saxe“, ein Gasthof von der alten guten Sorte, der, wenn er stehen bliebe, bald sein hundertjähriges Jubiläum feiern könnte. Doch weit über das Jahr 1789 zurück, in welchem sein damaliger Besitzer, Rettberg, ihn von der Heiligengeiststraße hierher verlegte und ihm den vornehmen Namen gab, geht die Geschichte dieses Gasthofs. Er hieß damals „zur weißen Taube“, und es waltete darin als Wirthin zu Lessing's Zeit Mad. Therbusch, von der ihm befreundeten Familie. Heute noch sieht man an dem Haus, Ecke der Heiligengeist- und Königstraße, das alte Wirthshauszeichen, zugleich ein Zeichen des heiligen Geistes, eine weiße Taube mit ausgebreiteten Flügeln, unter denen sich eine „Destillation“ vertrauensvoll niedergelassen hat, während die Reminiscenzen alter Gastlichkeit mit in das „Hôtel de Saxe“ hinübergewandert sind. Ein Wagen hält vor der flachgewölbten, halbdunkeln Einfahrt; ein Mann aus der Provinz mit einer rothen Nase, einem grünen Pelzrock und einem antediluvianischen Ding von einem Koffer sitzt darin. Offenbar ein alter Kunde; denn der herbeieilende Kellner empfängt ihn mit jener wohlwollenden Cordialität, die man Stammgästen erweist, und der Hausknecht macht sich an den Koffer, wie an einen guten Bekannten. Doch über Allem, dem Hôtel, dem Kellner und dem Hausknecht liegt ein sanfter Ausdruck von Melancholie;

nur der Mann mit dem grünen Pelz und der rothen Nase ist fröhlich, denn das ersehnte Ziel der Residenz ist erreicht; und daß er sich die Hände das nächste Mal an einem andern Ofen wärmen muß, das ist kein Grund für ihn, heute zu trauern oder zu frieren. Laßt es Euch darum noch einmal wohl sein im alten Nest; mit diesen Spelunken aus dem vorigen Jahrhundert ist doch nicht viel Staat mehr zu machen, und für elektrische Klingeln, Personenaufzug, Glashof und vergoldete Treppengeländer gibt dieser Mann aus der Provinz, oder ich müßte mich sehr irren, alle Erinnerungen an Madame Therbusch, Lessing und die weiße Taube leichten Herzens hin.

Die alte Kriegsacademie, Burgstraße Nr. 19, Friedrichs d. Gr. Werk, 1765, und von ihm oder unter ihm, wo Alles in Berlin französische Namen hatte, école militaire, Ritteracademie genannt, ist heute verschlossen und verstaubt, Fenster und Thüren wie mit Spinnweb überzogen und keine Spur menschlichen Lebens mehr darin. Auch das Hohenzollernschloß gegenüber zeigt an der Wasserseite die Merkmale des Alters, Risse, Sprünge und Schrammen an den Wänden und abbröckelnden Bewurf; auch dort ist es einsam in den hohen kalten Zimmern und weiten Sälen. Aber immer, wenn ich vorübergehe, erblicke ich dort oben an den Fenstern, an denen ich

sonst niemals einen Menschen gesehen, zwei Gespenster-augen, zwei dämonische Augen, brennend von un-irdischem Feuer und einer Art verzehrender Schaden-freude; sie verfolgen mich, sie lassen mich nicht los, und allmälig erkenne ich auch ein Gesicht, ein ver-schrumpftes, das geistreichste und boshafteste, welches mir je vorgekommen, mit vielen Runzeln und einer stark gekrümmten Nase, wie ein Habichtschnabel, und einem spöttisch verzogenen Mund, um den die lieb-lichsten Teufeleien spielen — und jetzt wird ein ganzes Männchen daraus, mit merkwürdig dünnen Beinen, einer langen Perrücke, einer dicken Filzkappe darauf und einem dicken Friesrock an. Auf und ab und ab und auf wandert das Männchen in der ein-samen, hohen, kalten Stube des Königsschlosses, wie eine Hyäne im Käfig, und setzt sich zuletzt an einen Tisch mit Marmorplatte, auf welchem ein Haufen Bücher und ein Blatt Papier liegt, und reibt sich die Hände mit einem Ausdruck infernalischen Ver-gnügens, denn ihn friert; und auf das Papier kritzelt er die Worte: „Ich schreibe Dir zur Seite eines Kachelofens, mit gesenktem Haupt und schwerem Herzen und schaue hinunter auf die Spree, weil die Spree in die Elbe mündet und die Elbe in die See und diese die Seine aufnimmt und unser Haus in Paris nah' bei der Seine steht, und ich sage: Warum bin ich in diesem Schloß, welches auf die Spree

hinunter schaut, und nicht an unserem eigenen Kamin? .... Wie ist mein Glück vergiftet, wie kurz ist das Leben! ....“ Diejenige, an welche diese Zeilen gerichtet sind, ist Madame Denis, und der sie schreibt — Voltaire! Voltaire, der sich allein glaubt, „Voltaire, gezeichnet von Pesne ohne sein Wissen durch ein Loch, welches in die Thüre seines Zimmers gemacht worden war auf Befehl Friedrichs d. Gr.“ So spielen diese beiden miteinander — Voltaire mit dem Kammerherrnschlüssel und dem Orden pour le mérite doch nicht besser als ein Gefangener, voll Heimweh nach Paris, und durch das Loch in der Thür Friedrich's Hofmaler blickend — ein Tanz, wie von Irrlichtern ausgeführt, und doch eine wahre Begebenheit; eine wunderliche Komödie, wiewohl mit ernstem Hintergrund, aus welchem fest und unverwandt, wie zwei Sterne, die großen, schicksalsvollen Augen Friedrich's strahlen.

Sein Andenken haftet auch an dem grauen Gemäuer dieser Kriegsacademie, die bald nicht mehr sein wird. Ihr Friedrich war ein Anderer, als der drüben im Schlosse: der mit dem runzelvollen Gesicht und auf seinen Krückstock gebeugt. Der siebenjährige Krieg macht einen Abschnitt in Friedrich's Leben. Man besiegt nicht umsonst eine Welt. Der König fühlte sich alt mit einundfünfzig Jahren. Dem von ihm besonders geschätzten Encyklopädisten

d'Alembert, welcher ihn bald nach Abschluß des Friedens besucht und geäußert hatte, daß dieser Tag der schönste seines Lebens gewesen sein müsse, gab er zur Antwort: „der schönste Tag des Lebens ist der, an welchem man es verläßt". Seine Jugend und seine Götter waren mit Voltaire gegangen; er war jetzt einsam und sein Herz für Neues nicht länger empfänglich. Er berief den alternden Sulzer, den berühmtesten der deutschen Aesthetiker, der damals eben seine „Theorie der schönen Künste" schrieb, vom Joachimsthal'schen Gymnasium hierher, an sein neugestiftetes Institut. Er bewies ihm sogar einiges Wohlwollen, das nach dem Verhältniß seiner Schätzung von deutscher und französischer Literatur abgemessen war. Er gab ihm weder den Kammerherrntitel noch eine Wohnung im königlichen Schloß, wie einst Voltaire, sondern ein wüstes Stück Land in Moabit, auf welchem der Professor sich unter westfälischen Bauern ein Sommerhäuschen errichtete. Wohl möglich, daß Goethe's Wort über Sulzer: „einer unserer ersten Landwirthe der Philosophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß", sich darauf beziehen soll. Denn freilich war das Moabiterland nicht die beste der Welten und Sulzer kein Voltaire, bien s'en faut! „Gott bewahre uns vor der Theorie!" rief der dreiundzwanzigjährige Goethe in jener Recension der „Frankfurter Gelehrten An-

zeigen"*) aus, „und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister!" Dieser Meister war schon da, und er hieß Lessing; doch Friedrich wandte sich von ihm ab, zu Gottsched, zu Sulzer, und wenn es hoch kam, zu Gellert, von dem gewaltig aufstrebenden Neuen zu dem langsam absterbenden Alten, von den schöpferisch Genialen zu den Mediocritäten. Welche Freude hätte der König haben können, wenn er sich an Lessing's reifer Kraft, an Goethe's herrlicher Jugend noch einmal erfrischt! Doch dieser Quell der Verjüngung ist ihm versagt gewesen; er blieb der Einsiedler von Sanssouci, dieses Wort Chamfort's, des Epigonen der Encyklopädisten bestätigend, daß derjenige die Menschen niemals geliebt habe, der nicht mit vierzig Jahren ein Misanthrop sei. Und dennoch, wie hat sein Pflichtgefühl ihn immer wieder zu den Menschen hingeführt — sein großes Herz nur noch erfüllt von der landesväterlichen Sorge für sein Volk, und fast sein letztes Wort, daß es kein größeres Vergnügen für ihn gebe, als wenn er einem armen Manne ein Haus könne bauen lassen. Mit Rousseau, dem er ein Asyl vor Verfolgungen, mit Voltaire, dem er königliche Gastfreundschaft geboten und mit Friedrich d. Gr. stirbt das Jahrhundert, welches billig nach diesen Dreien genannt wird; das

*) V, 517.—1772.

Blut- und Flammenmeer, mit welchem es endet, konnte wohl eine Weile den scrupellosen Eroberer emportragen, aber die Macht ihrer Ideen war stärker. Napoleon ist todt und Rousseau, Voltaire, Friedrich leben. Er lebt, wie überall, so in dieser Kriegsschule, die wohl die schrecklichen Tage von Saalfeld, von Auerstädt und Jena sah, doch auch ein Werkzeug der Vergeltung wurde. Hier blitzte das kühne Genie Scharnhorst's auf, hier gab mit weisem Geiste Clausewitz der Kriegskunst Gesetze; und heute, wo fast hundert Jahre nach dem Tode seines Erbauers das Gebäude selber stürzen soll, laßt uns hoffen, nein, laßt uns die feste Ueberzeugung aussprechen, daß mit den Schülern auch die Traditionen aus diesem alten, schmucklosen Haus in das neue, glänzende, an der Ecke der Neuen Wilhelm- und Dorotheenstraße gezogen sind, um in der Stunde der Entscheidung, die nicht ausbleiben wird, mit dem Werke Friedrichs auch das Kaiser Wilhelms zu behaupten und zu vollenden.

Und wie ich nun, im Gehen, noch einmal umblicke nach dem Schlosse, da sehe ich nicht mehr die Gespenster des achtzehnten Jahrhunderts dort umgehen; sondern weiter drüben, hinter der Brücke, auf der Attika des historischen Hauses, Burgstraße Nummer Sieben, den ganzen Olymp in lauter kleinen, zierlichen Figuren von Stein — Apoll mit überge-

schlagenen Beinen, Merkur mit einem Beutel voll Geld, Minerva mit einem Federbusch und alle zusammen mit einer Miene von Jovialität, die seit einhundertundvierundachtzig Jahren durch Nichts getrübt worden ist. Denn so lange steht das Haus. Schlüter hat es 1701 gebaut, den würdigen, architektonischen Hintergrund zu dem berühmten Reiterstandbild auf der Brücke. Zuerst war es das Palais des Grafen Wartenberg, Ministers und General-Erbpostmeisters, und dann, durch das vorige Jahrhundert, das Hauptpostamt von Berlin. Jetzt dient es den profanen Zwecken eines Miethshauses; aber über den ionischen Pilastern thronen sie noch (in angemessenen Verkleinerungen) die großen Unsterblichen und zwischen ihnen ausgespannt, von der Börse her, an Stangen und Stänglein, hängt ein ganzes Saitenspiel von Telephon- und Telegraphendrähten — Trophäen der neuen Post, aufgepflanzt auf dem Dache der alten.

Alt freilich! Was ist alt in Berlin! — nicht viel mehr als hundert, und wenn es hoch kommt, nicht volle zweihundert Jahre; denn das Berlin, in dem wir uns hier bewegen, ist im Wesentlichen das Berlin Friedrichs d. Gr., das damals jung war und sich um den spärlichen Rest des vom Mittelalter übrig Gebliebenen herumbaute. Hier setzt die Zerstörungsarbeit an; bei der Heiligengeistgasse, die

zur Hälfte schon darniederliegt, beginnt sie und läßt sich weit verfolgen in das Innerste von Berlin. Man hat, wenn man jetzt hier herumgeht, das traurig-öde Gefühl, als ob Einem Alles erst werthlos gemacht und in seiner äußersten Häßlichkeit gezeigt werden, als ob man es durch alle Stufen und Grade seiner Auflösung begleiten solle, bevor es gänzlich aus unseren Blicken fortgeschafft. Heruntergekommen bis zur Unkenntlichkeit ist das weiland Joachimsthal'sche Gymnasium, halb abgebrochen, halb noch aufrecht, eine dunkle, schmutzige Masse, in einem unwürdigen Zustande des Verfalls, mit zerbrochenen Fenstern und weit offenstehenden Thüren, mit Miethszetteln und kleinen Schildern von allerlei Professionisten — ein Bild der Vergänglichkeit, die hier, auf künstlichem Wege gleichsam, in Monaten vollbringt, wozu sie, sich selber überlassen, Menschenalter gebrauchen würde. Wir kürzen die Fristen ab, in Krieg und Frieden; aber es wird uns darum Nichts geschenkt. Schon wächst aus diesem Chaos prachtvoll heraus der neue Börsenbau und dorten, an der Ecke der Spandauerstraße, steht es noch, älter als Alles, was einst jung und neu gewesen, und nun alt und hinfällig und zum Sterben bereit ist — das uralte Kirchlein zum heiligen Geist. Es stand schon, als noch Nichts hier war, außer einem Spital und einem Garten, und gab der Gegend den

Namen; und es steht noch immer, wo Alles, was inzwischen, in den vier oder fünf Jahrhunderten hier gewesen, durch die Börse verdrängt worden ist. Der heilige Geist und die Börse — merkwürdige Nachbarn!

Vor hundert und etlichen Jahren war dies ein gemüthliches Eckchen in Alt-Berlin und Spuren davon sind ja wohl noch vorhanden, wenn man in das stehengebliebene Stück der Heiligengeistgasse einbiegt. Hier, gleich vornan, wohnte Lessing und ihm gegenüber wohnte Ramler. Die Häuser von damals sind nicht mehr, aber die Stellen noch genau bekannt. Es war zur Zeit von Lessing's drittem Aufenthalt in Berlin, Mai 1758 bis November 1760. Es war der Lessing, der noch keines seiner drei dramatischen Meisterwerke geschrieben hatte; aber das eine, das erste derselben, die ewige Verherrlichung Friedrich's und des siebenjährigen Krieges, steckte doch ihm schon sozusagen im Blute. Von hier ging er ins Hauptquartier nach Breslau, und als er 1765 wiederkehrte, brachte er die „Minna von Barnhelm“ fast fertig mit. Aber dieser vierte und letzte Aufenthalt Lessing's in Berlin war kein guter für ihn. Noch steht das Haus am Königsgraben, unweit des Alexanderplatzes und Sedan-Panorama's, in welchem Lessing seine „Minna“ vollendet, und noch zeigt man in der Behrenstraße Nr. 55 das Haus (jetzt ein Wein- und Bierhaus),

auf dessen Hof in einem Hintergebäude sie neunzehnmal hinter einander unter dem Jubel der Berliner aufgeführt ward. Aber Berlin, Lessing's geistige und darum seine wahre Heimath, die Stadt, die von allen Städten er am meisten haßte und liebte, ohne die er nicht leben zu können glaubte — Berlin war nicht groß genug, um für einen Friedrich und einen Lessing Raum zu haben, wiewohl Beide doch Mitarbeiter waren an demselben Aufklärungswerke des achtzehnten Jahrhunderts und für uns in untrennbarer Gemeinschaft fortleben.

Die glücklichsten Jahre Lessing's in Berlin waren die beiden am Heiligengeistkirchhof. Hier, wie nirgends, sprudelte die Kraft des Dreißigjährigen in schönen Entwürfen, hob ihn das Bewußtsein einer großen Zeit und seines Berufes, sein Geist ein kühner Neuerer, brennend von Kampfbegierde, seine Feder ein scharfes Schwert. Hier aber auch umgab ihn die treueste Freundschaft; es fehlten die Frauen nicht, wenn er am Abend munter zu plaudern liebte, noch die guten Gesellen beim fröhlichen Glase. Hier „von Haus zu Haus" (das Wort war damals noch nicht das „epidemische") flatterte das rothe Band, zum Zeichen, daß man sich in die Baumannshöhle begeben wolle, d. h. den Maurer'schen Weinkeller in der Brüderstraße, den die lustige Gesellschaft nach dem Küper benannte. „Denn Sie müssen

wissen," schrieb Ramler an Gleim, „der Kieper heißt Baumann."

Trefflicher Mann, wenn Du noch lebtest! Lessing dahin begleiten, ihn in seinem hölzernen Lehnstuhl dort unten sitzen sehen zu können! ... Und ich habe ihn noch gesehen; nicht Lessing — leider, ich hätte gern in seinem Jahrhundert gelebt! — aber wohl den wackligen Sessel und den Keller. Er war, Brüderstraße Nr. 27, ganz noch in dem alten Zustande, wie zu Lessing's Zeiten, bis er im Jahre 1873 verschwand, um einem Anbau des von der Breitenstraße her sich immer mehr ausdehnenden Hertzog'schen Modewaarengeschäftes Platz zu machen. Dem Theater Lessing's ist ein Wein- und Bierhaus, seinem Keller ein Modewaarengeschäft gefolgt. Sic transit gloria mundi. Und doch glaube ich, daß Ersteres immer noch mehr in seinem Sinne gewesen wäre. — Oftmals bin ich in diesem Local gewesen, über dessen Eingang man jetzt die Namen „Maurer und Bracht" las; zuletzt an einem Sommermittag des Jahres 1872. Eine wundersame Kühle, mit Weingerüchen vermischt, wehte mich aus dem Dunkel an. Man stand wie geblendet, wenn man aus dem hellen Sonnenlichte hierher unter die Erde kam; und mußte sich erst an die Dämmerung gewöhnen, bevor man sich zwischen den lagernden Fässern zurecht fand, auf deren vorderstem ein Bacchus thronte, der mir aus-

sah, als ob er Lessing schon gekannt. Denn — ach! — nur die Götter bleiben ewig jung. Auch Baumann, der „Kieper“, war nicht mehr in der Baumannshöhle; dafür machte mir ein freundlicher junger Mann unseres Jahrhunderts die Honneurs und führte mich in den Raum nebenan, das Gastzimmer. Eine Gasflamme brannte und eine andere ward entzündet, obwohl es draußen, über der Erde, Mittag war — von der Petrikirche schlug es zwölf. Für uns im Keller hätte es ebenso gut Mitternacht sein können. Die Kreuzgewölbe der Decke waren niedrig; sie schienen sehr alt, vielleicht noch aus dem 15. Jahrhundert, wo hier, in dieser Straße, nach ihm Brüderstraße genannt, ein Mönchshaus der Dominikaner lag. Welch' eine Reihe von guten Jahrgängen tauchte bei diesem Gedanken auf und verband uns im Geist, über Lessing hinweg, der gegen eine solche Nachfolge gewiß nichts einzuwenden gehabt hätte, mit den Brüdern im weißen Gewande! Weit hinaus, von der Brüderstraße nach der Breitenstraße hin, dehnten sich noch immer wie Felsen die gemauerten Bögen, unter denen der Wein, gleichsam im Schutz und Schatten der Jahrhunderte ruhte. Und ein guter Wein war es, vornehmlich Rothwein, den man hier trank und von ehrwürdiger Einfachheit Alles in diesem Keller, der damals freilich schon von der Welt fast vergessen und nur von Wenigen

noch besucht wurde. Doch diese Wenigen waren brave Leute, die sich hier täglich, besonders zum Frühstück, zusammenfanden. Zu essen gab es hier unten Nichts, außer was man sich etwa an Brot, Wurst oder Käse zu einem kalten Imbiß vom „Materialisten“ holen ließ; da dieser Keller auch darin den alten Traditionen treu geblieben war, wie zu Lessing's, wie zu Nicolai's Zeiten, welch' letzterer ihn aufführt unter den „Weinhäusern, wo Weingäste gesetzt werden“, zum Unterschiede von den „Wirthshäusern, wo ein öffentlicher Tisch gehalten wird“. Indessen waren diese Herren wohl damit zufrieden. Sie saßen mit ihren Achteln oder Vierteln in der Ecke rechts um einen runden Tisch herum, erzählten einander wunderbare Dinge von Freunden und Bekannten, Jagd- und andere Geschichten, während über ihnen, auf einem Halbbogen der Mauer die Worte standen: „Ob es wohl wahr ist?“ Dann besprachen sie die Marktpreise, klagten, daß der Weinhäuser in Berlin immer mehr und der Weinkeller immer weniger würden, berechneten, was ein ökonomischer Mann des Jahres ungefähr für Wein ausgeben dürfe, lachten, scherzten und waren Alles zusammen eine so vergnügte Gesellschaft, daß Lessing selbst sich ihrer nicht geschämt haben würde. Zwischen ihnen und mir, in einem Winkel, befand sich der Stuhl Lessing's, ungepolstert, ganz von Holz, mit

Armlehnen, von altväterischer Form. Er war baufällig geworden in der langen Zeit von mehr als einem Jahrhundert und ich vermuthete, daß er ursprünglich seine vier gesunden Beine gehabt, obwohl er nunmehr auf dem einen nicht mehr fest stand. Doch er ward in hohen Ehren gehalten und an der Rücklehne las man den Namen „Lessing“. Eine Tradition hatte sich in diesem Keller erhalten, daß er den Platz an der Treppe vorgezogen und dort regelmäßig am Eingang gesessen, wie wenn er die frische Luft nicht habe missen wollen. Auch damals noch sah ich einen kleinen Tisch an der bezeichneten Stelle. Sonst war von Lessing-Reliquien nur noch ein lithographisches Porträt vorhanden, von keinem besonderen Werthe zwar, aber doch mit der hohen, hellen Stirn und den schönen Augen des Dichters — wie mir aus der Erinnerung scheinen will (denn damals kannte ich es noch nicht), nach dem Graff-schen Lessingbilde, das jetzt im Besitze seines Groß-neffen, des Landgerichtsdirectors Lessing in Berlin ist. Unter der Lithographie stand: „Schleuen sc.“ Schleuen war ein bekannter Kupferstecher, bei welchem, Königsgraben Nr. 10, Lessing zur Miethe wohnte, als er seine „Minna“ schrieb.

Der Keller ist seit dreizehn oder vierzehn Jahren verschwunden; aber die Weinhandlung, die ihren Ursprung bis in das Jahr 1742 zurückverfolgen kann,

ist noch da und der Stuhl mit dem erlauchten Namen Lessing's ebenfalls, und wer ihn sehen will, braucht nur um die Ecke zu biegen, in die Scharrnstraße, auch eine von diesen guten, alten, behäbigen Straßen, dem ehemals Köllnischen Rathhause gegenüber. Hier wird man ihn in eine Weinstube führen, wo der Wein noch ebenso gut und die Dunkelheit fast ebenso groß ist, wie beide vormals in dem Keller waren. Auch die Gesellschaft ist noch ebenso vergnügt und genau so — wahrheitsliebend. Nur das frühere Placat ist nicht mehr da, sondern durch das zeitgemäßere: „Mensch, ärgere Dich nicht!" ersetzt worden.

Die Leser werden mir diese Abschweifung in den Lessing-Keller zu gute halten; der Weg von hier zur Heiligengeistgasse zurück ist nur kurz — Lessing, der kein Freund von weiten Spaziergängen war, würde ihn sonst nicht so oft gemacht haben.

Und hier sind wir wieder, am nämlichen Januartage, mitten in der modernsten Gegenwart, wie sie sich eben nur in diesem Theile Berlins darstellt, gradaus und zu beiden Seiten stürzen die Häuser, und man blickt in die aufgerissenen hinein, in Reste von Wohnstuben und Schlafkammern. Wo sich einst, als Fortsetzung der Linden und hinter einem Brückenbau von monumentaler Pracht, die Kaiser-Wilhelmstraße in glänzender Breite öffnen wird, da bildet

heute noch ein dunkles Gäßchen, die Kleine Burgstraße, dem hölzernen Brückchen gegenüber, zwischen Kriegsacademie und Hôtel de Saxe, den Durchgang nach der Heiligengeiststraße. Einzelne Häuser sind auch hier schon gefallen, aber der zeitgeschwärzte Bogen, durch welchen man einst in das Stadthaus der Aebte von Lehnin ging, steht noch und hoch darüber ragt der Thurm der Marienkirche. Der ist mein Wegweiser in diesem Schutt und Geröll, welche den Weg und die Richtung der projectirten Straße bezeichnen; durch Brauhausgasse und Papenstraße komm' ich auf den Neuen Markt, und hier endlich ist Alles noch so, wie ich es vor Jahren sah: das freundlich-saubere, das trauliche Häuserviereck, in welches die beiden Thürme hereinschauen, der altersgraue der Kirche, der jugendlich rothe des Rathhauses; und es ist noch dasselbe Leben ringsum, in der Spandauer- und Bischofstraße, wo jedes Haus ein Handelshaus ist, das Leben der City, mit Kisten und Ballen und Collis und Fässern, das Rollen der Wagen von der Königstraße her, die Stimmen der Arbeit, die ich liebe. Aus diesem Geschäftsverkehr treten wir, auf dem Neuen Markt, an einen Ort fast beschaulicher Stille, auf einen Schauplatz kleinbürgerlichen Lebens aus alter Zeit, und die Thurmuhr auch, wenn sie die Stunden schlägt, grüßt uns mit jenem tiefen, sonoren, aber langsamen und

zögernden Klange der entfernten Jahrhunderte, wo die Zeit selber noch nicht so rasch vorüberging mit sausender Eile. So, denk' ich mir, wird der Platz auch bleiben, und er wird diesen Eindruck noch mehr machen, wenn erst die alte Kirche, jetzt noch in einem Gewirr baufälliger Häuser versteckt, in ihrer alterthümlichen Gestalt ganz zum Vorschein kommt.

Jenseits des Neuen Marktes aber, wo die Klosterstraße vorüberführt und auf die Neue Friedrichstraße stößt, ist Alles wieder Zerstörung und Vernichtung; über endlosen Bretterverschlägen ragt hier und da noch ein Straßenrest hervor, ein einzelnes Haus, ohne Zusammenhang mit irgend einem anderen, eine Häuserreihe, ohne irgend Etwas gegenüber. Wir blicken über ein weites Trümmerfeld und haben Mühe, mit diesen Ueberbleibseln der Königsmauer, der Kalandsgasse und des Kleinen Jüdenhofes rings umher, uns ein Bild von Dem zu machen, was wir hier noch vor wenigen Wochen gesehen haben, geschweige denn von Dem, was hier vor Jahren und Jahrhunderten gewesen. Eine wohl berufene Stätte war es niemals. Die Kalandsbrüder, fratres calendarum, eine geistliche Gilde, nach den Kalenden, dem ersten jeden Monats genannt, an welchem ihre Versammlungen stattfanden, hatten hier ihr Haus, am Eingang jener Gasse, den Kalandshof. Sie hießen mit ihrem vollen Namen

„die Bruderschaft der elenden Priester der Probstei zu Berlin“, confraternitas exulum sacerdotum praepositurae Berolinensis, und ihre Aufgabe lag unter den Kranken und Obdachlosen, in den Pesthäusern, an den Sterbelagern und auf den Kirchhöfen.

Sie haben ihre guten Werke der Barmherzigkeit gethan, in jenen finsteren Zeiten, wo Krankheit ein Grund war, die Menschen zu verlassen, nicht sich ihnen liebend zu nahen; und sie verbreiteten einen Geruch von Leichen und Verwesung um sich her, welcher wohl zuerst der Grund gewesen sein mag, weswegen sie ihre Behausung so weit weg am äußersten Rande der Stadt hatten und »exules« hießen, Verbannte. Denn hier war Berlin zu Ende, hier war die Mauer und dort drüben, — wo jetzt die Neue Friedrichstraße durch ihre halbbogenförmige Gestalt noch die ehemalige Richtung andeutet — waren die Außenwerke, Wall und Graben. Als jedoch der Orden reich ward und der Reiz des Geheimnisses, mit dem er sich umgeben, auch Laien anzog, da wurde der Kalandshof, durch seine einsame Lage noch besonders begünstigt, hier wie anderwärts, eine Stätte wüster Orgien, der Name selbst ein Beiwort und „kalandern“ sagte beim Ausgange des Mittelalters so viel als „schwelgen“, mit jeder üblen Nebenbedeutung dieses Ausdrucks. Nach der Refor-

mation, unter Kurfürst Joachim II. (1535—1571), erfolgte die Auflösung der Bruderschaft; der Kalandshof, von der Stadt angekauft, ward das erste städtische Gefängniß und blieb es, bis Ende des vorigen Jahrhunderts die Verlegung nach dem Molkenmarkt, in das gegenwärtige Polizeipräsidium, stattfand. Früher befanden die Gefängnisse Berlins sich in den Thürmen der Stadtthore, so daß diese Gegend wirklich die der Ausgestoßenen, Exulirten, war; und hier in der Nachbarschaft der Gefangenen und der Elendsgilde, nur durch ein Stück Stadtmauer von deren Hofe getrennt, wohnten die Juden in einem andern, dem Kleinen Jüdenhofe, der auch nicht viel besser war als ein Gefängniß. Denn er wurde des Nachts mit eisernen Thoren verschlossen und durch die Stadtdiener bewacht.

Wann die ersten Juden nach Berlin gekommen, ist, so viel ich weiß, bis jetzt noch nicht genau festgestellt worden. Doch müssen sie schon sehr früh hier gewesen sein, fast seit Beginn unsrer Stadt und noch vor den Grauen Brüdern der Klosterstraße. Juden waren in der Mark am Ende des dreizehnten Jahrhunderts und in Berlin sicher am Anfang des vierzehnten; denn um die Mitte desselben hören wir schon von einer Judenverpfändung, einer Judenverfolgung und einer Judenvertreibung — die drei einzigen Dinge, wozu sie gut schienen, diese dreimal

Armen, die so zäh an ihrem Gott, ihrem Reichthum und ihrem Hause hingen, und — verlassen, beraubt und verjagt — dennoch immer wiederkamen ....

Berlin hatte zwei Judenhöfe, den kleinen, an der Stadtmauer, und den großen, an der Jüdenstraße, weiter oben; und dieser, der Große Jüdenhof, war der erste Wohnsitz der Juden in Berlin. Die Namen selber klingen mittelalterlich und geben uns, mitten in der veränderten Umgebung, eine Art historischen Gefühls, wenn wir diesen Boden betreten. Hoch empor ragt hier die rothe Backsteinmasse des Rathhauses; und nicht weit davon, auf dem Molkenmarkt, vor einem stattlichen Bürgerhause, massiv, mit steinernen Reliefs und dem Wahrzeichen einer eisernen Rippe, stand einst der Roland von Berlin, da wo jetzt eine Anschlagssäule mit ihren bunten Zetteln und Plakaten steht. Modernisirt ist in den Hauptstraßen das Meiste; es sind die kleinen, von den Anforderungen der neuen Zeit und der Speculation noch nicht erreichten Seitengassen, in die man gehen muß, wenn man noch Etwas vom alten Berlin sehen will. Sie sind so schmal, daß nicht zwei Wagen in ihnen neben einander fahren oder sich ausweichen können, weswegen man regelmäßig an ihren beiden Enden Schilder wahrnimmt, mit der Inschrift „Schritt!“ auf dem einen und „Einfahrt verboten!“ auf dem andern. Es ist diesen

Gäßchen eine gewisse Dämmerung und fremdartiges Wesen eigen, das außerhalb unserer Zeit zu liegen scheint. Das Stück der Parochialstraße, hinter dem Rathhause, nach der Jüdenstraße hin, die alte Reezengasse, die noch in den vierziger Jahren so hieß, hat etwas ganz Hans-Sachsisches. Hier wohnen die Schuster, Haus bei Haus, in jedem Erdgeschoß ist ein Schusterladen, und hier arbeiten sie bei offnen Thüren und selbst am hellen Tage bei Gaslicht. Man blickt in ihre Werkstatt hinein wie in ein niederländisches Helldunkel, und die Stiefeln, von den Flammen bestrahlt, und Schaft an Schaft, hängen, ihre Sohlen zeigend, von der Decke herab. Ich glaube wohl nicht, daß diese Schuster der Parochialstraße noch etwas Andres machen, außer ihren Stiefeln und Pantinen, daß sie Poeten sind, wie ihr Nürnberger Zunftverwandter; aber gemüthliche Männer sind sie trotzdem. Ich habe mich manchmal ergötzt, einen von ihnen, einen dicken, mit der breiten leinenen Schürze vor, behäbig in der Ecke seine Cigarre rauchen zu sehen, während irgend ein junger Mensch auf dem Schusterschemelchen im Schweiße seines Angesichts sich abmühte, ein paar neue Stiefeln anzuziehen. Der Verfertiger derselben blickte mit einem Ausdruck zu, als ob er sagen wollte: „die Stiefeln hab' ich gemacht; nun sieh, wie Du hineinkommst.“ Ein solches Gäßlein ist auch die Sieber-

straße, die von der Jüdenstraße nach der Klosterstraße führt: die Häuser verräuchert, wie aus vorigen Jahrhunderten, viele nur einstöckig, die meisten niedrig, und alle so nahe bei einander, daß die Bewohner über die Gasse sich die Hände schütteln könnten, wenn sie wollten — miserables Pflaster, Trottoir nur in Fragmenten vorhanden; und doch öffnet sich, wenn man heraustritt, einer der schönsten Anblicke, die man haben kann — auf die Kirchen der Klosterstraße, auf das altersgraue Lagerhaus, auf den ersten Sitz der Markgrafen von Brandenburg in dieser Stadt, auf das „Berlinische Gymnasium" oder Gymnasium zum Grauen Kloster, in dessen Hof, umgeben von Kreuzgängen und überragt von der alten Klosterkirche, wirklich noch Klosterluft weht. Etwas Ruhiges und Beruhigendes ist der Klosterstraße, in diesem ihren oberen Theile, zwischen den Baudenkmalen eigen, welche weit zurück, bis in Berlins erste Tage reichen; etwas still Gehaltenes, Ernstes, wie vom Wandel gottesfürchtiger und gelehrter Mönche, während hell und melodisch alle Viertelstunde von oben herab ein protestantischer Choral klingt, das schöne holländische Glockenspiel der Parochialkirche, welches ihr König Friedrich I. geschenkt hat.

Keiner solchen Glorie, weder mönchischen noch weltlichen, vermag sich die Jüdenstraße mehr zu rühmen, wiewohl sie noch älter ist als selbst die

Klosterstraße. Von der Stralauerstraße abzweigend, und zwischen Rathhaus und Landgericht in die Königstraße mündend, ist sie heut eine breite, freundliche Straße mit allerlei Geschäftshäusern, unter denen nur noch hier und dort eines von mehr prägnanter Bauart hervortritt. Aber ihr Name selbst, und mehr noch dessen mundartliche Form, die sich unverändert erhalten hat, weist in eine ferne Vergangenheit. Hier in einem Hofe, der noch immer der Große Jüdenhof heißt, war das erste Ghetto der Berliner Juden. Die Construction des Raumes ist offenbar noch genau dieselbe wie vor fünf Jahrhunderten und ruft deutlich die trüben, alten Erinnerungen zurück. Zwischen den beiden Häusern, Nr. 46 und 47, durch welche man in den Hof tritt, sieht man noch die Oeffnung des Thores, welches denselben einst abgesperrt; man glaubt, dicht zusammengedrängt, noch die Judenhäuser und die Synagoge zu sehen, die hier stand, und einen Gesang zu vernehmen, weither, klagend und jubelnd zugleich:

„Sei gegrüßt, geliebte Halle
Meines königlichen Vaters!
Zelte Jakob's, eure heil'gen
Eingangspfosten küßt mein Mund!" *)

Aber sie sind gefallen, die Zelte Jakob's, und kein übrig gebliebener Balken oder Stein mehr gibt

*) Heine, Prinzessin Sabbath.

Kunde von der alten Herrlichkeit und den alten Leiden. Handwerker und kleine Beamte wohnen jetzt in diesem Hof, und wo der Schrein stand

— der die Thora
Aufbewahret und verhängt ist
Mit der kostbar seid'nen Decke,
Die von Edelsteinen funkelt —*)

da stehn jetzt die Kremser und Equipagen eines hier residierenden Fuhrherrn — und man weiß, die Berliner Fuhrherrn sind substantielle Leute! Den Hintergrund schließt die französische Kirche, deren Eingang in der Klosterstraße seit dem vorigen Jahr, dem zweihundertsten Gedenktag des Refugiums, eine Broncetafel schmückt, den Empfang der Flüchtlinge durch den Großen Kurfürsten darstellend; und vor der sauberen Küsterwohnung im Großen Jüdenhof steht eine alte Akazie, welche zur Zeit ihrer Blüthe den Hof mit lieblichem Duft erfüllt und ihm zu jeder Zeit ein trauliches Ansehen gibt — vielleicht von den Händen frommer Emigranten an dieser Stätte gepflanzt, von welcher Glaubenshaß einst Unschuldige vertrieb, und wo nun sie selber, der alten Heimath beraubt, eine neue, bessere wiederfanden.

Als die Juden aus ihrem ersten Exil nach Berlin zurückkehrten, da fanden sie ihre Synagoge zer-

*) Heine, Prinzessin Sabbath.

stört und ihre Häuser nicht wieder. Markgraf Ludwig, mit dem Beinamen der Römer, der sie zuerst „versetzt" und dann vertrieben, hatte während ihrer Abwesenheit den Großen Jüdenhof dem Propste Mörner geschenkt, und die Juden waren froh, noch weiter hinaus, an der Stadtmauer, im Kleinen Jüdenhof unterzukommen. Aber wenn es ihnen im großen Jüdenhof schlimm ergangen, so erging es ihnen schlimmer im kleinen. Mit der Ankunft der Hohenzollern schien zwar, wie Alles in der Mark, auch ihr Loos sich bessern zu sollen; nicht weil diese schwäbisch-fränkischen Herren etwa größere Judenfreunde gewesen wären als die Märker — wie sollten sie auch? Aber sie waren bessere Rechner. Denn hier wie anderwärts bildeten die Juden das ganze Mittelalter hindurch ein Finanzobject, und nur als solches wurden sie geschätzt und geschützt. Sie waren in jener geldarmen Zeit für Diejenigen, denen sie Leibzölle entrichten mußten, von nicht unbeträchtlichem Werthe: die Reichen hatten bis zu fünfzig Gulden und auch die Armen nicht unter fünf zu zahlen. Der Judenschutz war ein Regal, aber in den Kämpfen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit den meisten übrigen Rechten der Landeshoheit von der Stadt Berlin erworben und besessen worden; bis die Hohenzollern kamen und es ihr, mit allem Andren, wieder nahmen. Anderthalb Jahrhunderte

lang aus einer Hand in die andre gegangen, aus der des Kaisers in die der Markgrafen, und aus der der Markgrafen in die der Stadt (alle drei nicht besonders stark in der Nationalökonomie), waren die Juden nun zuerst in feste Hände, die der Hohenzollern gekommen, die sie auch nicht wieder los ließen. Denn man weiß, was die Hohenzollern einmal haben, das geben sie nicht wieder her, weder Juden noch sonst Etwas. Und für die Juden war es insofern ein Gewinn; sie hatten hundertundfünfzig Jahre Ruhe. Wie über jede andre Quelle von Einkünften in diesem ihrem verarmten Lande, dem sie erst wieder Wohlstand schenken sollten, gaben die Kurfürsten scharf Acht auf ihre Juden, daß denselben kein Leides geschah, weder an ihrem Säckel noch an ihrem Leibe, ließen sie handeln, wandeln und gedeihen und waren ihre wohlgeneigten Freunde, vorausgesetzt, daß sie mit ihrem Beutelchen voll Silber und Gold an den Zinstagen pünktlich zur Stelle waren.

Aber ein böser Tag kam, wo man nicht nur ihr Silber und Gold, sondern auch ihr Leben wollte; ein Tag, wo selbst ein Hohenzoller die Juden nicht länger vor den trüben Wahnvorstellungen eines aufgeregten Volkes zu schützen vermochte; wo die Beschuldigungen und Anklagen auf Hostienraub, Marter und Mord von Christenkindern so laut und

stürmisch und in der That durch eine Kette begleitender Umstände (versteht sich in Folge des Inquisitionsverfahrens mit Folter und Territion) so glaubhaft wurden, daß das Verhängniß nicht mehr abzuwenden war. Unter Joachim I. geschah's im Jahre 1510, daß man von einundfünfzig verdächtigten Juden aus Berlin und der Mark achtunddreißig zum Feuertode verurtheilte — „sol man sy zu pulfer verbornen", wie es in den Acten heißt. Von dreien, die zum Christenthum übertraten, wurden zweie zum Tode durch das Schwert begnadigt und demgemäß „des Sonabends nechst" hingerichtet; ein Dritter aber, wegen seiner Kenntnisse in der Augenheilkunde, dem Grauen Kloster überwiesen! Von den zehn im Urtheil nicht Erwähnten muß man annehmen, daß sie die peinliche Befragung nicht überlebten, daß sie vor oder nach der Festnahme Mittel zur Flucht fanden oder — dem Scharfrichter durch Selbstmord zuvorkamen*).

Der Rest ward auf dem Neuen Markte verbrannt. In ihrer Judentracht, mit den gelben und weißen spitzen Hüten, den sog. Judenhüten bekleidet, wurden sie mit eisernen Halsbändern an die Roste des Scheiterhaufens geschmiedet, der sich in der Form

*) Holtze, Das Strafverfahren gegen die märkischen Juden, S. 32, 37. Berlin, 1884.

eines Tabernakels erhob; und hier, von ihrem Rabbiner, der mit ihnen starb, zur Standhaftigkeit ermahnt, hörte man sie Synagogenlieder singen, bis die Flammen aus dem Holz, Reisig und Pech um sie zusammenschlugen, bis ihre Stimmen schwächer wurden und allmälig verstummten und Alles in glühende Asche zusammensank ...

Aber immer noch, indem ich auf derselben Stelle stehe, und hier, von der Ecke der Papenstraße hinüberschaue nach den Ruinen des Kleinen Jüdenhofs, mein' ich die Stimme der Sterbenden und ein leises Wimmern zu vernehmen aus jenen Steinhaufen —

Die uns ansehn, schmerzhaft traurig,
Daß man glauben muß, sie weinten*).

Bis zuletzt hat der Kleine Jüdenhof etwas Trauriges und Finstres gehabt, und er hat es noch, heut, in seinem Verschwinden, wo er mitten durchgerissen vor mir liegt, und man hineinsehen kann, als ob es wirklich ein Hof wäre, von unglaublich elenden Häusern umgeben, kleinen Häusern, mit hölzernen, halbverfaulten Treppen davor. Lange mag es sein, daß hier ein Jude nicht mehr gewohnt hat; von 1571 bis 1671 waren überhaupt keine Juden in Berlin, und als der Große Kurfürst die ersten wieder zuließ, fünfzig aus Wien vertriebene Fami-

---

*) Heine, Jehuda ben Halevy.

lien, da wird wohl keine derselben sich im Jüdenhof angesiedelt haben. Sie waren vermögende, hochgebildete Leute, diese Wiener, und der Große Kurfürst nicht der Mann, sie in ein Ghetto zu sperren. Sie ließen sich in den benachbarten Straßen nieder, in dem, was jetzt das Judenviertel von Berlin ward und diesen Charakter bis auf den heutigen Tag in mannigfachen Zügen noch verräth. Der Kleine Jüdenhof gegenüber aber blieb ein Schlupfwinkel der ärmsten und niedersten Klasse der Bevölkerung; und nun, wo sein Inneres uns enthüllt ist, zu denken, daß hier Menschen gehaust haben! Ja, noch immer sind einige dieser Höhlen von ihren Bewohnern nicht verlassen, und ich muß mir wirklich ein Herz fassen, das Pflaster emporzusteigen, so schräg und spitz, daß es eine Pein ist, darauf zu gehen. Die Luft selbst hat etwas Feuchtes und Dumpfes. Eine dicke Schicht von Nässe bedeckt die Mauern der Häuser und die Steine des abschüssigen Fußwegs — denn einen Fahrweg gibt es hier nicht. Das ganze Terrain ist hügelig. Man glitscht aus bei jedem Schritte, den man vorwärts setzt. Ich preise mein Geschick, daß die Mehrzahl der Bewohner schon ausgewandert ist und die Letzten des Kleinen Jüdenhofes offenbar den rechten Humor nicht mehr haben. Gleichgültig lassen sie den Fremdling vorüberziehen, so gut er es vermag. Sie kommen sich jetzt schon vor wie ex-

patriirt; hier und da wohl noch erscheint ein Kopf an den zerschlagenen Fenstern, aber er zieht sich bald wieder zurück, und wo die bereits zahlreich klaffenden Lücken den Einblick verstatten, gewahrt man auch an den Wänden denselben zähen Niederschlag von Ruß und Qualm. Düster, drückend, ein Alp, ein böser Traum, aus dem man zu erwachen meint, wie beim Scheine des neuen Tages, wenn man nun endlich aus dem, was einst der Kleine Jüdenhof war, heraustritt und, im Anhauch einer reineren Luft, über ein mit Sparren und Balken und Steinen und rauchendem Kalk bedecktes Erdreich, in kühnem Bogen den Horizont umzirkelnd, sie erblickt, die erste Bahnbrecherin in dieser Gegend, die Stadtbahn, und aus einer Welt von Trümmern mächtig emporragend die der Vollendung nahende Central-Markthalle, das erste Merkmal der imposanten Kaiser-Wilhelm-Straße.

Frühling und Sommer sind vergangen, und es ist Herbst geworden in Berlin. Wie lieb' ich ihn, wenn er mit seinen klaren blauen Tagen und seinem sanften Sonnenscheine naht; wenn der wilde Wein vor meinem Fenster sich purpurn färbt und die Laubmasse des Thiergartens in bunter Pracht zu schillern beginnt — wenn man auch in dieser großen Stadt den Abschiedsblick der Natur empfindet, der so schön

und so wehmüthig ist, und manchmal schon von Norden her am Nachmittag hoch über unsern Häuptern eine Schar Wandervögel, unsre Sommergäste, dahin ziehen sieht und, ihnen mit dem Auge folgend, Träume träumt, die auf keine Erfüllung mehr zu rechnen haben. Und an einem solchen Nachmittage bin ich gern einsam und suche die Gegenden unsrer Stadt auf, in denen ich meinen Gedanken nachhängen kann. Im Gewühl ihrer Straßen verläßt mich dieses stille Herbstgefühl nicht, wenn, langsam und unbemerkt, ein welkes Blatt vor mir auf das Steinpflaster niedertaumelt und ein Streifen Abendlicht die Fronten der hohen Häuser vergoldet, bis wo sie sich im aufsteigenden Dufte der Dämmerung verlieren. Mir übertönt er nicht, dieser Lärm, das Rollen der Wagen und der hastige Schritt der Menschen, die feierliche Stimme, die vom Werden und Vergehen spricht; ich höre sie überall, hier, in der nimmer rastenden Stadt, wie ich sie einst draußen gehört habe, auf der Haide, wo das große Schweigen nur unterbrochen und begleitet wird von dem Murmeln der Quelle, dem Rauschen des Windes und dem Abendliede der Lerche. Mich stört das Werk von Menschenhand nicht: nur um so nachdrücklicher predigt es mir die große Lehre; mich verletzt nicht Eitelkeit und mich reizt nicht der Triumph eines Tages. Ich habe mein Loos mit der Allgemeinheit

geworfen und mir nur das Recht vorbehalten, zuweilen nachdenklich stehen zu bleiben — mir ist in dieser gewaltigen Stadt mit ihren Hundert- und abermal Hunderttausenden so wohl, wie in der Heimath. Was ich dort, vom Berge herab im Anschauen der Abendlandschaft erfahren, das wiederholt sich hier für mich noch täglich. Daß der Einzelne nur im beseligenden Gefühle des Ganzen Erfüllung findet; und daß es dort die gebundene Natur, hier die rege Fülle des menschlichen Lebens ist, macht dies Gefühl nur stärker, nicht anders. Es ist kein Traum mehr, es ist die Wirklichkeit ergreifender oder erhebender Schicksale, eine lange Kette von Wandlungen, Untergängen und Neubildungen, und indem ich ihnen weit hinaus in die Jahrhunderte folge, von dem beschränkten Platz, an dem ich stehe, werd' ich ein Theil der Geschichte selber, verkehre mit den Personen und den Dingen, die vor mir gewesen, und kehre bereichert zu denen zurück, die mit mir sind.

Unter solchen Betrachtungen hab' ich heute meinen Weg nach dem Schloßplatz und Lustgarten zurückgelegt, der unter der Herbstabendbeleuchtung doppelt reizvoll erschien, Alles wie von einem rosigen Schimmer umsponnen. Da stand auch sie noch, die altersgraue Schloßapotheke, aber von ihren Bewohnern schon verlassen und nichts von der gewohnten

Thätigkeit mehr darin zu sehen. Verödet hob sie sich hinter dem weißen Bretterzaun, der sie — wie wenn er unsrem Blicke das melancholische Werk der Vernichtung entziehen wolle — rings umgibt. Die alten Bäume, welche den anheimelnden Bau, die fromme Stiftung Katharina's, so lange beschattet, rauschten noch, das Laub vom frühen Herbste schon etwas vergilbt; und hier an einem Bäumchen, einem Ebereschenbäumchen, glühten die rothen Beeren. Mehrere Fenster waren aufgebrochen, andre verhängt und über das ganze Gebäude zog sich jenes Grau von Baustaub, welches so traurig stimmt, wenn ein ehrwürdiger, liebgewordener Anblick darunter verschwinden soll. Hinter der Apotheke, nach dem Wasser zu, waren die Nebengebäude niedergelegt, so daß ich den Hauptbau in seiner ganzen Gestalt, mit Erkern und Giebeln und steinernem Zierrath noch einmal sehen konnte — wer weiß, zum letzten Mal; und um Grün und Bauschutt und Trümmerhaufen spielte das Licht der Abendsonne. Noch einmal ging ich über die Sechserbrücke, die nun auch bald nicht mehr sein wird, und gedachte der schönen Mondscheinabende, in denen ich dieses Stück Gothik in Berlin gern gesehen, wenn das freundliche Licht aus den hohen Gewölben so magisch eigenthümlich in die Schatten unter den Bäumen fiel — und als ich vorwärts blickte, nach der Burgstraße hin, da war keine

Kriegsacademie mehr, keine kleine Burgstraße mehr, kein Durchgangsbogen mehr, keine Heiligengeistgasse mehr — nur noch Ruinen und Brettergerüste und Baukarren, die sich hin- und herbewegten, und Maurer, die mit Spitzaxt und Brecheisen arbeiteten.

Zwölf Wochen nachher, ein Tag, spät im November, 1885; kalter Nebel in der Luft, Reif in den Bäumen, die sich weißlich gegen das dunklere Gemäuer des Schlosses abheben. Gleich vorn an der Burgstraße, nach der Königstraße hin, eine Holztafel mit der Inschrift in großen Buchstaben: „Für Wagen gesperrt" — keine Cavalierbrücke mehr, keine Schloßapotheke mehr, nur noch ein Mauerrest, wo sie gestanden. Auch kein Joachimsthal'sches Gymnasium mehr; wo ehemals die alten Straßen und Häuser waren, wandelt man streckenweit zwischen Bauzäunen, hinter denen die Grundmauern neuer Gebäude, den Anfangspunkt der Kaiser-Wilhelmstraße bezeichnend, emporwachsen. An der Stelle des Joachimsthal'schen Gymnasiums erhebt sich in stattlicher Höhe, fast schon vollendet, die neue Waarenbörse — Handel und Wandel überall, die Waarenbörse wo Sulzer, die Fondsbörse wo Ramler war; und dies Gäßchen, in welches Lessing ehemals von seinem Fenster aus hineingeblickt, jetzt zwischen beiden Börsen und mit dem Namen „St. Wolfgangs-

Straße" geschmückt, welchen ich heute zum erstenmal auf dem blauen Schild an der Ecke sehe. Verschwunden ist das ganze Straßenquarré, welches einst von der Kleinen Burg- bis zur Heiligengeistgasse reichte; jedoch auch das, was hier herum, in der alten Gegend noch steht, erscheint so bedroht, auf Schritt und Tritt sieht man sich so von Häuserruinen und Brettergeländen umschränkt, daß man sich ordentlich freut, wenn man noch einem der gewohnten Anblicke begegnet — wer weiß, ob nicht auch ihm zum letztenmal? So das Haus Nr. 68 in der Spandauerstraße — das Haus der Mendelssohn. Da steht es noch, wie es gestanden hat vor hundert Jahren; der Baum freilich, unter welchem, vor der Thüre, der gute Mann oftmals sinnend und sorgend in seinen letzten Jahren gesessen, ist nicht mehr da. Doch das Haus mit seinen vier Fenstern Front, seinen zwei bescheidenen Stockwerken und dem Dachkämmerchen darüber, der Schauplatz eines äußerlich stillen, aber an inneren Kämpfen reichen und trotzdem glücklichen Lebens, ist noch unverändert. Dieses Haus, heute gleichfalls am Rande des Abgrundes, der es wahrscheinlich verschlingen wird, nur noch zwei Häuser von dem Straßendurchbruch entfernt, sieht heute wohl, mit seinen braunen, stark verwitterten Wänden, ein wenig heruntergekommen aus gegen das, was es in meiner eigenen Erinnerung noch

war; im Erdgeschoß ist ein Barbierladen, die Hausthür steht offen, der Flur ist ausgetreten und die Gedenktafel über der Thür: „Hier lebte und wirkte Unsterbliches Moses Mendelssohn ꝛc.,“ fast unleserlich geworden. Aber zu seiner Zeit muß es ein freundliches Haus gewesen sein, durchleuchtet von der Sonne des Familienglücks, der Nächstenliebe, der Gastlichkeit; ausgezeichnet durch den Besuch vieler erlauchten Geister und für immer geweiht durch die Gegenwart eines großen und edlen Menschen. Dieses Haus sah die jungen Humboldt's zu den Füßen Mendelssohn's. Sein vornehmster Schmuck aber war eine Büste Lessing's; sie stand über dem Sopha in Mendelssohn's Studirstube, deren beide Fenster, eine Treppe hoch, man heute noch erkennt. „Lessing's Büste war das erste,“ schreibt Elise Reimarus an Jacobi (1783), „was beim Hereintreten mir in die Augen fiel.“ Unter ihr, drei Jahre später, saß Mendelssohn, als er den Tod nahen fühlte, und unter ihr ist er gestorben. Guter, frommer, bescheidener Mann! Er war von einer rührenden, einer unsagbaren Bescheidenheit; er, den Goethe „einen unserer würdigsten Männer“ genannt hat, nennt sich gegen Michaelis einen Juden, „dessen zeitliche Umstände es erfordern, Niemandem, außer sehr wenigen Freunden für etwas mehr als einen Buchhalter bekannt zu sein.“ Er stotterte und war bucklig.

„Eine leutselige leuchtende Seele im durchdringenden Auge und einer äsopischen Hülle," so beschreibt ihn Lavater; ein Mensch, „der durch seine Gestalt und sein Gesicht das roheste Herz zum Mitleiden bewegen konnte," so Prof. Kraus in Königsberg. Man hatte Gelegenheit, Bild und Büste dieses seltenen Mannes in der historischen Abtheilung der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung (1886) neben einander zu sehen und zu studiren. Das Bild war von Graff, dem Maler Lessing's und aller andren damaligen Berühmtheiten, die Marmorbüste von Tassaert. Letztere, welche Mendelssohn in seinen späteren Jahren darstellt, zeigt einen höchst ausdrucksvollen Kopf, in welchem die Natur selber der formenden Hand des Bildhauers gleichsam vorgearbeitet hat, eine stark ausgebildete Stirn mit vorspringenden Stirnknochen und eine prononcirte, jedoch nicht unedel gebaute Nase, lebhafte Augen, die noch aus dem Stein zu sprechen scheinen, einen halb geöffneten Mund, welcher dem ernsten Gesicht einen Schimmer, nicht mehr, von Freundlichkeit und Lächeln gibt, tiefe Falten auf den Wangen, drei Furchen über der Nase, wie eingegraben in die Wölbung der hohen, klaren Stirn, und nichts, was an den Juden erinnert, als ein Spitzbärtchen unter dem vorstehenden Kinn. Das Oelgemälde gibt uns den jüngeren Mann, das volle Haar und Bärtchen sind tiefdunkel, die braunen

Augen haben einen lichten Glanz, und das ganze Gesicht hat die Farbe der Reife; hier ist der Mund geschlossen, und die Lippen sind aufgeworfen. — „Der klarste und heiterste Kopf, den ich beinah auf einem menschlichen Rumpfe gesehen", wie Herder es gesagt; und dennoch liegt etwas Wehmüthiges in diesem Antlitz, was Herder nicht gesehen, und wenn er es gesehen, vielleicht nicht verstanden hat . . .

Nicht weit von diesem Bilde Mendelssohn's, in einem andren Saale der historischen Abtheilung, hing das seines Enkels, das Porträt Felix Mendelssohn-Bartholdy's. Sind die Züge des Einen in denen des Anderen wieder zu erkennen? Sie sind feiner, die Formen zierlicher, spiritueller, wenn ich so sagen darf, sowohl Mund und Nase; doch das Feuer des geistvoll sprühenden Auges und die breite, schön gewölbte Stirn sind die des Großvaters. Aber welch' ein weiter Weg zwischen diesem Moses, der das gelobte Land nur von ferne sah, und jenem Felix, der es betreten! Welch' ein Weg von dem kleinen Haus in der Spandauer-, zu dem palastartigen in der Leipzigerstraße Nr. 3, in welchem Felix Mendelssohn-Bartholdy seine beneidenswerthe Jugend verlebte. Noch immer, aber nur in Mondscheinmitternächten, wenn das elektrische Licht der Leipzigerstraße verglimmt ist, klingt und singt es um dieses Haus und diesen Garten, unter dessen Bäumen Felix Men-

delssohn-Bartholdy die Ouverture zum Sommernachtstraum componirt hat und in welchem eine alte Eibe steht, der älteste Baum in Berlin — und dann kommen Puck und die Elfen, Oberon und Titania wohl noch einmal, um die lieben Stätten zu besuchen, und rings um die alte Eibe herum beginnt der Ringelreihn, und in jenen unendlich süßen, neckischen Zaubertönen schallt es weit hinaus in die Stille:

Bunte Schlangen zweigezüngt!
Igel, Molche, fort von hier!

Und ein zweiter Elfe fällt ein:

Schwarzer Käfer, uns umgebt
Nicht mit Summen! macht Euch fort!
Spinnen, die ihr künstlich webt,
Webt an einem andern Ort.

Was hilft Euch, arme Kinder der Luft, Ihr Libellen der Nacht, die grausige, noch dazu sehr anzügliche Beschwörungsformel? Ihr werdet hier nie wieder eine Heimath finden, in diesem Haus und Garten, vordem Euer Eigenthum, und ein Glück noch, daß der dicke Portier schläft, der sonst immer in der goldverbrämten Livree vor der Thüre Wache hält. Der würde Euch schön jagen mit Eurem Gesang! Denn daß Ihr's nur wißt, Ihr Elfen, dieser Euer alter Aufenthalt ist jetzt das Hohe Herrenhaus*), in

*) Seit 1852, in welchem Jahre das ehemalige Sitzungsgebäude des Herrenhauses in der Oberwallstraße abbrannte.

welchem am 13. April 1886 durch Annahme der Kopp'schen Amendements der Culturkampf geschlossen ward. Ihr schüttelt Euch, Ihr wendet Euch ab. Glaubt aber nicht, Ihr Elfen, daß es mir um den Culturkampf leid sei; fürwahr ich bin froh, daß wieder Frieden auf Erden ist und den Menschen ein Wohlgefallen. Aber Euer muß ich gedenken, so oft ich dieses Haus sehe; und Euer hab' ich auch gedacht an jenem 15. Juli des Jahres 1870, als hier, vor versammeltem Norddeutschen Reichstag, Bismarck, mit leiser, aber fester Stimme die Kriegserklärung gegen Frankreich verlas. Und nun flieht, Ihr Elfen, flieht, flieht! Für Euch ist wirklich kein Platz mehr in Berlin.

Noch immer, wenn man durch die Nebengassen der Spandauerstraße, namentlich aber durch den Theil der Klosterstraße geht, welcher bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts das „Geckhol" hieß, wird man, wie sonst nirgends in Berlin, ein Ueberwiegen des jüdischen Elementes gewahr. Hier herum wohnten die Juden, als sie zuerst wieder ein Heim fanden in Berlin. Das Geckhol war nicht ganz das Paradies, aber es war auch nicht mehr das Ghetto. Von hier aus verbreiteten sie sich in die angrenzenden Straßen und gaben ihnen den Charakter, den sie bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Ge-

stalten begegnen noch da, wie aus einer vergangenen Zeit, Greise mit gefurchtem Angesicht und tief herabhängendem, weißem, zweizipfligem Bart, mit kaftanartigem Gewand und schwarzem Käppchen unter dem abgetragenen Hut; aber auch gesetzte Männer in guten Tuchröcken und behaglichen Verhältnissen, feine Köpfe, denen man es ansieht, daß sie sich nicht nur auf den Talmud, sondern ebensowohl auf ihr Geschäft verstehen, und ein junger Nachwuchs, das Erbe der Alten mit einem gewissen neu hinzugekommenen Zuge verbindend, der, von Allem was ich kenne, der „Salomonischen Weisheit" auf dem berühmten Bilde von Knaus am meisten gleicht. —

Das Geckhol war ehemals eine Sackgasse, dicht an der Stadtmauer und dem Kleinen Jüdenhof; der Name (Geck halt!) bezeichnete mit jener dem Mittelalter eignen plastischen Kraft des Ausdrucks, was anderwärts in unsrer Stadt „Bullenwinkel" hieß und sonst auch in norddeutschen Städten „Burstah" (Bauer steh! bleib stehen, denn da geht es nicht weiter) oder „Kehrwieder" genannt ward, wie einer von den malerischen Punkten in dem nun gleichfalls verschwundenen Gassengewirr von Hamburgs Hafen.

Man erkennt ihn noch in seiner Gestalt, diesen sich verengenden Streifen der Klosterstraße, welcher sich jetzt nach der Neuen Friedrichstraße öffnet; man erkennt ihn aber auch aus seiner Einwohnerschaft,

die sich vornehmlich, wie die der ganzen Nachbarschaft, aus dem mittleren und orthodoxeren Theile der jüdischen Bevölkerung von Berlin zusammensetzt. Hier sind jüdische Garküchen und jüdische Cafés — ein „Koscher Grand-Restaurant" und ein „Koscher Frühstückslokal mit französischem Billard" — hier hängen zur Herbstzeit fette Gänse heraus und das ganze Jahr durch magere Hühner; hier lebt noch das Andenken des sel. Frank, eines Mannes, berühmt wegen seines guten Mittagstisches, seiner civilen Preise und unerhörten Grobheit. Jeder richtige Berliner, welchen Glaubens er auch sei, kennt das geflügelte Wort: „Gorkensalat ist auch Compot", ohne vielleicht zu wissen, daß es vom sel. Frank aus der Heiligengeistgasse stammt. Ueberall an den Läden sieht man hebräische Inschriften; an einem „Rasir-, Frisir- und Haarschneidecabinet" in der Rosenstraße z. B. unter dem deutschen Firmenschild in den besten hebräischen Lettern von rechts nach links die Worte: „Hier wird gezwikkt" (denn ein „ck" gibt es im hebräischen Alphabet nicht, und die frommen Juden lassen sich auch heute noch nicht mit dem Messer rasiren, sondern nur mit der Scheere zwicken). Hier sind hebräische Buchläden, deren Schaufenster die Lithographien berühmter Rabbinen in Käppchen und Ornat füllen, und Geschäfte, in denen man alle zum jüdischen Gottesdienst gebräuchlichen Gegenstände er-

hält. Hier endlich, in der Heidereitergasse, steht die älteste Synagoge, die vom Jahre 1714, „die alte“ genannt, im Gegensatz zu der „neuen“ in der Oranienburgerstraße, der Synagoge der Reformgemeinde, hoch über ihrem Portal in Lettern von Erz das Wort des Propheten, Ezech. XI, 16: „Ja, ich habe sie fernweg unter die Heiden lassen treiben;“ und hier, der jüdischen Mädchenschule gegenüber, aus welcher um die Mittagszeit die kleinen Töchter Israels nicht minder laut und lustig herausspringen, als ihre christlichen Altersgenossinnen aus irgend einer andren Gemeindeschule von Berlin, liest man über der Thür eines ziemlich unscheinbaren Hauses die Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, Ev. Marc. X, 15.“ — Und wer also, zwischen dem alten und dem neuen Testament, dieses enge Gäßchen durchwandelt, der mag vielleicht jener Kirche des römischen Ghetto, der Santa Maria del Pianto, sich erinnern, die mit ihrem funkelnden Kreuz die hoch beim Palaste der Cenci, dem Marcellustheater und Bogen der Octavia gelegene Synagoge noch überragt, und ihr in einem hebräischen Bibelvers — einem seltsamen Schmuck an einer römischen Kirche! — die ganze Verstocktheit der Juden entgegenhält. Hier aber in Berlin ist es so nicht gemeint. Das kleine Haus in der Heidereitergasse, das Vereinshaus für innere Mission, ist zugleich eine

Kleinkinderbewahranstalt; friedlich und freundlich schaut der Prophet zum Evangelisten hinüber, die beide ja desselben Stammes sind, und ich glaube nicht, daß sie — wenigstens sie nicht — Etwas dagegen hätten, wenn die Kinder von hüben und drüben mit einander spielen wollten.

Der Synagoge in der Heidereitergasse sieht man ihr Alter nicht an; nichts Spinnenwebartiges, Finsteres oder Staubiges ist in ihr. Neuerdings restaurirt, glänzen ihre Wände von Weiß, der Sonnenschein dringt durch bunte Scheiben und schön getäfelt ist die Decke. Doch der Gottesdienst bewegt sich in den alten strengen Formen; hinter kostbaren Vorhängen, wie Heine sie geschildert, birgt sich das Allerheiligste, darüber die Gesetzestafeln mit zwei vergoldeten Löwen als Schildhaltern und die siebenarmigen Leuchter davor, gleich den Leuchtern des Tempels von Jerusalem auf dem Triumphbogen des Titus über dem Forum von Rom; und Gesänge hört man hier, uralte, vor tausend Jahren gedichtet an den Ufern des Ebro, Melodien, meist in Moll, jener Tonart der Sehnsucht und Klage, nur selten durchblitzt von einem Aufschrei der Lust, aber immer kraus und phantastisch durchflochten von den Reminiscenzen der Länder, welche dies Wandervolk auf seinem Fluge gestreift.

Von nun ab jedoch geht die große Wandlung

des 18. Jahrhunderts mit ihm vor, und mehr als irgend eine andere wird auch für die Juden Berlin die Stadt der Aufklärung. Sie haben hier spät eine Heimath gefunden und lange noch bleiben sie Fremde, gänzlich außerhalb des eben mächtig erwachenden geistigen und politischen Lebens der Nation. Aber mit überraschendem Verständniß und der ihnen eigenen Gabe der Anpassung treten sie sogleich in diese Bewegung ein, als der Führer sich gefunden. Dieser Führer war Moses Mendelssohn, der Freund Lessing's und der warme Bewunderer Friedrich's — er, der glücklicher als der Dichter der „Minna von Barnhelm", seinem großen König einmal Angesicht in Angesicht gegenüber gestanden. Die Juden haben ein Gebet, welches sie verrichten beim Anblick eines gekrönten Hauptes, wie wenn gleichsam der Abglanz Gottes auf ihm ruhe. Von diesem Abglanz Etwas fiel auch auf die Juden von Berlin, seitdem, an einem Samstagmorgen, Moses Mendelssohn die königlichen Gemächer von Sanssouci betreten. Ein neues, starkes Gefühl erwacht in ihnen, die bis hierher nur die Liebe zu ihrem Gott und zu ihrer Familie gekannt: die Liebe zum Vaterlande. Wir sehen sie geistig wachsen und sich entfalten unter dem ersten Sonnenschein, der ihnen zu Theil wird, nachdem sie, ungezählte Geschlechter lang, in der Dunkelheit und Enge geweilt. Wir sehen einzelne von ihnen mehr

in den Vordergrund der Oeffentlichkeit hinaustreten, in das politische Leben eingreifend und mit einer Art officiellen oder officiösen Charakters bekleidet, wie jenen Veitel Ephraim, dessen Andenken und Name freilich nicht über jedem Zweifel erhaben sind. Seine Münzunternehmungen sind bekannt; bekannt auch, daß der ehrliche Moses Mendelssohn sich indignirt von dem Glaubensgenossen abwandte, der sich durch solche Speculation bereichert. „Schlecht Geld ist es ohnedies," schrieb (2. Oct. 1762) Lessing an Mad. Nicolai, „herzlich schlecht, so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen." Dennoch ist der Mann vielleicht nicht ganz so schlimm wie sein Ruf; was er that, das that er zumeist im Auftrag, und immer mit Wissen und Willen des Königs, der den größeren Gewinn aus dieser Ephraimitischen Münzverschlechterung zog; und was man dem König verzieh, dafür sollte man den Juden nicht verantwortlich machen. Es war die moderne Gestalt des Hofbankiers, der in einem früheren Jahrhundert Hofjude gewesen, wie der unglückliche Lippold, der in einem ähnlichen Vertrauensverhältniß zu Joachim II. gestanden und deswegen — verbrannt wurde. Diesem dagegen, Veitel Ephraim, ging es sehr wohl auf Erden und in Berlin. Er hatte neben seiner „Silberraffinerie", gewaltigen Schmelzwerken, in denen an

die tausend Menschen arbeiteten, einen prachtvollen Garten am Schiffbauerdamm, in welchem sechs Colossalstatuen von Schlüter standen: Merkur, Juno, Bacchus, Flora, Leda, Venus, ursprünglich bestimmt, die Ballustrade des königlichen Schlosses zu schmücken; und ein schönes Landhaus im Barockstyl, welches von einer riesigen Platane beschattet ward. Alle diese Herrlichkeit ist lange dahin, seitdem die vormals ländliche Gegend des Schiffbauerdamms sich mit den Häusern der Friedrich-Wilhelmstadt bedeckt hat; wo der Garten Ephraim's war, ist jetzt ein Stätteplatz, zwischen dessen aufgestapelten Ziegelsteinen, Kalk und Holz man vor einigen Jahren noch das wunderlich geformte Dach des Gartenhauses, einsam und verloren, hervorragen sehen konnte, wenn man mit einem Zuge der Stadtbahn daran vorüberfuhr.

Völlig erhalten dagegen, und noch immer eine Sehenswürdigkeit im alten Berlin, ist das Palais, welches Ephraim sich an der Poststraßen- und Mühlendamm-Ecke durch den Oberbaudirector Diterichs (1762) aufführen ließ. Lange hieß es „das Ephraim'sche Haus“ und wird heute noch von alten Berlinern so genannt. Ein Rococobau von mächtigem Umfang, die Front in schöngebildetem Halbbogen die Ecke nach beiden Seiten abrundend, der mit feinem Gitterwerk aus Schmiedeeisen und zierlichen Gruppen aus Sandstein reich geschmückte

Balcon von acht Säulen, mächtigen Monolithen, getragen, welche, ein Geschenk Friedrich's, von dem während des siebenjährigen Krieges zerstörten Gräflich Brühl'schen Schlosse zu Pförten herrühren sollen*). In dem geräumigen, hochgewölbten Flur erblickt man eine stattlich breite Treppe mit einem gleichfalls höchst kunstvoll gearbeiteten Eisengitter. Er war ein Mann von Geschmack, dieser Ephraim, und der zu leben wußte. Seine Gemäldesammlung, in welcher sich ein Salvator Rosa, ein Caravaggio, ein Domenichino, zwei Poussins befanden, machte dem Kunstsinn Ephraim's Ehre. Jetzt bildet sein ehemaliges Palais eine Abtheilung des Polizeipräsidiums, mit den Büreaus für das Paß- und Fremdenwesen, für Gesindeangelegenheiten, für verlorene und gefundene Gegenstände; jetzt steht der Berliner Schutzmann im Hausflur und vor der Thüre spielt sich manch' eine ergreifende Scene Berliner Lebens ab — eine Dame, ganz in Schwarz, heftig schluchzend und das Taschentuch gegen die Augen gepreßt, sitzt in einer Droschke. Was mag sie verloren, wonach hier gefragt haben und welcher Bescheid ihr geworden sein? Anders vor hundert Jahren, als an diesem Säulenportal die Equipagen vornehmer Herrschaften hielten, einmal auch die

*) Meyer, Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten, II, 125. Berlin, 1876.

Friedrich's d. Gr. — ein Besuch, der dem beglückten Ephraim theuer zu stehen kam. Denn der König, erstaunt über die Pracht dieses Hauses, legte dem Eigenthümer desselben sofort eine starke Contribution zu Gunsten — ich habe vergessen welchen militärischen Instituts in Potsdam auf; es war einer von den kleinen „praktischen Scherzen", in welchen der alte Fritz auch so groß war. — Die Hinterseite des Gebäudes ist der Spree zugekehrt und durch einen Thorbogen desselben gelangt man in einen der originellsten Winkel und an einen der hübschesten Ansichtspunkte von Berlin. Hier sind die Dammmühlen, neue, massive Werke jetzt, zwischen denen aber, hier und dort, eine verwitterte Wand des alten Mühlendamms noch hervorlugt. Wie manchmal, an einem Sommertage, Mittag oder Abend, bin ich hierhergekommen, um in einer von den Einbuchten der Brücke zu stehen, beim Klappern der Mühlen und Rauschen der Wasser, welches einen gar eigenthümlich ländlichen Eindruck macht, hier mitten in der Altstadt von Berlin, der Geruch von Mehl vermischt mit dem Geruch von frisch gemähtem Gras, von Heu, Korn und sonstigen Cerealien; denn hier, neben den Mühlen, sind mehrere große Productenhandlungen, vor deren Einfahrten man hochbeladene Wagen sehen kann, wie vor den Scheunen der Landleute. Kehrt man sich aber um, so hat man ein

überraschendes Bild: im Vordergrund das Wasser der Spree, welches hier, ungewöhnlich erregt, mit Schaum und Wellen unter der Brücke hervorstrudelt, um dann in breitem Strome ruhig nach der Kurfürstenbrücke weiter zu fließen, Böte, Fischbehälter, Kästen, Netzhaken und Körbe leise schaukelnd auf der schillernden Fluth; links ein paar Fabriken und das giebelverzierte Gemäuer des alten Marstalls; rechts, überragt von den beiden Thürmen der Nicolaikirche, die Häuser der Poststraße, manche von ihnen sehr alt, mit Tonnengewölben und steinernen Kreuzbögen an der Decke, dicht aneinandergedrängt, mit wildem Wein bewachsen, von Baumwipfeln umlaubt, mit Gärten bis an das Wasser; und weit hinten, im violetten Licht, die graue Masse des Schlosses mit weiß verhängten Fenstern und auf der Langen Brücke, wie losgelöst vom Postament, mit seinen dunklen, kräftigen Umrissen in den goldnen Abendhimmel gezeichnet, das Reiterbild des Großen Kurfürsten, zu dessen Füßen sich, von der untergehenden Sonne bestrahlt, Wagen und Menschen unaufhörlich hin und her bewegen. So daß, Alles zusammengenommen, Veitel Ephraim sich eine gute Stelle für sein Haus ausgesucht, wenn er — wie ich vermuthe — nicht nur ein Auge für die Schönheiten der Kunst und Natur, sondern auch Sinn für die Schönheiten unserer Stadt gehabt hat. Sein

Neffe, und eine Zeit lang Comptoirist in seinem Geschäfte, war jener Ephraim Kuh aus Breslau, welchen Berthold Auerbach zum Helden seines Romans „Dichter und Kaufmann" gemacht hat; und unter dem Namen Ebers und Eberty haben seine Nachkommen hohe, sowohl literarische als städtische, Ehren gewonnen.

Welch' ein ungeheurer Umschwung in weniger als einem Menschenalter! Als Mendelssohn, ein Knabe von vierzehn Jahren, in Berlin einwanderte, ward ein Mitglied der israelitischen Gemeinde (man sagt ein Vorfahr des Herrn von Bleichröder) aus derselben ausgestoßen, weil ein deutsches Buch in seinen Taschen gefunden worden; und dreißig Jahre später stand, in Mendelssohn's Comptoir, Klopstock's „Messias" neben dem Neuen Testament in Luther's Uebersetzung.

Schon die zweite Generation jener Berliner Juden des 18. Jahrhunderts beginnt die freien Höhen hinanzuklimmen, auf denen das, was der Mensch glaubt oder nicht glaubt, keine Scheidewand mehr ist; das Vorurtheil, auf der einen und der anderen Seite, scheint in den niederen Schichten zurückzubleiben. Die feineren und bevorzugteren Naturen unter ihnen wissen sich bald eine Stellung in der Berliner Welt zu verschaffen und ein nicht unwesentlicher Einfluß auf die Entwicklung derselben in den sieben-

ziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geht von jüdischen Häusern aus. Zu den besten und geachtetsten unter denselben gehörte das von Daniel Itzig, der lange Vorsteher der jüdischen Gemeinde von Berlin war und, seit 1765, ein schönes, vom Baron Verzenobre (1734) nach dem Modell des Hôtel de Soubise in Paris erbautes Palais an der Burgstraßenecke besaß, auch dieses mit den kostbarsten Gemälden geschmückt. Sein Sohn Isaak Daniel, nachmals Ober-Hofbauquartier- und Chausseebau-Inspector, war unter den Zuhörern der „Morgenstunden" bei Mendelssohn, und von seinen zahlreichen, durch Schönheit und Talent, namentlich für die Musik, ausgezeichneten Töchtern, heirathete eine den vortrefflichen, philosophisch gebildeten David Friedländer und zwei andere wurden die Baroninnen Eskeles und Arnstein in Wien. Es fehlte damals in Berlin durchaus an einem gesellschaftlichen Mittelpunkte; nicht einmal der Hof bildete, im heutigen Sinne des Wortes, einen solchen. Der Erste, welcher, wenn auch unter höchst bescheidenen Verhältnissen, „ein Haus" machte, war Moses Mendelssohn: philosophische Symposien, bei welchen den Gästen die Rosinen und Mandeln zugezählt wurden. Wer die Memoiren der Henriette Hertz kennt, der weiß, wie frugal es überhaupt in all' diesen geselligen Zusammenkünften herging. Aber eine neue Erscheinung

verlieh denselben ihren vornehmlichen Reiz: es waren die schönen und geistreichen Jüdinnen, von jenem eigenartigen, ganz specifisch Berlinischen Typus, der seitdem und mit ihnen ausgestorben zu sein scheint. Sie waren von einer umfassenden Bildung und aufrichtigen Theilnahme für die höchsten geistigen Interessen, fähig ihnen zu folgen und ernst, die würdigen Genossinnen bedeutender Männer — so die Tochter Mendelssohn's, Dorothea, die Gemahlin Friedrich Schlegel's und die Mutter Philipp Veit's; so Rahel, die Gemahlin Varnhagen's von Ense, so vor Allem Henriette selber, die Gemahlin des trefflichen Hofraths Marcus Herz, eines der angesehensten Aerzte jener Zeit, der es sich aber zum höheren Ruhme schätzte, der Schüler Kant's zu sein. Diese Frauen schufen, in der damaligen Oede, welche dem Tode Friedrich's voranging und nachfolgte, jene Kreise, welche so wichtig geworden sind nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für die Literatur und das öffentliche Leben; Vereinigungen, in welchen die kühn aufstrebenden Männer und Jünglinge um die Wende des vorigen Jahrhunderts die Anregung suchten und fanden, die ihnen sonst überall in Berlin versagt geblieben wäre. Der junge Alexander von Humboldt datirte seine in hebräischen Lettern an Henriette Herz aus Tegel geschriebenen Briefe: „Schloß Langeweile"; und in einem Schreiben an

dieselbe, in welchem er ihr einen jüdischen Freund empfiehlt, nennt Jean Paul Berlin „die hohe Schule seiner Glaubensgenossen“. Diese Kreise hegten und verbreiteten zuerst das, was man den Goethe-Cultus genannt hat; aus ihnen ging das Morgenroth der Romantik auf, und ihre späten Nachklänge konnten Börne's und Heine's Anfänge noch erreichen. Die Macht dieser Frauen bestand in dem Zauber ihrer Persönlichkeit, stark genug, um alle Unterschiede des Ranges zu verwischen. Die jüngeren Elemente der höheren und höchsten Stände fühlten sich unwiderstehlich von ihnen angezogen. Mischehen, außer den bereits genannten, waren nicht selten in jenen Tagen. Marianne Meyer, Tochter eines jüdischen Kaufmanns, ward in morganatischer Ehe die Gemahlin des damaligen Oesterreichischen Gesandten, des Fürsten Reuß, nach dessen Tode der Kaiser sie zur Frau von Eybenberg machte; und ihre Schwester heirathete einen Herrn von Grotthuis. Welch' eine Schar illustrer Namen, wenn wir nur an den Salon der Frau Henriette Hertz denken, dieser schönsten, gütigsten und sympathischsten all' jener Geistreichen, die, wie Scherer von ihr gesagt hat, „Klarheit und Reinheit um sich verbreitet“ *), und vor deren Porträt in der historischen Abtheilung unserer Jubiläums-

---

*) Geschichte der Deutschen Literatur, S. 618.

ausstellung wir gerne Halt gemacht haben, versunken in die Betrachtung ihrer großen, dunklen Augen, ihrer weichen Lockenfülle und ihres unsagbar lieblichen Gesichtes. Und um sie gruppirt, oder Einer nach dem Andern an ihr vorübergehend die Schlegel, Karl Philipp Moritz, Mirabeau, Gentz, Frau von Genlis, die Humboldt, Jean Paul, Prinz Louis Ferdinand, Frau von Staël, und zuletzt noch Schiller und Goethe. So weit, so groß war der geistige Horizont dieser seltenen Frau, welche von sich sagen konnte, „sie habe den glänzenden Stern Goethe's auf- und untergehen sehen". Und da war noch Einer, der fast jeden Abend den weiten Weg von der damals noch so gut wie unbebauten Chausseestraße (zu der Zeit: Oranienburger Chaussee) nach der Neuen Friedrichstraße zurücklegte, mit einem brennenden Laternchen eingehakt in ein Knopfloch seines Rockes; denn damals gab es auf der Strecke noch keine Straßenbeleuchtung in Berlin. Der Mann war Prediger an der Charité, und sein Name — Schleiermacher *).

Die Zeiten sind vergangen, und die Häuser verschwunden. Verschwunden ist das Haus der Hertz; verschwunden auch, in Folge des Durchbruchs der Kaiser-Wilhelm- und der Erweiterung der Neuen

*) Fürst, Henriette Hertz, S. 164. 165.

Friedrichstraße, das Haus der Beer, in welchem Michel Beer und Meyerbeer geboren worden sind und in ihrer Jugend gewohnt haben. Verschwunden ist das Haus der Veit und der Ries, der beiden vornehmsten jener ersten Wiener Einwanderer unter dem Großen Kurfürsten. Einsam nur noch, zwischen all' diesen Ruinen, steht das Haus der Mendelssohn, aus welchem so viel Licht hervorgegangen ist und in welchem, lange bevor Mendelssohn es besaß, und mehrere Jahre bevor sie sich kennen lernten, Lessing gewohnt hat. Es war damals, was es heute wieder ist, ein Miethshaus, in welchem die Vögel aus- und einflogen; hier, während seines ersten Berliner Aufenthalts (1748—1751), lebte Lessing zusammen mit seinem Vetter Mylius, dem Freigeist, und hier auch haben wir es zu suchen, sein stilles Zimmer:

„Das nie der Neid besucht und spät der Sonne Schimmer“ ...

Wunderbare Fügung, daß hier, in demselben Hause, wo der jugendliche Lessing, zum erstenmal angeregt durch die bis dahin ihm fremde Umgebung, sein Lustspiel „Die Juden“ verfaßte, der Mann leben und sterben sollte, dessen Bild ihm vorschwebte bei seinem edelsten und reifsten Werke — „Nathan der Weise“.

Fortan kann man sie sich nicht mehr getrennt

vorstellen, diese Beiden, ihn, den großen Dichter und Kämpfer, und den Andern, den sanften, zurückhaltenden, von der Natur selber stiefmütterlich behandelten Juden. Man dachte, bald nach seinem Tod, ernstlich daran, ihm ein Denkmal zu errichten, welches — man wird staunen, wenn man es heute hört — auf dem Opernhausplatze stehen sollte. Welch' eine Figur würde der arme Weltweise dort, auf dem unterdeß zum Mittelpunkte des eleganten und modischen Berlins gewordenen und der militärischen Glorie Preußens gewidmeten Platze spielen, zu unser aller Betrübniß! Ein Comité bildete sich und eine Gedächtnißfeier wurde veranstaltet, für welche Ramler eine Cantate dichtete. Der Plan kam dennoch nicht zur Ausführung, und wir können, ganz abgesehen von dem Platze, sagen: glücklicherweise. Wenn Denkmäler einen Sinn haben, wenn sie, mit einiger Aussicht, von der Nachwelt anerkannt zu werden, der Ausdruck der öffentlichen Meinung und nicht nur das Zeichen persönlicher Begünstigung sein sollen, so war Mendelssohn kein Mann dafür. Nicht einmal sein Name, was allerdings weniger begreiflich ist, hat an dem Friedrichsdenkmal eine Stelle gefunden. Aber in dem Standbilde, welches nicht weit von dem Standbilde Goethe's im Thiergarten Lessing erhalten soll, wird auch das Andenken Mendelssohn's mitgeehrt werden. Ich weiß nicht,

da bis jetzt Entwürfe nicht vorliegen, ob an eine directe Beziehung auf Mendelssohn in irgend einer Weise hierbei gedacht ist*). Es würde dies nach meiner Ansicht sehr schön, sehr passend und ein Act später Gerechtigkeit sein; obwohl es dessen nicht einmal bedürfte, damit, auf diesem Boden von Berlin, der Anblick Lessing's auch den vergegenwärtige, der niemals ein Denkmal haben wird, außer dem im Herzen seiner Glaubensgenossen. Für sie jedoch hat auch der Name Lessing's eine tiefere, viel mehr noch als bloß literarische Bedeutung. Die Juden, und namentlich die der strengeren Observanz, blicken von allen deutschen Schriftstellern auf ihn mit einem Gefühle der Dankbarkeit, welches sich nur zu wohl erklärt. In den Studirstuben ihrer Rabbinen und Schriftgelehrten sieht man neben dem Bilde Mendelssohn's

---

*) Das, was mir hier vorgeschwebt, ist unterdessen an dreien der Concurrenzentwürfe zum Ausdruck gekommen: an dem von Otto Lessing (Büsten von Kleist, Nicolai und Mendelssohn in Nischen am Sockel), Börmel (Kant und Mendelssohn in ganzer Figur sitzend, links und rechts unter dem Sockel), Eberlein (Mendelssohn und Nicolai, Reliefporträts); und es ist demnach gegründete Hoffnung vorhanden, daß der mit der Ausführung des Denkmals betraute Künstler, Otto Lessing, der Urgroßneffe Gotthold Ephraim's, den oben ausgesprochenen Gedanken verwirklichen werde.

(Notiz vom 29. Januar 1887, dem Tag, an welchem das Comité für Errichtung eines Lessing-Denkmals in Berlin seine Entscheidung getroffen.)

das Bild Lessing's; und wenn ein frommer Jude das Theater besucht, so wird es gewiß eines von Lessing's Dramen sein, das er sich auswählt. So ist es heute, so war es schon vor hundert und mehr Jahren, wo ein gewisser stud. theol. Joh. Gottfr. Kirsch aus Leipzig (d. d. 19. Nov. 1767) an Lessing schreibt, daß er in die erste Vorstellung der „Minna von Barnhelm" gerathen, ohne zu wissen, was aufgeführt werde. „Gleich bei meiner Ankunft im Parterre aber," schreibt er, „finde ich eine Bank voll Juden. Ha! dachte ich, ohnfehlbar wird heut ein Stück von Herrn Lessing gemacht."

Die Kunde daher, daß Lessing ein Denkmal in Berlin gesetzt werden solle, ging wie ein Lauffeuer durch die gesammte jüdische Welt und bewegte sie bis tief in den Orient hinein. Reichlich strömten, gerade von dieser Seite, die Beiträge herbei; sie kamen aus Rußland und der Türkei, sie kamen sogar aus Asien. Sie alle kannten Lessing und schätzten ihn hoch als den Freund Moses Mendelssohn's und den Dichter des „Nathan".

An Mendelssohn selber aber erinnert in Berlin kein sichtbares Zeichen mehr als sein Haus und sein Grab.

Unter dem grauen Novemberhimmel stehe ich vor einem beträchtlichen Gebäude der Großen Hamburger Straße, dessen Glocke ich, nicht ohne ein ge-

wisses Zagen, berühre. Das Haus ist die Jüdische Alter-Versorgungsanstalt, das daneben die Jüdische Knabenschule und beide zusammen begrenzen den ältesten, nunmehr schon lange geschlossenen Jüdischen Friedhof, welcher ein weites, offenes Terrain zwischen den benachbarten Quartieren der Großen Hamburger- und Rosenthalerstraße bildet, und gegen Norden an den gleichfalls längst geschlossenen alten Sophienkirchhof stößt — dort sind von literarischen Zeitgenossen Ramler und die Karschin, hier ist Moses Mendelssohn bestattet worden.

Zögernd nur, wie ich sie gezogen, meldet die Glocke mich im Innern an; undeutlich durch das Wagengerassel, das in diesen Straßen nicht aufzuhören scheint, vernehme ich nahende Schritte, die Thür wird mir von einer freundlichen Dame geöffnet, und noch bevor ich den Friedhof betrete, mache ich die Bekanntschaft ihres Oheims, des Herrn Friedhofsinspectors Landshuth. Der Herr Inspector ist ein Mann von neunundsechzig Jahren und das Bild eines anspruchslosen jüdischen Gelehrten. Die Fenster seines Studirzimmers gehen nach dem Friedhof; die eine Wand ist ganz mit Büchern und Schriften bedeckt, an der anderen hängen zahlreiche größere und kleinere Porträts jüdischer Berühmtheiten, den Ehrenplatz in der Mitte neben einander haben Lessing und Mendelssohn. Namentlich mit

dem Letzteren hat der Herr Inspector sich viel beschäftigt; er ist noch Einer von denen, die fest an den Mendelssohn'schen Ideen hängen, und er zeigte mir einen Kasten, der voll von theilweise noch ungedrucktem Material zur Geschichte Mendelssohn's ist. Hier, mitten in Berlin, in einer seiner bevölkertsten Gegenden, lebt dieser Mann wie weit von ihm geschieden, ein Leben der Vergangenheit. Er lebt mit seinen Todten, und seine Todten leben mit ihm; er lebt mit ihnen, wie in einer großen Familie, ist vertraut mit jedem Grabstein, hat viele von den ältesten überhaupt erst wieder aufgerichtet, deren Inschriften entziffert, manche ganz neu wieder hergestellt und hält sie alle in musterhafter Ordnung. Er kennt genau die Geschichte jedes einzelnen dieser unzähligen Todten, von denen nichts mehr ist als ein eingesunkener Hügel und ein Name; die vielfachen Familienverzweigungen bis auf den heutigen Tag, ihre ehemaligen Wohnstätten und deren Veränderungen im Laufe der Zeit. Auf diesem Friedhofe ruhen die Väter der jetzigen jüdischen Gemeinde von Berlin, sie, die vor zweihundert Jahren aus Wien kamen; die Vorfahren aller gegenwärtigen Größen jüdischen Ursprungs und unter ihnen nicht wenige, deren Nachkommen, ihrem jüdischen Ursprung entfremdet, hohe Stellungen im Staat und in der Beamtenwelt einnehmen. Aber für den Herrn In-

spector gehören sie noch immer zur Familie, und mit derselben Liebe und Pflege hegt er ihr Gedächtniß.

Er gibt mir das Geleit bis an den Eingang des Friedhofs; denn der Boden ist feucht und die Luft zu rauh für den würdigen Greis.*) Und nun bin ich allein unter diesen Todten. Der älteste Grabstein ist von 1672, der zweite von 1675, und bis zum Jahre 1827, wo der neue, nunmehr auch geschlossene Friedhof vor dem Schönhauser Thor angelegt wurde, war dieser die einzige Begräbnißstätte der Gemeinde. Gegen zwölftausend Todte ruhen auf ihm. Die Juden haben einen schönen Ausdruck für einen Friedhof; sie nennen ihn den „guten Ort" — und er war es wohl Jahrhunderte lang für sie, der Ort, aus welchem sie nicht mehr vertrieben werden konnten. Ein jüdischer Friedhof, wenn er nicht etwa jene Art schauerlicher Romantik wie der Prager hat, bietet dem fremden Besucher wenig Anziehendes. Es ist nur die düstre Seite des Todes, die er zeigt; er verhüllt nichts durch freundlichen, zu den Sinnen

---

*) „Sie müssen wiederkommen", sagte mir beim Abschied der biedre Alte, „wenn die Gräber grün sind und die Fliederbäume blühen", und ich versprach es ihm. Aber ich kann das einmal Versäumte nun nicht mehr nachholen: am Mittwoch, 23. März 1887, ist auch er zu seinen Vätern versammelt worden.

sprechenden und sie beruhigenden Schmuck. Aber was die Pietät für die Gestorbenen betrifft, so möchte ich wohl in Berlin vergeblich einen andern Friedhof suchen, wo man ihr Andenken über zwei Jahrhunderte hinaus in gleicher Weise liebevoll erhalten hat. Mehr als dreitausend von den alten Grabsteinen sind ermittelt, renovirt und zum Theil wieder aufgerichtet worden. Die tiefe Melancholie des Herbsttages ruht auf dieser stillen Stätte voll aufrecht stehender Steine, mit kahlen Bäumen dazwischen und welkem Laub, aufgehäuft über den eingesunkenen Gräbern. Ringsum ist der Friedhof von einer Mauer und von Häusern eingeschlossen, durch den Nebel herein schaut der hohe Thurm der Sophienkirche und dumpf, mit den Geräuschen aus den umgebenden Gebäuden, mischt sich der Lärm der Stadt. Vorn an der Mauer, wo früher der Eingang gewesen, sind die Gräber der Rabbinen und dann, in einer großen Gruppe zusammen, die der ersten Einwandrer aus Wien. Viele von diesen Grabsteinen sind sehr zierlich ausgehauen, mit Säulenknäufen und Blumengewinden — dem spärlichen Zierrath, welchen das jüdische Ritual den Todten gestattet. Hier und dort sieht man die segnend zusammengefügten Hände der Priester, die Gießkanne der Leviten. Auch der Löwe findet sich, um anzudeuten, daß der Name des hier Bestatteten Jehudah

gewesen — denn Jehudah heißt Löwe. Zahlreich sind die Gedenktafeln, welche von Urenkeln bis zur achten Generation ihren Vorfahren gewidmet worden; und ganz am Ende gelangt man auf ein weites Stück, von Rasen bedeckt, wo nur noch einzelne, schon halb in die Erde gesunkene Steine stehen; dann wieder eine dichtere Reihe von Gräbern, versteckt unter Baum- und Buschwerk, zuletzt nur noch eines, hier und dort — und nun auf einmal wieder die Stadt, aus der Ferne die Klingel der Pferdebahn und über meinem Haupte dahinfliegend eine Schar Raben ...

Ein Grab aber hebt von allen Gräbern sich leuchtend ab — es ist von einem Gitter umschlossen, mit Epheu bewachsen und auf dem Grabstein steht, oben in hebräischer Schrift, unten in goldenen deutschen Lettern:

Moses Mendelssohn,
geb. zu Dessau den 6. September 1729,
gest. zu Berlin den 4. Januar 1786.

Er ruht nicht weit von Rabbi Fraenkel, seinem ersten, geliebten Lehrer, dem er aus der Heimath hierher nach Berlin gefolgt ist, nicht weit von Bernhard, der sein großmüthiger Brotherr gewesen, und nicht weit von jenem merkwürdigen Abraham Rechenmeister, welchen Lessing als Derwisch im „Nathan“ verewigt hat.

Noch einer hat in dem erinnerungsreichen Hause Spandauerstraße Nr. 68 gewohnt, nach Lessing und vor Mendelssohn, ein mittlerer Mann in dieser Beziehung, wie in so mancher andern: Friedrich Nicolai. Wir wissen, daß er mit Lessing im Februar 1755 und durch Lessing, nicht lange danach, mit Mendelssohn bekannt wurde: „die innigste Freundschaft verband mich bald mit beiden, und sie hat bis zum Tode dieser großen Männer fortgedauert.“ Wer solcher Freundschaft für werth gehalten worden, muß ihrer wohl auch werth gewesen sein. Ich habe niemals leiden können, wenn man ihn geringschätzig behandelt hat, wie das zu seinen Lebzeiten und nachher der Fall gewesen ist. In meinen Augen hat Nicolai das große Verdienst, ein Berliner zu sein. Alle Anderen, Lessing und Mendelssohn, Sulzer und Ramler, waren Fremde, die mehr oder weniger zu Berlinern geworden sind. Er aber war der richtige, der geborene Berliner und mit ihm trat diese Species zum erstenmal in die deutsche Literatur ein. Ich will nicht sagen, daß es dieser Species auf dem literarischen Gebiete besser erging, als auf dem der gemeinen Wirklichkeit zumal: man mochte den Berliner nicht, und ein wenig hat er es wohl verschuldet durch seine Manier, über Alles sein Urtheil zu sprechen, auch über das, was er nicht versteht, und nichts für gut zu befinden, was nicht irgendwie die

Marke von Berlin trägt. Im Grunde genommen ist dies eine Tugend; denn wer anders, wenn nicht der Berliner, hätte diese Sandscholle lieben und loben sollen? Wer anders aber auch hätte das aus ihr gemacht, was sie nun wirklich, von aller Welt anerkannt, geworden ist? Das ist es eben, daß die Fehler des Berliners obenauf liegen; um seine guten Eigenschaften kennen zu lernen, muß man sich schon die Mühe geben, etwas tiefer zu gehen. Der Berliner, das hat er gezeigt, ist kein Mann, um die sog. moralischen Eroberungen zu machen; er muß mit der Faust dreinschlagen und dann erst, wenn er hat, was er will und was ihm zukommt, wird er liebenswürdig. Er war ein großer Raisonneur, dieser Nicolai, der mit Gott und der Welt anband, er ließ sich nicht imponiren und nicht einschüchtern. Aber der Freund, den er sich erkoren, und die Sache, der er sich gewidmet, die konnten auf ihn rechnen. Er war ein Mann von gewaltiger Arbeitskraft, ein braver, rechtschaffener Charakter und ein trefflicher Bürger. Heute noch, auch wenn er sonst weiter nichts gethan und geleistet hätte, würde das Andenken dieses guten Mannes unter uns fortleben, wie das so manchen andern Berliners, durch eine milde Stiftung, die sogenannte Nicolai'sche Stiftung, mit einem Fonds von 9000 Mark, aus welchem, unter gewissen Bedingungen, an würdige und ver-

armte Bürger von Berlin Darlehen gegeben werden.*) Man thut ihm Unrecht, wenn man, so wie sein Name genannt wird, gleich oder nur an die komische Figur in der Walpurgisnacht des „Faust“, an die Xenien und Invectiven, an die göttliche Grobheit Goethe's, die er durch seine „Freuden des jungen Werther's“ reichlich verdient hat, oder an das boshafte Wort Schiller's denkt, das er nicht verdient hat: daß er nämlich zur Aufklärung der Deutschen „mit Lessing und Moses“ mitgewirkt, indem er ihnen „die Lichter geschneuzt“.

Es ist ein eigen Ding um den Enthusiasmus der Berliner. Wenn, in seinen späteren Jahren, Friedrich d. Gr. durch die Straßen seiner Hauptstadt ritt, dann blieben die Leute nicht stehn, um ihm Bücklinge zu machen. Aber die Straßenjungen liefen hinter und vor seinem Grauschimmel her, standen Kopf oder schlugen Purzelbäume, und Mützen und Hüte flogen in die Luft unter dem Rufe: „de olle Fritz, de olle Fritz!“ Und der alte Fritz wird gedacht haben: „So sind meine Berliner“ und zufrieden gewesen sein.

Nicht als ob Nicolai der Blick für das Große gefehlt habe. Lessing verstand er, Goethe verstand

*) Berliner Adreßbuch für das Jahr 1886, Theil IV S. 127 unter „Stiftungen“.

er nicht. Er hatte kein Verständniß für das reine Schönheitsideal, für das Kunstwerk als solches, welches sich selbst Zweck ist. Es mußte noch irgend einen Zweck außerdem haben, die Leute aufklären, Vorurtheile bekämpfen u. s. w. Darum war Lessing sein Mann. Wie dieser besaß auch Nicolai keinen Sinn für die Natur. „Mehr als hundertmale bin ich mit ihm," erzählt Göcking, „in seinem schönen Garten in der Blumenstraße spazieren gegangen, ohne daß er auf die Gewächse und Blumen nur einen Blick warf. Für sich allein hat er vielleicht niemals einen Gang darin gemacht. Er zog es vor, in seinem Zimmer zu lesen und zu schreiben*)."

Wenn er schrieb, so schrieb er immer mit einer Tendenz. Er predigte gute Moral und eine vernünftige Gottesfurcht in dem Roman „Sebaldus Nothanker"; er wollte auf rationelle Weise belehren in seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz". Seine Bücher wurden ihrer Zeit gern gelesen und haben vielen Nutzen gestiftet in jenen Tagen der überhandnehmenden Sentimentalität und Frömmelei. Seine „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam" ist

*) Göcking, Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß. S. 96. Berlin, 1820.

heute noch unentbehrlich für Jeden, der sich ein Bild unserer Stadt vor hundert Jahren machen will — ein trockenes, nüchternes Buch, aber eins, das ich in seinen zwei Lederbänden mit der verblaßten Goldpressung nicht missen möchte.

Die Schriftstellerei Nicolai's ist nicht die Hauptsache, weder für ihn, noch darf sie's für uns sein, wenn wir ihn richtig beurtheilen wollen. „So oft ich auch über mein literarisches Leben nachgedacht habe," sagt er, „fand ich doch immer, daß mich Ambition, Sucht zu glänzen, oder gar die Einbildung, bei der Nachwelt Ruhm zu haben, nie im Geringsten trieb*)." Nichts lag ihm ferner als Eitelkeit. Man muß wohl Respect vor diesem schlichten, einfach bürgerlichen Manne bekommen, welcher, der häufige Tischgenoß der damaligen Staatsminister Hertzberg, Zedlitz, Schrötter ꝛc., jede Auszeichnung, die man ihm anbot, standhaft ablehnte; der selbst von dem Doctortitel, den ihm die philosophische Facultät zu Helmstädt verliehen, niemals Gebrauch gemacht hat und, wiewohl Mitglied der Akademie der Wissenschaften, dennoch nichts Anderes war und sein wollte, als der Verlagsbuchhändler Friedrich Nicolai.

---

*) Göcking, Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß. S. 92.

Eines Buchhändlers Sohn, war auch er zum Buchhandel bestimmt. Die Handlung stammte vom Großvater mütterlicherseits, Gottfried Zimmermann, Bürgermeister zu Wittenberg, der 1703 eine Filiale seines Geschäfts in Berlin etablirt hatte und dieselbe seinem bisherigen Gehilfen, Christoph Gottlieb Nicolai abtrat, als dieser, 1713, sein Schwiegersohn geworden war. Letzterer siedelte nunmehr nach Berlin über und hier, im Herzen unserer Stadt, in der Poststraße Nr. 4, dem alten Kurfürstenhause, ward Friedrich Nicolai, das jüngste seiner Kinder, 1733 geboren. Mit ungenügenden Schulkenntnissen, denn er hatte das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin und hierauf das Halle'sche Waisenhaus nur bis zu seinem vierzehnten Jahre besucht, kam der Knabe nach Frankfurt a./O. in die Lehre; kehrte 1751 ins Elternhaus zurück und ward 1752, nach dem Tode des Vaters, Theilhaber des Geschäfts. Während seiner Lehrzeit in Frankfurt a./O. hatte er mit energischer Besiegung unzähliger Schwierigkeiten an seiner Fortbildung gearbeitet. „Ich sparte ziemlich lange das Frühstück (täglich 3 Pf.) und einige andere kleine Ausgaben, um mir Oel zu einer Lampe zu kaufen, damit ich im Winter in meiner, obwohl kalten Kammer, die Morgen und Abende zum Studiren anwenden könnte." Auf diese Weise las er, mit Hülfe von Wörterbüchern und in der Ursprache

den Homer, Herodot, Plutarch, Sallust und verschrieb sich aus England ein Exemplar von Miltons's Werken im Original. Seine erste Schrift, 1753, war eine „Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe" — für den Zwanzigjährigen ein hübscher Anfang, der wenigstens so viel zeigt, daß es ihm an Dreistigkeit nicht fehlte. Seine literarische Neigung wird stärker, er schreibt 1755 „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", wird mit Lessing und Mendelssohn bekannt, begründet die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (mit „ungefähr" 1 Thlr. 16 Gr. Honorarium für den gedruckten Bogen) und benutzt die Auseinandersetzung der Nicolai'schen Erben, um sich vom Geschäft zurückzuziehen und ganz der Literatur zu widmen. Jetzt, von 1757 bis 1759, sechs Jahre nach Lessing und ebenso viele vor Mendelssohn, lebt er in dem klassischen Hause, Spandauerstraße Nr. 68, zwar „sehr frugal und von einem mäßigen Einkommen" (denn mit 1 Thlr. 16 Gr. „Honorarium" kann man freilich keine großen Sprünge machen), aber dennoch von seinen Freunden der „Esquire" genannt, „der von seinen Geldern lebt". Wie muß es ihnen erst ergangen sein, namentlich Lessing, der niemals ein geregeltes Einkommen und immer Schulden hatte! Mittlerweile stirbt Friedrich Nicolai's

ältester Bruder, und nun übernimmt er selber die Handlung wieder, um sie bis an sein Lebensende, zweiundfünfzig Jahre lang, nicht mehr aus den Händen zu geben.

Er hat sie zu einer stattlichen Höhe gebracht und ist ein reicher Mann dabei geworden. Der Buchhandel war zu Nicolai's Zeit numerisch nicht sehr stark in Berlin vertreten: es gab fünfzehn Buchhandlungen (zwölf deutsche, drei französische) mit einem Personal von sechzehn Handlungsdienern und fünf Lehrlingen oder „Jungen", zusammen sechsunddreißig Mann*). Das war der ganze Buchhandel von Berlin. Aber es waren tüchtige Männer darunter: A. Haude und J. C. Spener an der Schloßfreiheit, Inhaber der „königlichen und der Akademie der Wissenschaften privilegirten Buchhandlung", die ihr Privileg bis 1614 zurückdatirten; Voß, der Begründer der nach ihm benannten Buchhandlung, unter dem Rathhaus an der Königsstraße, mit einem Privileg (durch den alten Rüdiger) von 1693; ferner der bekannte Unger und August Mylius, der rechtmäßige Verleger von Goethe's „Stella" und „Claudine von Villa Bella", der an Merck schrieb, er würde „für einen proportionirlichen Preis" den Dr. Faust noch lieber verlegt haben — was wir

*) Nicolai, Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam, S. 419. Berlin, 1779.

ihm wohl glauben mögen. Ein weniger rühmliches Mitglied der Zunft war Christian Friedrich Himburg, der sich nicht damit begnügte, Goethe's einzelne Dichtungen, frisch, wie sie herauskamen, nachzudrucken, sondern sie sogleich sammelte und als „Goethens Schriften“ verkaufte. Die beiden oben genannten Schauspiele waren daher fast gleichzeitig (1776) im Mylius'schen Original und Himburg'schen Nachdruck zu haben, wobei letzterer noch so viel besseren Absatz fand als ersteres, daß das Original liegen blieb und der Nachdruck in drei Jahren drei Auflagen erlebte. Himburg erbot sich dafür, dem Verfasser, wenn er es verlangte, — „etwas Berliner Porcellan zu senden“. Goethe antwortete nicht, rächte sich aber im Stillen durch einige Verse, welche dem Namen Himburg's eine nicht gerade beneidenswerthe Unsterblichkeit sichern.

Unter den alten und soliden Firmen, welche theils (wie die Vossische, die Haude- und Spener'sche, die Unger'sche, letztere wenigstens als Druckerei) heute noch fortbestehen, theils (wie die Mylius'sche) erst jüngst eingegangen sind, nahm „Friedrich Nicolai, Buchhändler auf der Stechbahn“ eine hervorragende Stellung ein. Er war ohne Zweifel, kraft eigner Initiative, der einflußreichste Buchhändler Berlins; und er war es vornehmlich durch seine verlegerische Thätigkeit. „Wenn die Buchhändler zu Berlin,“

schreibt ein nicht gerade wohlwollender, aber scharfblickender Beobachter der damaligen Zustände, „ganz allein von ihrem Debit, in dieser sonst großen Residenzstadt leben sollten, so würden sie sehr bald zu Grunde gehen. Ihre Hauptsorge ist also, sich gute Verlagsartikel anzuschaffen*).“ Und dafür war Nicolai der Mann. Der 1. Januar 1759 ist der Tag, an welchem er das Geschäft selbständig übernimmt; und am 4. Januar erscheint das erste Stück der „Briefe, die neueste Literatur betreffend“, in den ersten sechs Theilen, bis November 1760, fast ganz das Werk Lessing's. Ueber seinen Laden stellt Nicolai den Homerkopf; und unter demselben Zeichen — einem Homerkopf auf dem Titelblatt — beginnen auch die „Literaturbriefe“ ihre sieghafte Laufbahn. Als Gleim in seinem „Tempel der Freundschaft“ das Bild Nicolai's aufhing, schrieb er darunter: „wegen seines Kampfs mit bösen Geistern**)“. Und diesen Kampf hat er tapfer fortgesetzt, auch als Lessing zuerst nach Schlesien ins Hauptquartier und alsdann nach Hamburg ans Theater ging. Die „Literaturbriefe“ hörten 1765 auf zu erscheinen; aber sofort, noch in demselben Jahr, ist die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ zur Stelle, die, wenn sie nichts

---

*) Schattenriß von Berlin. Amsterdam (recte Berlin) 1788.
**) Körte, Gleim's Leben, S. 445.

mehr von Lessing'schem Geist und Feuer in sich hatte, dennoch eine Macht war, und mit ihren 268 Bänden und 800 Mitarbeitern auf eine vierzigjährige, gemeinnützige Wirksamkeit zurückblicken konnte, als sie in unserem eigenen Jahrhundert, 1805, geschlossen ward.

Nicolai war eine nüchterne Natur auch darin, daß er sich keinen Illusionen hingab, weder über den Werth seiner Verlagsartikel, noch über das Publicum, das sie kaufen sollte. „Ich sehe die Nothwendigkeit," schrieb er an Lessing, „wenn ich die Unternehmungen meiner Handlung im Ganzen überlege, streng als Kaufmann zu denken; aber es wäre für meinen Verstand und mein Herz ein großes Unglück, wenn ich immer so denken wollte*)." Weshalb er sich denn auch hin und wieder den Luxus erlaubte, Schriften zu drucken, die keinen besonderen Absatz verhießen, wie z. B. seines Freundes Lessing „Briefe antiquarischen Inhalts" und „Ueber die Ahnenbilder der Römer". Es ist spaßhaft zu sehen, wie dieser Schlaukopf, welcher doch wahrlich seinen Lessing liebte, sich dreht und windet, sobald es sich um dergleichen schwer verkäufliche Waare handelt, und mag sie den Stempel der Classicität auch gleich mit auf die Welt bringen. „Ein Läufer (wie es die Buch-

*) Redlich, Briefe an Lessing. S. 322. Berlin, Hempel.

händler nennen) können die Antiquarischen Briefe niemals werden," schreibt er einmal*); und ein andermal: „Was Ihr Werk von den Ahnenbildern betrifft, so würde ich, wenn es Ihnen an einem Verleger fehlen könnte, sogleich den Verlag übernehmen; denn dieses wäre die geringste Probe meiner Freundschaft. Da es Ihnen aber vermuthlich an einem Verleger gar nicht fehlen kann, so wäre es mir lieber, wenn Sie es einem Anderen gäben**)." Zu seinem und seines Verlages Ruhme blieb es aber dabei: die beiden Schriften erschienen bei Nicolai, welcher sich gleichsam vor sich selbst mit der Betrachtung tröstet: „Inzwischen ich, der ich das besondere Glück habe, daß in meinem Verlage viel schlechte Bücher, die gut abgehen, befindlich sind, ich denke dann, sie werden ja wohl noch ein Tractätchen von zwölf Lessingischen Bogen übertragen können***)." Er ist tactvoll genug, von den guten Büchern, die schlecht abgehen, nicht zu sprechen; aber also war es damals und also — leider! ist es heute noch. „Ahnenbilder sind eben nicht die Götzen, von denen man Reichthum erbitten muß!" Er hatte, was das betrifft, solidere Quellen der Einnahme in jenen zahllosen Bänden und Bändchen, die heute, wo sie nicht

*) Redlich, Briefe an Lessing. S. 271.
**) Das. 313.
***) Das. 242.

längst Maculatur geworden, die hinteren Reihen unserer öffentlichen Bibliotheken zieren; zu ihrer Zeit aber den Vorzug hatten, gekauft zu werden und ihn, in allen Ehren, zu einem vermögenden Manne zu machen.

Sechs Jahre waren seit Lessing's und ein Jahr seit Mendelssohn's Tode vergangen, als Nicolai, damals ein Vierundfünfziger (1787), das Haus in der Brüderstraße Nr. 13 erwarb, welches heute noch, auf einem Stein über der Thür in Broncebuchstaben die alte Inschrift hat:

Nicolai,
Buchhandlung.

Auch dieses Haus steht auf den Fundamenten jenes ehemaligen Conventes der Dominikaner, welcher in dieser ganzen Gegend seine Spuren zurückgelassen hat; es war von dem Minister von Kniphausen (1730) erbaut und zum Zwecke großer Gastereien und Festlichkeiten eingerichtet worden. Nach diesem besaß es der ebenso hochherzige als unglückliche Kaufmann Gotzkowsky, der — man darf es sagen — an seinem Patriotismus, und zwar unter dem großen Friedrich, in schwerer Zeit zu Grunde gegangen ist. Seine Vaterstadt, nicht sich vermochte er zu retten. Der Nachfolger Gotzkowsky's war Nicolai. Was würden die Freunde gesagt haben, wenn sie den „Esquire" der Spandauerstraße noch hätten in der Brüderstraße sehen können!

Denn die Brüderstraße, heute noch mit ihrem engen Zugang, ihrer unregelmäßigen Form und dem Thurme der Petrikirche im Hintergrund eine der traulichsten im alten Berlin, war damals eine der vornehmsten unserer Stadt überhaupt. Die ganze Gegend bis an den Mühlendamm zeigte diesen Charakter und sogar dieser selbst — wer sollte es für möglich halten! — war damals ein fashionabler Platz. Wo jetzt alte Kleider zum Verkauf und zweifelhafte Fräcke zum Verleihen unter den Steinbögen aushängen, welche, vom aufgehäuften Schmutz fast unkenntlich gemacht, die Porträtköpfe des Großen Kurfürsten und Friedrich's I. zeigen*), waren noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts glänzende Läden und kostbare Magazine, welche für die ersten und elegantesten in Berlin galten, unter ihnen die renommirte Seidenwaarenhandlung von „König und

---

*) Wer in diesen Tagen nach dem Mühlendamm ginge, der würde freilich, unter dem grauen Winterhimmel, nur noch Trümmer sehn, die eine Seite, mit dem Blick auf das Wasser schon ganz freigelegt, auf der andern das beginnende Werk der Zerstörung, und aus dem Bauschutt der niedersinkenden Bögen und Arkaden hier und dort einen letzten einsam aufragenden Pfeiler mit der alten, wohlbekannten Inschrift: „Hier werden die höchsten Preise für getragene Kleidungsstücke gezahlt", oder: „Erstes Verleihinstitut für Leibröcke und Kellnerjacken."

Anmerkung vom 9. Febr. 1887.

Herzog"; feine Damen drängten sich hier, wie jetzt bei Gerson und Heese, die Schaufenster waren belagert von Neugierigen und unter ihnen stand oftmals ein Knabe von zehn oder elf Jahren — der Enkel Nicolai's, Gustav Parthey, der nachmals ein berühmter Archäologe geworden ist und in seinen reizvollen „Jugenderinnerungen" uns manchen ansprechenden Zug aus seines Großvaters Zeit und Haus bewahrt hat*).

Einige von den großen Wechselgeschäften haben ihre Stätte behauptet; vor Allem das Schickler'sche, von jenem Splittgerber abstammend, der bei Friedrich d. Gr. in so hohen Gnaden stand, daß dieser ihm sein Porträt verehrte, dasselbe, welches in der historischen Abtheilung der Jubiläums-Kunstausstellung zu sehen war: „Geschenk Sr. Majestät des Königs Friedrich II. von Preußen an den Kaufmann David Splittgerber in Berlin (Eigenthum der Firma Gebrüder Schickler in Berlin)". Wie doch solch ein lebendiges Werk der Vergangenheit Alles

*) Jugenderinnerungen von Gustav Parthey. Handschrift für Freunde. Zwei Theile. „Bene qui latuit bene vixit." Ohne Jahreszahl; doch trägt das Vorwort das Datum: „März 1871". — Ein Jahr später, 1872, starb der hochverdiente Mann, der gleich seinem Großvater Buchhändler und Mitglied der Akademie gewesen war, zu Rom und liegt dort auf dem protestantischen Kirchhof, an der Pyramide des Cestius, begraben.

ringsum lebendig macht und heut und einst in einen Zusammenhang bringt, als ob Nichts dazwischen läge — nicht die vielen Jahre und die vielen Gräber. Noch immer ist das Comptoir in dem schönen Hause, von Gerlach im Jahre 1734 erbaut, Gertraudtenstraße Nr. 16, hinter der Petrikirche, wo Nicolai es gesehen und beschrieben hat — so still und ruhig an der lärmenden Straße, daß man es für einen Palast und nicht für ein Bankhaus halten würde, wenn man nicht durch die hohen Fenster des Parterre die grünen Lampen und die Schreibtische sähe. Doch auch das kaum minder alte Geschäft von Anhalt und Wagener ist noch in demselben Hause, Brüderstraße Nr. 5, bis vor fünfundzwanzig Jahren berühmt durch die Gemäldesammlung, welche seitdem, Dank der edlen Liberalität ihres letzten Besitzers, des Consuls Wagener, den Grundstock unserer Nationalgalerie bildet.

Mehr aber noch als gegenwärtig war zu Nicolai's Zeit die Brüderstraße die Straße des Luxus, der Moden und der Fremden. Hier, an der Ecke nach der Stechbahn hin, Nr. 19, war das Haus der Devrient, das Geburtshaus Ludwig Devrient's, damals ein Galanteriewaarenladen, in welchem es so verschiedene Gegenstände gab, wie z. B. eine Anzeige in der „Voss. Ztg." vom 3. December 1768 besagt: „Bey Kaufmann Devrient, unter der Stech-

bahn, an der Ecke der Brüderstraße, sind fertige Pelzenveloppen, wie auch ökonomische Lampen um einen billigen Preis zu haben.“ Hier aber auch waren die beiden ersten Gasthöfe des damaligen Berlins, der „König von England“ und dicht daneben die „Stadt Paris“, in welcher Graf Mirabeau kurz vor dem Tode Friedrichs d. Gr. wohnte. Lessing schon hat sie gekannt und eines derselben vor Augen gehabt, als er die Handlung seiner „Minna von Barnhelm“ in das Wirthshaus „zum König von Spanien“ verlegte. Ein junger Lübecker Weinhändler, der im Winter des Jahres 1776 eine Reise nach Berlin unternahm und in der „Stadt Paris“ abstieg, hat in seinem Tagebuch darüber Folgendes verzeichnet: „Das Hôtel, die Stadt Paris, das vornehmste und größte, was damals Berlin hatte, war ein palaisartiges Gebäude, nach dem Hofe mit zwei Flügeln und einem Quergebäude für Wagen und Pferde ... Es war schon sechs Uhr am Abend, als wir anlangten, und keines dieser weiten, sechzehn Fuß hohen Zimmer fanden wir geheizt ... Mit einem Male vernehme ich auf der Gasse vor unserem Logis eine Janitscharen-Musik. Gleich darauf kommt ein Hautboist ins Zimmer und fordert dieser Musik wegen eine Belohnung: sie hätten es sich zur Pflicht gemacht, wenn vornehme Herrschaften in Berlin einträfen, daß sie diesen sogleich zum Vergnügen ein

Ständchen brächten*)." Jetzt freilich werden die Fremden in Berlin nicht mehr mit Musik empfangen; aber die „Contributionen", über welche der junge Lübecker sich beklagt, mögen darum nicht geringer geworden sein. „Sollte dieses also fortgehen, dachte ich, so wird deine Kasse bald geleert sein." — Hier endlich, in der Brüderstraße, war der Maurer'sche Weinkeller, Lessing'schen Andenkens; und diesem gerade gegenüber stand das Haus Friedrich Nicolai's.

Nicolai hatte das großmächtige Ministerhôtel zu einem bequemen Bürgerhaus umbauen lassen, und zwar durch Zelter — auch dieser in seiner Art ein Berliner Typus, kein Berliner Kind, wie Nicolai, jedoch nicht weit davon, aus Petzow bei Potsdam — ein Maurermeister seines Zeichens, der sein Handwerk mit unverdrossenem Fleiß ausübte, daneben aber mit einem so großen Talente für die Musik begabt, daß er schon damals ein beliebter Liedercomponist war, und im Jahre 1800, nach seines Lehrers Fasch Tode, Director der Singakademie wurde. Wer hätte nicht seine Freude an dieser derben, breitschultrigen Gestalt, diesem märkischen Orpheus, dem Goethe mit dem brüderlichen „Du"

*) Kurd von Schlözer, General Graf Chasot. Zur Geschichte Friedrich's des Großen und seiner Zeit. Zweite Aufl. S. 183. 184. Berlin, 1878.

sein ganzes Herz gab, und der dem Buchhändler Nicolai sein Haus baute? Aus einem einzigen Speisesaale wurden vierzehn verschiedene Pièccn gemacht; dennoch blieben drei Säle übrig, für die Bibliothek, für die Musikaufführungen und für die Geselligkeit. Nicolai machte freilich nicht in dem Sinn „ein Haus", wie Mendelssohn; dafür aber gab es, statt der zugezählten Mandeln und Rosinen, opulente Mittags- und Abendschmäuse und einen Kreis vergnügter Gäste rings um die Tafel, unter denen die Literatur regelmäßig durch Ramler, Göcking, die Karschin, Engel vertreten war, und neben dem künftigen Director der Singakademie, Zelter, der Director der Akademie der Künste, Chodowiecki, der treffliche Maler mit dem vollen, jovialen Gesicht und den verschmitzt lächelnden Augen selten fehlte. Denn wenn Nicolai hart arbeitete, so wollte er auch etwas davon haben; und wie sämmtliche Bücher seiner Bibliothek eine von Chodowiecki gezeichnete und gestochene Vignette trugen: ein kleiner Genius hält ein großes Buch, in dem ein anderer Genius buchstabirt: „Friderici Nicolai et amicorum", so mußten die Freunde sich alle Woche wenigstens einmal in seinem gastlichen Hause versammeln, um mit ihm gut zu essen und zu trinken und fröhlich zu sein. Er war eine höchst gesellige Natur und bis zuletzt Mitglied jenes Montagsclubs, der im Jahre 1749

gegründet ward und, soweit meine Nachrichten reichen, im Jahre 1870 noch existirte. Ursprünglich nur aus acht Personen bestehend, hatte dieser Club sich allmälig zu einer Gesellschaft erweitert, welche die vorzüglichsten Gelehrten, Musiker, Künstler und Beamten Berlins umschloß, unter diesen auch Wöllner, bevor er Staatsminister und fromm geworden, ein Mitarbeiter der „Allg. Deutschen Bibliothek", der er nachmals in den Jahren des Religions- und Censuredictes das Leben so sauer machte, daß sie, bis zur Aufhebung dieser Edicte bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III., sich zur Emigration nach Hamburg entschließen mußte. Sulzer und Ramler hatten dem Club seit seinem Beginn angehört; Lessing war 1752, Nicolai 1756 hinzugetreten. Er hat sie alle überlebt, die Genossen seiner Jugend; mit einer neuen Generation beging er das fünfzigjährige Stiftungsfest des Clubs, und nachdem, im Jahre 1804, der Begründer desselben, der biedere Schweizer Schultheß als Pfarrer in Mönchaltorf bei Zürich verstorben war, ward Nicolai sein Senior. Bis in sein höchstes Alter besuchte er den Club, dessen Local damals in der Mohrenstraße war; und in dem „Ehe- und Hauskalender", welchen die Freundinnen und Freunde des Nicolai'schen Paares zur Feier der silbernen Hochzeit überreichten, fand sich unter „Montag" ein für allemal die Bemerkung:

„Der Montag ist das ganze Jahr des Herrn Nicolai großer Club.“

Der Lebensabend dieses braven Mannes war nicht so freundlich, wie man es ihm wohl gegönnt hätte. Das Bild vor jenem Kalender zeigt ihn noch behaglich in seinem Lehnstuhl, eine Zeitung in der Hand, einen Globus neben sich, inmitten der Seinen. Aber wer lange lebt, muß sich darein ergeben, viel zu verlieren. Es starb die vortreffliche Gattin, „mich erdrückt die Last des herben Kummers,“ schrieb er damals an Ramler; aber es starben ihm auch, eines nach dem andern, alle seine Kinder, Töchter und Söhne, in ihrem besten Alter; und obwohl nun der Schwiegersohn Parthey mit den Enkeln zu dem Alleinstehenden zog, so war es doch nicht mehr das alte Haus, das alte, durch Geselligkeit und Musik verschönte Leben. Stille geworden war es in diesen Sälen, durch welche nur noch die Schatten von Ehedem wandelten; nicht einmal das heranwachsende Geschlecht durfte sie mit seinem Jubel erfüllen. Denn das Unglück des Vaterlandes erstickte bald die Stimme kindlicher Lust, wie es den Blick des Greises verdüsterte, der den fremden Eroberer, umgeben von seinen Marschällen, dort drüben, im Schlosse der Könige von Preußen, Hof halten sah. Die Tage der tiefsten Erniedrigung, nicht die der Erhebung und Befreiung sollte er erleben, dieser Alte, der den

großen Friedrich noch als Kronprinzen in seines Vaters Laden gesehen hatte. Trotzdem blieb er ungebeugt und, wiewohl von körperlichen Gebrechen heimgesucht, rastlos thätig. Er war nicht angenehm, der alte Nicolai, wie sein Enkel Parthey ihn schildert, eher mürrisch und schweigsam; aber dennoch einer der populärsten Bürger Berlins und selbst den jüngeren, einer ganz anderen Richtung angehörigen Literaten als der Jugendfreund Lessing's verehrungswürdig. Er hatte sich, zur Schonung seiner Augen, ganz mit Grün umgeben. Die Stube war grün tapezirt, Sopha und Stühle grün überzogen, er trug einen grünen Schlafrock, hatte des Abends einen grünen Lichtschirm und sogar die Wand eines Nachbarhauses, die bisher weiß gewesen, mußte grün angestrichen werden*). So saß der hohe Siebenziger lange noch an seinem Schreibtisch, in seinem Studirzimmer im ersten Stock, hinten heraus, gegen Süden, mit dem Blick in den kleinen Garten; mit den 268 Bänden der „Allg. Deutschen Bibliothek“ vor sich, mit den Bildnissen aller berühmten Zeitgenossen, von Rabener bis auf Alexander von Humboldt an den Wänden, mit zwei Bücherschränken zu beiden Seiten und einem kleinen tafelförmigen Clavier, auf welchem er manchmal Choräle spielte; und so un-

*) Parthey, S. 53. 55.

gefähr habe ich Alles noch gesehen und selbst das alte Clavier gab mir, ich vermag es nicht zu schildern, welchen schwachen, klagenden Laut der Vergangenheit, als ich, an einem schönen Sommertage von der gegenwärtigen Bewohnerin dieser Räume, Frau Veronica Parthey, der Urenkelin Nicolai's, freundlich darin empfangen ward.

Nicolai's gibt es nicht mehr in Berlin; aber eine junge Generation der Parthey's, aufwachsend an der zeitgeheiligten Stätte, verheißt diesem echten Berliner Bürgergeschlecht noch eine lange Dauer. Auch der Buchhandel florirt noch in diesem Hause, der Nicolai'sche Verlag und das Nicolai'sche Sortiment. In den letzten Jahren Friedrich Nicolai's war Johannes Ritter, der ältere Bruder des berühmten Geographen Karl Ritter, Disponent des Geschäftes, und blieb es lange noch, als es nach Nicolai's Tod in die Hände seines Schwiegersohnes, des Hofraths Parthey, übergegangen war. Von diesem erhielt es 1825 sein Sohn Gustav, der 1858 das Sortiment und 1866 den Verlag veräußerte. Seitdem sind beide getrennt, aber noch immer in dem Hause der Brüderstraße Nr. 13 und zwar in den identischen Räumen: das Sortiment (Borstell & Reimarus) mit seinem großartigen Lesezirkel von 500,000 Bänden gleich vorn linker Hand, der Verlag (R. Stricker) mit seinen vor-

trefflichen Werken, namentlich pädagogischer Richtung, hinten im Hof.

Zweistöckig, mit stattlicher Front, in seiner Verbindung von Geschäftshaus und Wohnhaus, macht es auf den Eintretenden noch ganz den Eindruck der guten alten Zeit, wo man Platz hatte, sich mit einiger Bequemlichkeit zu bewegen. Eine breite Holztreppe mit geschnitztem Geländer führt von dem Flur in die oberen Etagen. Der Hof ist geräumig, mit den Galerien um den ersten und zweiten Stock, welche Zelter gebaut hat. In der Mitte des Hofes ist ein kleines Beet mit einem Bäumchen darin; und um die Fenster des Comptoirs rankt Weinlaub. Hier ist es kühl und angenehm, auch an den heißen Sommertagen, als ob ein Hauch des vorigen Jahrhunderts uns anwehe; man fühlt sich weit entfernt von dem heutigen Berlin. Aus dem Fenster sieht man in den Garten, in welchem Linden stehen und ein alter Nußbaum, welchen Nicolai noch gepflanzt. An der Wand über dem Sopha hängt sein Porträt, ein Pastellbild, welches ihn mit wohlwollendem Gesicht, hoher, zurücktretender Stirn und weißem Haare zeigt, in der Tracht vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts: blauem Frack mit übergeschlagener weißer Weste. Verlagsartikel des alten Herrn, viele davon jetzt Unica, kamen zum Vorschein aus entlegenen Gewölben, und Alles vereinigte sich, mir ihn, seine

Zeit und Zeitgenossen nahe zu bringen, wie in einem schönen Sommertagstraum.

In dieser Stimmung besuchte ich seine ehemalige Wohnung im ersten Stock; ich ging die Holztreppe hinan, in deren Stufen leichte Eindrücke anzudeuten scheinen, daß hier eine Generation nach der andern auf- und abgestiegen. Ein eigner Reiz und Zauber webt um solch' alte Wohnungen. Es weht ein sanfter Blumengeruch in ihnen, wie von Waldmeisterkränzen, die lange ihren Duft noch behalten, auch wenn sie schon verwelkt sind. Die weißlackirten Thüren, der Tritt vor dem Fenster, die altmodischen Möbel, die mancherlei kleinen Andenken, Porzellan und Bücher und Bilder und das Halbdunkel, das in allen diesen hohen Räumen herrscht, sie geben zusammen uns das Bild und Gefühl der Wirklichkeit, aber einer weit entrückten. Frau Veronica Parthey war meine gütige, geduldige Führerin. Im Vorzimmer hängen Familienporträts, zwei von Nicolai, ferner das seiner Gemahlin, seiner Freundin Elisa von der Recke, die so gut wie zur Familie gehörte, beide von Graff gemalt. Sie haben Etwas, was an die Frauenporträts von Sir Joshua Reynolds erinnert. Die beiden Porträts, welche Nicolai, das eine als Dreißig-, das andere als Fünfzigjährigen darstellen, haben ganz die charakteristische Bildung des Kopfes, die sich in dem Bilde des Greises unten

im Comptoir wiederholt: die zurücktretende Stirn und das vorspringende Kinn; man kann die Thatkraft, ja Hartnäckigkeit aus dem Gesichte dieses Mannes lesen, das im Uebrigen voll von Güte ist. Auch eine Copie der Schadow'schen, wenn ich nicht irre für die Kgl. Bibliothek angefertigten Büste befindet sich in diesem Zimmer. Zu jedem Bild an der Wand, jedem Buch auf dem Tische (darunter auch jener „Fünfundzwanzigjährige Ehe- und Hauskalender") gab Frau Parthey mir den wünschenswerthen Commentar. Sie geleitete mich durch einen langen Gang, wo einst die Bibliothek Nicolai's aufgestellt war und eine alte Uhr noch mit demselben Ticktack und Silberklang, den einst, vor hundert Jahren, Nicolai und die Seinen gehört haben, die verrinnenden Stunden zählt. Aus dem Gang gelangt man in das Arbeitszimmer Nicolai's, das noch ganz erhalten ist, wie er es verlassen hat, mit den Bänden und Büchern, den Mappen und Folianten, dem Schreibtisch, dem Spinett und einem Kasten, in welchem das Brautgewand seiner Gattin aufbewahrt wird. Bis hier herauf reichen die Baumwipfel des Gartens, und es ist ein gar liebliches Rauschen in dieser Einsamkeit, wenn der Sommerwind sie bewegt. Auf einer kleinen Treppe steigt oder klettert man zu den oberen Räumen, in welchen ich noch die ganze Bibliothek Nicolai's beisammen

sah, die seit Kurzem (Februar 1886) von der Hamburger Stadtbibliothek erworben worden ist und nun dort, in den hohen luftigen Sälen des Johanneums, einen würdigen Platz gefunden hat. Das Hamburg des vorigen Jahrhunderts hat sich um Lessing so verdient gemacht, daß ich, vor allen andern Städten, dieser unsern Nicolai gönne, wenn wir ihn denn einmal nicht behalten konnten. Mir aber wird es eine liebe Erinnerung sein, diese zahllosen Reihen von Büchern, alle in gelbes Papier gebunden, mit den Titeln auf dem Rücken von Nicolai's eigner Hand und mit dem „Friderici Nicolai et amicorum“ auf der Innenseite des Deckels, noch in den Dachkämmerchen von Nicolai's Haus in der Brüderstraße Nr. 13 gesehen zu haben.

Nicht sehr weit davon entfernt, etwas mehr gegen Süden, ist die alte Jakobstraße; bis Ende des siebenzehnten Jahrhunderts noch eine Landstraße, die von dem Rixdorfer Damm nach den Chausseen von Tempelhof und Schöneberg führte, spät erst bebaut, ist sie wesentlich eine Straße des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar vom Ende desselben. Erst 1780 erhielt sie ihren heutigen Namen. Unter den Neubauten, die jetzt auch hier überall emporschießen und den Charakter dieser Straße bald genug verwischt haben werden, findet sich doch noch manch altes, niedriges Haus mit den Zierrathen eines längst ver-

änderten Geschmacks; und fast an ihrem östlichen Ende liegt die Luisenstadtkirche, gebaut im Jahre 1794. Es ist ein einfaches, schmuckloses Gotteshaus, klein und bescheiden, weiß getüncht, mit einem Glockenthurm an der Vorderseite, der das schräge Dach nicht viel überragt. An das rings umgitterte Kirchlein stößt der alte Kirchhof, welcher aber seit dreißig und mehr Jahren als solcher nicht mehr benutzt wird. Er ist jetzt ein Spielplatz für die Kinder und eine Art von Familienpark für alle Angehörigen dieser Parochie, mit alten schattigen Bäumen und Rasenplätzen, mit Ruhebänken und sauber gehaltenen Kieswegen, widerhallend, wenn man gegen Abend kommt, von fröhlichem Getümmel, in welches zuweilen, von der Kirche her, die Orgel schallt. Am Pförtchen, durch welches man hereintritt, steht ein Gemeindediener, welcher auch Fremde gern hereinläßt, wenn sie es wünschen. Jedes Gemeindemitglied aber hat, wie seinen eigenen Schlüssel, auch seinen eigenen Tisch, Bank oder Stühle auf diesem ehemaligen Gottesacker; und ein jedes dieser Möbel ist, in Abwesenheit des Besitzers, entweder an den dahinter stehenden Baum festgebunden oder zierlich angekettet und mit einem Schloß versehen. Auch kleine verschlossene Kommoden finden sich in diesen sommerlichen Familiensitzen; und manche sind mit einem Stacket eingefaßt oder von einer Laube

überdacht. Nur noch selten sieht man hier oder dort eine vereinzelte epheubedeckte Grabstätte oder eine Graburne oder ein rostig gewordenes schwarzes Kreuz, dessen Inschrift schwer zu entziffern ist. Hier nun kann man an schönen Sommerabenden die Familienväter, ehrbare Handwerksmeister der Nachbarschaft, mit den Ihrigen sitzen sehen, unter den Ahorn- und Kastanienbäumen, an sauber gedeckten Tischen, auf welchen der mitgebrachte Mundvorrath appetitlich ausgebreitet wird und ein Fläschlein Bier oder zweie nicht fehlen; und hier verzehren sie, fröhlich und guter Dinge, unter Gottes freiem Himmel, ihr Abendbrod auf einem Stück Grund und Boden, in welchem ihre Vorfahren ruhen und über welchem hin ihre Kinder sich jagen, mit den Vögeln in den Zweigen um die Wette jauchzend, bis um halb neun das Glöckchen des Gemeindedieners das Zeichen zum Aufbruch gibt.

Auf diesem Kirchhof war einst das Grab Friedrich Nicolai's. Es ist nun eben so wenig mehr zu finden wie eins der andern. Aber an der Kirche, vorn, wenn man von der Straße kommt, unter den hohen Fenstern, rechts von der Thür, ist ein schwarzes Eisentäfelchen, mit vergoldeter Umrahmung, in die Mauer eingelassen, und darauf liest man die Inschrift:

Friedrich Nicolai,
geb. 18. März 1733,
gest. 8. Jan. 1811.

Und einmal noch mach' ich mich auf den Weg. Es ist wieder Juni, die Zeit der Linden- und Rosenblüthe. Zwei Jahre sind es, seit hier, im Innern von Alt-Berlin, der erste Hammerschlag gethan; zwei Jahre sind nicht viel, nicht einmal in Berlin, wo doch Beides so rasch geht, das Zerstören und das Wiederaufbauen. Und dennoch, wie manchen Tag in Herbst und Winter bin ich zwischen Ruinen gegangen! Nun aber, in der hellen Mittagsonne, fluthet das Leben aufs Neue, scheint Alles zu wachsen und dem Lichte sich entgegen zu heben. Aus sommerlichem Dufte treten die großen Gebäude heraus, das Museum und das Schloß und der Dom mit seiner Kuppel, es rauschen die Springbrunnen, und die kleinen Bäume dort unten im Schatten an der Spree, so jung neben all' dem alten Gemäuer, neigen sich nach dem vorüberziehenden Wasser. Es ist eine flüssige Transparenz, ein leicht verschleierter Glanz in der Luft, und der überall durchbrechende Schimmer leuchtet an den Häusern hinauf, schlüpft hier und dort mit einem goldnen Strahl in das Dunkel eines Hofes oder einer Einfahrt, glitzert wie hüpfende Funken in dem Riemenzeug und Geschirr der vorübertrabenden Rosse, spiegelt sich in den Augen und Gesichtern der Menschen und auf dem feuchten Trottoir der Straßen. Auch meine Gegend, von der Burgstraße bis weit hinunter, wo die Kuppeln und

die Thürme des Nordens und des Ostens in einem durchsichtigen Nebel verschwimmen, trägt dieses sommerliche Frühgewand, mit seinen Enden gleichsam aufflatternd im lustigen Morgenwind. Freudig athmet es sich in solch' einer Stunde; das Gegenwärtige, das, was uns umgibt, wird wie Etwas, das uns persönlich angehört, und leicht schreitet es sich dahin unter all' diesen frohen Gebilden der Zukunft und Ferne.

Werden wir sie noch vollendet sehen, die neue Straße des Kaiserlichen Berlins; und wenn sie vollendet ist, wird nicht erst ein kommendes Jahrhundert sich ihrer in Wahrheit erfreuen? Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts, die Ihr jetzt noch mit den Schulmappen um uns herum lauft, für Euch haben wir sie gebaut; Euch überlassen wir sie, zufrieden damit, das Andenken des Alten bewahrt zu haben, das wir Eines nach dem Andern stürzen und hingehen sahen.

Dort drüben, überm Wasser, ist man beschäftigt, ein Stück gothischen Mauerwerks, das sich dicht an das Schloß duckt, einen einsamen Giebel und Fensterhöhlen, durch welche der jenseitige Himmel durchscheint, mit allerlei Sparren und Stangen und Leitern zu umgeben: es ist der übrig gebliebene letzte Rest der Schloßapotheke, den man zum Andenken erhalten

will*); und hier, im und am Wasser, beginnen, mit der Verschälung des Ufers, die ersten Arbeiten zur neuen Brücke, der Kaiser-Wilhelmbrücke. Wo die kleine Burgstraße war, sind hinter den Bretterwänden die colossalen Paläste schon fertig, welche den pompösen Eingang zur Kaiser-Wilhelmbrücke bilden werden, und wo das Joachimsthal'sche Gymnasium war, steht der herrliche Sandsteinbau der Waarenbörse, das Säulenportal der Fondsbörse zugekehrt. Jetzt bietet sich mir ein großer, lang erwarteter, aber dennoch überraschender Anblick: die Marienkirche, jahrhundertelang von den um sie herumgebauten Hausern gänzlich zugedeckt, so daß man nur den oberen Theil des Thurmes sah, steht jetzt in ihren einfachen, aber ehrwürdigen Formen völlig frei vor mir — und nicht lange, so wird vor ihr das Standbild Luther's sich erheben, des „bibelentfaltenden" Luther's, für immer die trüben, mittelalterlichen Erinnerungen bannend, die noch an dieser Stätte der Scheiterhaufen und Blutgerüste haften mögen.

*) Er hat jetzt, nach der Seite der Kaiser Wilhelmstraße hin, einen neuen Erker erhalten, dessen Brüstung die brandenburgische Kurfürstenkrone und den preußischen Adler trägt. Am obern Theil erblickt man zwei Engelsfiguren mit einem Kranz von Eichenblättern, in denen man die Jahreszahlen „1598" und „1886" liest.

Anmerkung vom November 1886.

Der angrenzende Theil der Papenstraße ist nicht mehr; die fortschreitenden Plankenzäune, diese Vorboten und sicheren Verkündiger des nahen Falls, haben mein liebes Kneipchen schon erreicht, welches tapfer bis zuletzt Stand gehalten und mit einem traurig-fröhlichen Festmahl in einer feuchten Frühlingsnacht sein Dasein beschlossen hat. Wie wird diese Nacht mir im Gedächtniß bleiben, mit ihren Tischreden von Windthorst und Rickert, die wie gute Nachbarn zur Rechten und Linken des trefflichen Gastgebers, Directors der Brauerei, Fr. Goldschmidt, saßen, der Eine darüber nachdenkend, daß er hier auf den Grundmauern eines bischöflichen Palastes weile, der Andre sein Gesicht gleichsam der künftigen Lutherstatue zuwendend. Heute seh' ich es zum letzten Mal, verödet steht es da, verlassen von den Wirthen und den Gästen, die weiße Laterne nicht länger mehr winkend, die Thüren verschlossen, die Fenster bestaubt . . . Lebe wohl, du kleines Stück Gemüthlichkeit im alten Berlin, das Eine geht mit dem Andern, und —

Wo treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?

Das Werk der Zerstörung ist schon bis in den Marienkirchhof gedrungen, wo noch, finster und von der Last der Jahrhunderte niedergebeugt, das alte Steinkreuz steht, das an den Mord des Propstes zu

Bernau erinnert. Hier blickt man abermals auf eine Stätte der Verwüstung mit übereinandergeworfenen Stein- und Balkenhaufen und zusammengestürzten Häusern. In dem einen derselben fand sich eine kleine Kapelle eingebaut, offenbar die Kirchhofskapelle; in einem andern die alte Kirchhofsmauer als Hinterwand benutzt. Hier endlich stieß man auch noch tief in der Erde auf die verrosteten eisernen Krammen des Schlagbaumes, mit welchem Abends die Stadt gegen die Juden gesperrt wurde. Kleiner Jüdenhof, Kalandshof und Königsmauer, Nichts ist mehr davon vorhanden; offen und frei liegt Alles, und durch die prächtig verbreiterte Neue Friedrichstraße schweift der Blick schon unbehindert bis zum Alexanderplatz. Welcher alte Berliner würde ihn wiedererkennen?

Einst die Esplanade vor dem Königsthor, zu Friedrich's d. Gr. Zeiten ein Sand- und Exercierplatz, kümmerlich bebaut, und auch das noch auf königliche Kosten oder mit königlicher Unterstützung, seine beiden vornehmsten Gebäude, das Arbeitshaus (gebaut von Boumann dem Vater, 1756—1758) und der Stelzenkrug (ein „Krug" oder ländliches Wirthshaus, das ursprünglich der Invalidenanstalt gehörte, daher der Name) — so war die „Contrescarpe", seit 1805 dem Kaiser von Rußland zu Ehren Alexanderplatz genannt, und nicht viel besser haben wir diesen

Platz noch vor zwanzig, dreißig Jahren gesehen. Jetzt sind die Königscolonnaden, mit ihren Säulen und Rococofiguren dicht anstoßend an den Stadtbahnhof Alexanderplatz, der einzige Rest jener Zeit, und der Platz selber das Centrum des Ostens von Berlin geworden — ein Platz des Fremdenverkehrs mit zahllosen Läden und Magazinen, einem Theater, einer spanischen Bodega und einer bairischen Bierhalle, im Dämmerlichte der Stadtbahnbögen und mit dem Rollen der Züge von fünf zu fünf Minuten; — ein gewaltiger Wagenpark von Omnibussen und Pferdebahnwagen, aufgefahren zu beiden Seiten und stets in Bewegung; die Hauptstraßen der Königstadt und ehemaligen Vorstädte mit ihrem ungeheuren Menschen- und Frachtenstrom von allen Richtungen her einmündend; das riesige Grand Hôtel Alexanderplatz mit seinem weltstädtischen Restaurant und Wiener Café an der Stelle des alten Stelzenkrugs; der endlose Bauzaun des Polizeipräsidiums, fast die ganze Länge der unteren Alexanderstraße flankirend, an der Stelle des alten Arbeitshauses — das graue Viereck, von der Neuen Friedrichstraße her, jetzt das Landgericht I und ehemals das Cadettenhaus, an welchem Ramler Professor war, und dessen Hof und Garten bis an den nunmehr zugeschütteten Königsgraben reichten, darüber die Stadtbahn und dahinter die Thürme der Klosterstraße, herabschauend auf das be-

täubende Gewühl — das ist der Alexanderplatz in seiner heutigen Gestalt. Noch effectvoller ist der Anblick am Abend, wenn man etwa mit einem der Vorortzüge der Stadtbahn aus der Dämmerung einer der umliegenden Dorfschaften, unter einem bis dahin dunklen Himmel, in das Weichbild der Stadt eintritt, mit den mannigfachen Gestaltungen von Häusern und Dächern, die sich immer dichter zusammenschieben, mit vorüberfliegenden Straßen, die man in der unsichern Beleuchtung nicht erkennt, und langen Laternenreihen, welche auftauchen und verschwinden, mit den hohen Wölbungen der Stadtbahnhöfe, durch welche, schimmernd von bläulicher Helle, die Wagen wieder in die Nacht hinausfahren, bis plötzlich dieser Platz erscheint mit den Hunderten seiner Lichter, Lichter von allen Farben, grüne, blaue, rothe, vorüberhuschend an Pferdebahnwagen und Omnibussen, Gasflammen, gelb wie mattes Sonnenlicht, und, Alles überstrahlend, das elektrische Licht, welches die mächtigen Gebäude ringsum in blendendem Glanze zeigt, die Gliederung der Stockwerke, jeden Mauerzierrath des großen Hôtels, die Masse des Stadtbahnhofs und die flimmernden Goldinschriften über den Läden.

— — Aber es ist Mittag, ein träumerisch weicher Sommermittag, und überall hängen die Linden voller Blüthen. Der Duft begleitet mich,

die laulich bewegte Luft trägt ihn durch die Straßen; ich schreite zurück, halb unter Ruinen, halb unter neuen Häuserblöcken, und der Stadtbahn folgend, stehe ich nun vor einem Bogen, der mir ein gar anmuthiges Bild einrahmt: den Monbijouplatz mit seinem Schloß und Garten. Nicht mehr ganz ist dieser Platz der weltentlegene stille Winkel, der er noch vor wenigen Jahren war. Sonst, wenn man über die Herkulesbrücke kam, die mit ihren Colossalgruppen — das Werk von Langhans und Schadow, den Schöpfern des Brandenburger Thors und ungefähr derselben Zeit (1787—1789) entstammend — einst das Wunder unserer Stadt waren, dann hatte man zur Seite die Neue Promenade, damals wirklich noch Etwas von dem, was ihr Name besagt. Vor den kleinen, traulichen Häusern, die hier standen, und in deren einem Fichte gewohnt, waren grüne Bäume und am Wasser waren Gärten, in denen Cypressen wuchsen und Rosen blühten.

Auch dieses Idyll hat die Stadtbahn zerstört. Jetzt sind hier keine grünen Bäume, keine Gärten, keine Cypressen, keine Rosen und unter der Herkulesbrücke kein Wasser mehr. Sogar die Denktafel, welche das Haus Fichte's bezeichnete, ist verschwunden; was könnte sie auch, an eine dieser hochgethürmten Miethskasernen geheftet, uns sagen? Aber fast unverändert in seiner seltsamen Dreieckgestalt ist

der Monbijouplatz, wie er unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. entstanden. Denn das Schloß ist älter als der Platz; es lag wie auf dem Lande, und der „Platz bei Monbijou" war ungepflastert und spärlich bebaut, mit einer hölzernen Brücke über dem Festungsgraben, wo nun, seitdem dieser ausgefüllt worden, die Herkulesbrücke auf dem Trocknen liegt. An der Ecke des Monbijouplatzes ist noch eines jener „Frey=Häuser" *), aus der Zeit, wo diese Gegend, vom Anfang der Oranienburger Straße bis jenseits der Spree zum Weidendamm, die „Monbijou=Freyheit" war; und neben dem Schloß ein andres, ein weitläufiger, wettergeprüfter

*) Ein Freihaus — oder wie man es auf den wenigen noch erhaltenen dieser alten Häuser geschrieben sieht: „Frey-Haus" — ist ein solches, welches ursprünglich entweder zu einem der Königl. Schlösser gehörte (auf dem Schloßplatz, der Stechbahn und Schloßfreiheit), oder auf Königlichem Grund und Boden (wie hier bei Monbijou) erbaut war. Diese Häuser sind frei von Einquartirungslast und gewissen andern Abgaben, hatten dagegen aber die Verpflichtung, „wenn fremde Herrschaften" nach Berlin kamen, das Gefolge zu logiren, Betten für dasselbe zu liefern und es zu beköstigen, was später, in unseren weniger patriarchalischen Zeiten, in einen Geldbetrag verwandelt wurde. Man vergl. Mila, Berlin, S. 95. — Als Mila schrieb, vor bald sechzig Jahren, gab es noch an fünfhundert dieser Freihäuser, deren Zahl seitdem, nach Ausweis des letzten Verwaltungsberichts der städtischen Steuer- und Einquartirungsdeputation (1886), auf fünfzehn herabgesunken ist.

Bau, gegenwärtig dem Eisenbahnfiscus gehörig, einst die große, aus Staatsmitteln (1764) erbaute Fabrik für halbseidene Zeuge und türkische Teppiche — lange im Besitz der Firma Hotho und Welper, zuletzt Hotho — das Haus, in welchem der bekannte Kunsthistoriker dieses Namens, Hegelianer und seiner Zeit eine Zierde der Berliner Universität, 1802 geboren worden, und 1873 gestorben ist. Seitdem ist freilich nicht viel die Rede mehr weder von Hegel auf dem Monbijouplatz noch von Fichte auf der Neuen Promenade, noch von Beiden in Berlin überhaupt. Eine schmale sandige Gasse, damals wie heute ohne Häuser, nur mit einem morschen Holzgeländer, die Ueberfahrgasse, führt hier, zwischen dem Schloß und dem alten Manufacturhaus, zum Wasser. Jetzt vereinsamt und ausgestorben, war diese Gasse damals eine Kahnstation zur Ueberfahrt nach dem Weidendamm, besonders belebt an den Sonntagnachmittagen, wenn die Leute von drüben kamen, um die Pantomimen im „Comödienhaus bey Monbijou“ zu sehen, dessen Ueberreste noch zu Mila's Zeit (1829) existirten, jetzt aber durch einen Gebäudecomplex am Schneidepunkt der Oranienburger Straße bedeckt werden.

An alles Dies erinnert der Monbijouplatz. Man spürt noch den leisen Athem der Vergangenheit; aber man ist ganz darin, wenn man den Monbijougarten betritt.

Unter dem sommerlichen Dunkel dieser Bäume, der Linden und breitblätterigen Ahorne, der Akazien und Kastanien, in der Mittagsstille, geht der Geist des vorigen Jahrhunderts um. Nymphen und Najaden stehen am Wege, Blumengöttinnen mit spielenden Kindern lächeln herab von den verdeckten Säulengängen und über dem Schlößchen, von Eosander von Goethe zu Anfang des Jahrhunderts erbaut und ein wenig an Trianon erinnernd, hoch über dem Dach, ist das Zeichen einer Sonne, von Goldblech, eigenthümlich schimmernd in dem mattblauen Mittagshimmel. Langgestreckt, mit nur einem Erdgeschoß, mit Fenstern, die bis an den Boden reichen, mit schmalen Treppenstufen davor, war dieses Schlößchen der Wittwensitz von Friedrich's d. Gr. Mutter, der es König Friedrich I. schon als Kronprinzessin geschenkt hatte. Sie nannte es: „Mon Bijou", nach der Sitte jener Zeit und vielleicht mit einem leisen Anklang an das heimathliche „Mon Brillant" in Hannover. Als Sophie Dorothea, 1757, starb, stand das Schloß leer, bis es, gegen Ende des Jahrhunderts, die Sommerresidenz der Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. ward, die es nach den Zeichnungen des Oberbauraths Unger mit seinen Vorhallen und Portiken, am Eingange des Gartens, so herstellen ließ, wie wir es heute noch sehen. Seitdem aber ist es unbewohnt; jetzt befindet sich darin das Hohen-

zollern-Museum, ihm gegenüber erhebt sich die neu-erbaute St. Georgs-Kirche für den englischen Gottes-dienst und in eines der ehemaligen Cavalierhäuser hat man die Schloßapotheke verlegt, so daß diese, von einer gütigen Kurfürstin gestiftet, gleichsam noch immer unter dem Schutze von Preußens Köni-ginnen steht.

Unter all' den Reliquien der Hohenzollerndynastie, bis über den Großen Kurfürsten hinaus, hier zu wandeln, durch die lange Reihe von Zimmern, deren Wände mit französischer Cretonne bespannt, deren Plafonds mit schönen Malereien oder Spiegeldecken verziert sind; oder durch die Galerie, wenn das Mittagslicht, vom Grün des Gartens gedämpft, zu den tiefen Fenstern hereinfällt: das ist wirklich wie ein Gang durch entfernte Jahrhunderte. Der kleine Park, nach der Stadtseite hin dem Publicum und namentlich den Kindern geöffnet, die hier ihre Spiel-plätze haben, ist nach der Wasserseite hin still und abgeschieden; nur selten vernimmt man die schattigen Gänge herauf den vereinzelten Schritt eines Spazier-gängers. Ein Rasenplatz ist hier mit einem Bassin und einer Fontäne. Aber auch die Fontäne rauscht nicht mehr. Es ist Alles wie eingeschlafen, bis auf das Wehen des Laubes und das Zirpen der Vögel; und einschläfernd kommt, in der Mittagsluft, selbst der süße Geruch des Rothdorns herüber, den dort

am Wasser der große Friedrich gepflanzt, als er noch ein Kind war und unter seiner Mutter Augen hier spielte. Plötzlich aber ein dumpfes Poltern und Sausen — es ist die Stadtbahn, die hier auf zwei Bögen quer über den Garten und die Spree geführt ist. Ich trete an die Balustrade und blicke aufs Wasser und die überhängenden Weiden, letzte Schwestern jener längst verschwundenen, welche dem Weidendamm den Namen gegeben haben und einst vor hundert Jahren von Bernardin de St. Pierre so sehr bewundert worden sind „sur les bords de la Sprée, aux environs de Berlin“ *).

Schwäne rudern auf dem Wasser und in einem unter mir ankernden Spreekahn verzehrt ein Schiffer sein Mittagsbrot. Groß und herrlich ist von hier aus der Blick auf Berlin; auf die Säulenhalle gegenüber, welche die Nationalgalerie umgibt, und links, wo der Strom sich erweitert, auf die Friedrichsbrücke, mit ihrer rastlos hin und her sich schiebenden Kette von Wagen und Menschen; auf die Börse, die von Sonne strahlenden Dächer der Burgstraße und die

*) Man vergl. den schönen Aufsatz von Ernst Friedel: „Die alten Weiden von Berlin“, und Dr. Carl Bolle, den eminenten Pflanzenkenner der Mark, in seiner liebenswürdigen und lehrreichen kleinen Schrift: „Baum- und Strauchvegetation“, im Auftrage der städtischen Behörden für diese Kategorie der Botanischen Abtheilung des Märkischen Provinzial-Museums verfaßt.

beiden Thürme der Nicolaikirche. Ganz fern, vom Lichte des Mittags umflossen, aber so deutlich, daß man den ehernen Reiter das Roß unter sich zügeln sieht, erscheint das Standbild dessen, in dem wir den Schöpfer des preußischen Staates dankbar verehren; und ihm gegenüber, auch auf einer Brücke, das Bild eines Andern, den wir nicht minder lieben und verehren. Ist es Vision, ist es Wirklichkeit? Es hat etwas Geisterhaftes, sich das Alles vorzustellen in diesem Garten, der wie vom Mittagstraum befangen liegt. Aber ich vernehme sie schon, die wuchtigen Rammen, niederfallend auf die Pfähle im Wasser, welche die Kaiser-Wilhelmbrücke tragen werden; und das Reiterbild, welches den großen Ahnen auf der Kurfürstenbrücke grüßt, ist das Kaiser Wilhelm's.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Belgien und die Belgier.

Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880.

Von

Julius Rodenberg.

Octav. In englischem Leinwand-Umschlage 9 M.

Inhalt: Vorwort. — I. Die Reise nach Belgien. — II. Das Land und die Parteien. — Brüssel. — III. Das belgische Heer. — Die Presse. — Herr Frère-Orban. — IV. Die Julifeste. — V. Gent. — Die Sozialdemokratie in Belgien. — VI. Antwerpen. — Belgiens materielle Entwickelung seit 1830. — VII. Studien am Seestrand und Besuche in der Stadt. — Hendrik Conscience. — Charles Potwin. — Herr Rolin-Jacquemyns. — VIII. Der literarische Kongreß und die französisch-belgische Literatur. — IX. Zur vlamischen Literatur. — X. Die vlamische Bewegung. — Die neuere Malerschule und Musik. — XI. Das patriotische Fest. — Charles Rogier. — Der Kanonicus Haerne. — Der Baron Nothomb. — XII. Der historische Festzug. — Das Banquet der Bürgermeister. — Schluß.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



1231-

